42. Jahrg. September 1927 / 1. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften!

Fabrik: ELECTRICITÄTS-GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark

Inhalt des Septemberheftes:

Seite

Im Zeichen der Jungfrauen. Roman von Clara Ratzka (Fortsetzung folgt) 1

Eifersuchtskampf auf dem Gletscher. Von Alwin Rath 29

Ende des Sommers. Gedicht von E. A. Rheinhardt 32

Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln. Von Museumsdirektor Dr. Hans F. Secker. Mit 22 mehrfarbigen Abbildungen . 33

Das Fest des Fontanara. Novelle von Alexander von Gleichen-Rußwurm 49

Die Ursachen der französischen Revolution von 1789. Von Max Lenz (Fortsetzung folgt) . 57

Zwei Impressionen am Meere. Gedichte von Ernst Zahn . . 64

Bilder aus dem Sudan. Von Rudolf de Haas. Mit zwölf mehrfarbigen Abbildungen nach Gemälden von Alexander Jakowlew 65

Die Straße. Novelle von Fritz Bondy 77

Rückkehr aus dem Süden. Gedichte von Karla Höcker . . 80

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Geschichten aus meinen Vortragsfahrten. Von Gabriele Reuter . . . 81

Gib mir deine Hände. Von Hugo M. Pachleitner 85

Neuzeitliche Körperschulung. Von Oberregierungsrat Dr. med. Artur Mallwitz. Mit 15 mehrfarbigen Abbildungen 86

Seite

Das Pochen der tanzenden Füße. Komposition von E. N. v. Reznicek 96
Der Vater. Novelle von Ernst Zahn 100
Der Eschenhof. Gedicht von Joseph Georg Oberkofler . . 108
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 109
Illustrierte Rundschau . . . 113
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil) . . . . 5—12

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Fischerboot. Aquarell von Artur Nikodem (Farbiges Offsetbild) . . . . Titelbild
Vornehme chinesische Familie in ihrer Theaterloge. Gemälde von Alexander Jakowlew . . 8— 9
Die Seele. Gemälde von Prof. Hans Adolf Bühler. . 16— 17
Die Rakete. Gemälde von Wilhelm Heise . . . . 56— 57
Herbst. Temperagemälde von Prof. Ludwig Bartning 104—105

Kunstbeilagen in Tondruck:

Gruppenbild des Verwaltungsrats der J. G. Farben-Industrie. Gemälde von Prof. Hermann Groeber . . . . 24— 25
Sterbende Amazone. Bildwerk von Emil Jensen . 64— 65
Bildnis. Gemälde von C. Boulet . . . . 112—113

Anzeigenteil:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—36
Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter“ . 1—12
Umschlag . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Texte:
„Romane der Welt“. . . . 22, 24
Neuigkeiten vom Büchertisch 26, 28, 30
ferner die Abteilungen:
Töchterpensionate . . . 13
Unterrichtsanstalten . . 13—14
Reise- und Kur-Aufenthalt 15—19
Deutsche Bücher . . . . 20—23

Der neue Jahrgang von Velhagen & Klasings Monatsheften ist eröffnet.

Das vorliegende Heft ist kein treuer Spiegel seines Inhalts.

Aber es deutet wenigstens an,

wie reich die Ausstattung,
wie stark der geistige Gehalt,
wie weitgezogen der Interessenkreis

dieser Zeitschrift ist. – An

Romanen und Novellen

stehen uns für den neuen Jahrgang zur Verfügung Arbeiten von:

Paul Apel, Vicki Baum, Theophile v. Bodisco, Hans Heinrich Ehrler, Hans Grimm, Hans Johst, Viktor v. Kohlenegg, Friede H. Kraze, Otto v. Leitgeb, Ernst Lothar, Clara Ratzka, Werner v. d. Schulenburg, Ina Seidel, Willy Seidel, Clara Viebig, Ernst Zahn u. a.

Die Stoffe für unsere illustrierten und unillustrierten Aufsätze schöpfen wir

aus allen Gebieten des Lebens, Schaffens, Denkens

Unsere Mitarbeiter sind auch im neuen Jahrgang

die hervorragendsten Autoritäten,
die glänzendsten Schriftsteller.

*

Von außerordentlichem Reiz sind die Kunstbeilagen der „Monatshefte". Es gibt auf der ganzen Welt keine Zeitschrift, die die Güte dieser Reproduktionen zu übertreffen vermöchte. Wer die Kunst liebt und abseits von Galerien und Ausstellungen lebt, gewinnt mit der Zeitschrift

ein Hausmuseum mit den Meisterwerken klassischer und moderner Kunst

in schlechthin vollendeten Wiedergaben. Der Preis der Hefte beträgt im neuen Jahrgang 2,40 Rm. Der bescheidene Preisaufschlag wird wettgemacht durch die

trotz stark gestiegenen Herstellungskosten unverändert reiche Ausstattung.

Wer die Monatshefte hält, erwirbt sich einen

Schatz für seine Bücherei,
einen Schmuck für sein Haus,
eine Erfrischung für Herz und Gemüt!

Bestellzettel.

Ich bestelle zur baldigen Lieferung:

1 Einbanddecke zu Velhagen & Klasings Monatsheften
41. Jahrgang 1926/27, Band 1 (Heft 1–6)

1 Einbanddecke zu Velhagen & Klasings Monatsheften
41. Jahrgang 1926/27, Band 2 (Heft 7–12)

zum Preise von je 2 Mark

(Nichtgewünschtes bitten wir durchzustreichen)

Name: ....

Stand: ....

Wohnung: ....

Wie pflegen Sie Mund und Zähne?

Nehmen Sie nur irgend ein wohlschmeckendes, parfümiertes, wirkungsloses Präparat, oder eins, das wirksam, aber schädlich für Zahnschmelz und Schleimhäute ist? Wer nicht ganz sicher über den Wert seines jetzigen Mundpflegemittels ist, beginne noch heute mit dem Gebrauch der Ortizon-Mundwasser-Kugeln. Diese zeichnen sich durch die sehr seltene Eigenschaft aus, wirksam und unschädlich zugleich zu sein. Sie ermöglichen außerdem sparsame Anwendung, da in fester, gleichmäßig abgeteilter Form. Jedes Auslaufen, wie bei flüssigen Mundwässern, schaltet aus, daher sind die Ortizon-Mundwasser-Kugeln für die Reise äußerst praktisch und unentbehrlich. Original-Packung „Bayer" in allen einschlägigen Geschäften zu M. 2,25 erhältlich.

Ortizon
Mundwasser-Kugeln.

DLW

LINOLEUM

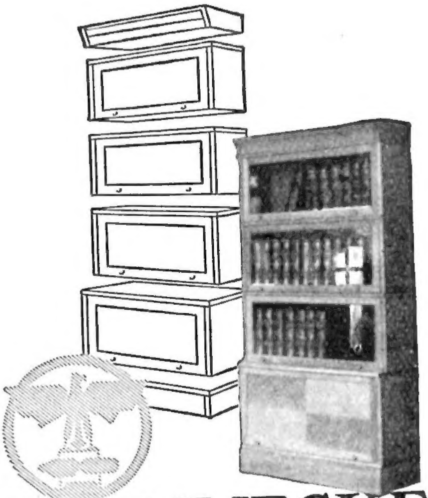
der ideale Fußbodenbelag

dauerhaft
leicht zu reinigen
hygienisch, fußwarm
schalldämpfend

in hohem Maße wirtschaftlich

DEUTSCHE LINOLEUM-WERKE A-G

Werke: Bietigheim bei Stuttgart / Anker, Hansa, Schlüssel (Delmenhorst) / Maximiliansau Cöpenick und Velten



SOENNECKEN

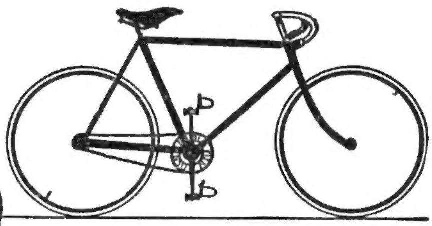
IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE

Aus einzelnen Abteilen zusammensetzbar, daher in Höhe und Breite beliebig auszudehnen. Die Schränke passen sich allen Raumverhältnissen an und wirken immer vornehm.

Ausführliche Prospekte Nr 1908 R auf Wunsch

**F. SOENNECKEN ✶ BONN
BERLIN ✶ LEIPZIG**

NSU



Greif zu!

Mancher ist stolz darauf, wenn er ein billiges Rad erworben hat. Diese werden ja heute überall angeboten. Lassen Sie sich aber nicht verblüffen! Kaufen Sie kein billiges Fahrrad, denn Sie kaufen tatsächlich teuer. Eine zeitlang fahren Sie damit. Dann aber stellen sich die Mängel ein und mit ihnen die Reparaturen. Kaufen Sie ein anerkanntes Markenrad. Kaufen Sie NSU, Sie werden nicht im Stich gelassen! Gerade durch die Qualität ist NSU billiger im Gebrauch, auch wenn Sie einige Mark mehr bezahlen.

NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm, Württbg.

Bleyle-**Westen** *kleiden vornehm und sind angenehm im Tragen. Ihre Strapazierfähigkeit und Formbeständigkeit macht sie auch für den täglichen Gebrauch besonders geeignet. Wählen Sie nach Ihrem Geschmack; Sie finden hübsche aparte Muster in modernen Farben, die weder Sonne noch Regen zu scheuen brauchen.*

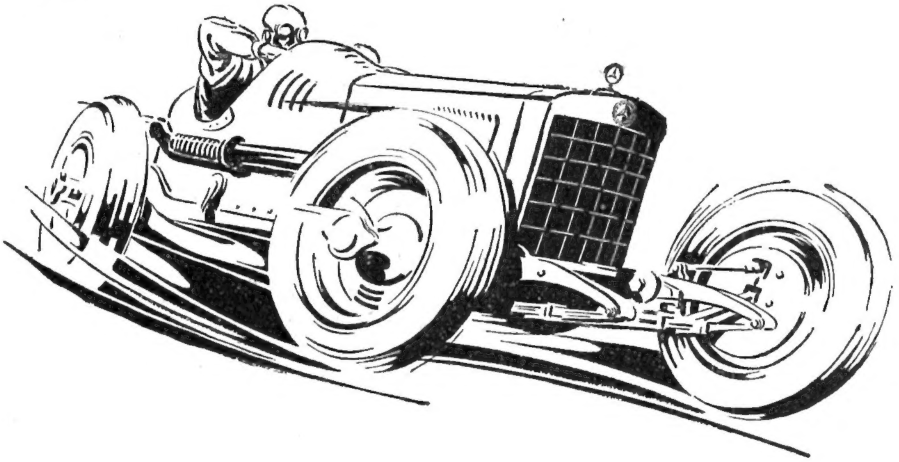
Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart SO 6

Einzige Fabrik und Bezugsquelle der echten Münchener **Loden**

Spez.: Wasserdichte Stoffe und Bekleidung — Sportausrüstung

Lodenfabrik Joh. Gg. Frey, München ★ Katalog gratis Muster 840 frk. gegen Rückgabe

Grosser Preis von Deutschland
für Sportwagen
17. Juli 1927



MERCEDES-BENZ

Dreifacher Sieger

Beste Zeit des Tages

Sieger im „Grossen Preis von Deutschland“ Otto Merz mit 102 km Stundendurchschnitt

Zweitbeste Zeit des Tages

Schnellste Runde Christian Werner mit 107 km Stundendurchschnitt

Drittbeste Zeit des Tages

Willi Walb

Alle auf serienmässigen, viersitzigen Mercedes-Benz-Sportwagen mit Continentalbereifung

*

Daimler-Benz A.-G., Stuttgart-Untertürkheim

Keine Misserfolge bei Verwendung von
SIDI
GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Photopapiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier
Kraft & Steudel Fabrik photogr. Papiere G.m.b.H. Dresden

An dieser
Marke
erkennt man
Gütermann's
Nähseide

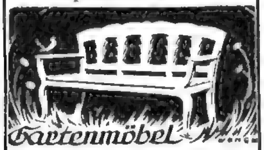
JUNKERS
Gasbadeöfen
JUNKERS u. CO. DESSAU

Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40

Studenten-Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S 1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.,
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für



in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Zürcher Seide

gute Seide,
begehrt in aller Welt
franko und verzollt
ins Haus.
Verlangen Sie unsere
neuesten Muster.

SEIDEN-GRIEDER
ZÜRICH
(SCHWEIZ)

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss, Berlin W. 56, Kloiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —
Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)
Spezial-Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

In der Sonne des Strandbades
und in der scharfen Luft des Meeres

leiden die Farben Ihrer Badeausrüstung und Strandkleider ganz besonders, wenn die Stoffe unecht gefärbt sind. Wollen Sie sich für die Badesaison zweckmässig ausstatten, dann dürfen Sie sich nur

indanthrenfarbige

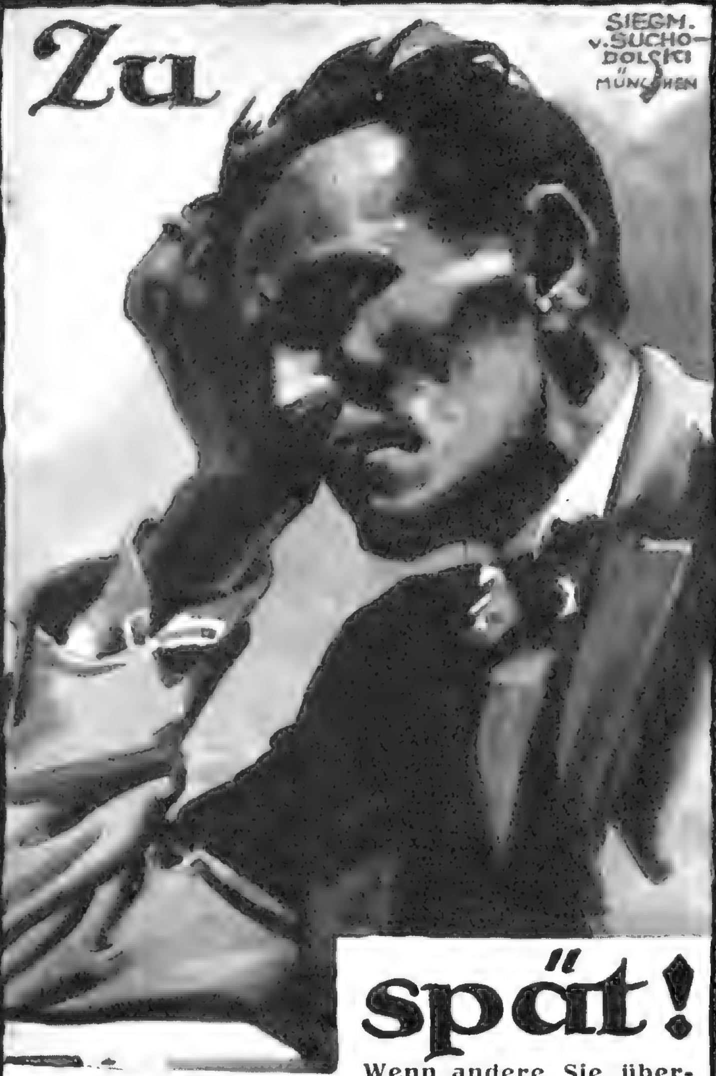
Gewebe und Garne kaufen.

Von unübertroffener Farbechtheit sind indanthrenfarbige Textilwaren mit dieser Schutzmarke. Sie bürgt dafür, dass diese Waren waschecht — lichtecht — wetterecht sind.

Indanthren

Zuverlässige Bezugsquellen sind:
Indanthren-Haus Johannes Lauersen, Berlin W. 9, Potsdamer Str. 10—11.
Filialen in Steglitz, Schloßstr. 24; Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 32
Indanthren-Haus Frankfurt, G. m. b. H., Frankfurt a. Main, Kaiserstr. 19
Indanthren-Haus Hamburg, G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11-12
Indanthren-Haus Köln, G. m. b. H., Koln am Rhein, Hohestrasse 156
Indanthren-Haus Leipzig, G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13
Indanthren-Haus München, G. m. b. H., München, Maximilianstr. 35—36
Indanthren-Haus Stuttgart, G. m. b. H., Stuttgart, Königstrasse 12
Indanthren-Haus Wien, G. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstrasse 74b

Verlangen Sie Muster. — Bestellungen von M. 20.— an werden portofrei ausgeführt.



Zu spät!

Wenn andere Sie überholen, auf dem Sportplatz oder im Beruf; wenn Sie versäumt haben, durch rechtzeitige Kräftigung Ihres Körpers frühzeitigem Alter oder einer Erkrankung vorzubeugen — in so vielen Fällen des Lebens landen Sie bei der betrübten Ueberlegung: Hätte ich doch mehr für meine Gesundheit getan! Sorgen Sie dafür, daß Sie niemals die mangelhafte Pflege Ihres Körpers zu bereuen haben, beginnen Sie, ehe es zu spät ist, und trinken Sie von morgen ab zum Frühstück täglich eine Tasse

Dr. Wander's **Ovomaltine.**

Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte natürliche Kraftnahrung von höchstem Wohlgeschmack und überaus leichter Verdaulichkeit. Sie verwandelt sich rasch in gesundes, Energie spendendes Blut und steigert die körperliche u. geistige Leistungsfähigkeit.

Büchsen zu Mk. 2.70 und Mk. 5.— in Apotheken und Drogerien.

Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch die Fabrik:

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).

F 10

Wir kennen keinen Husten mehr!
Kaiser's Brust-Caramellen
MIT DEN «3 TANNEN»

das millionenfach, seit 35 Jahren bewährte Mittel, wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen.
7000 Zeugnisse!
Paket 40 Pfg.-Dose 90 Pfg.
Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar

Alleiniger Fabrikant: ***Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,*** *Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.*

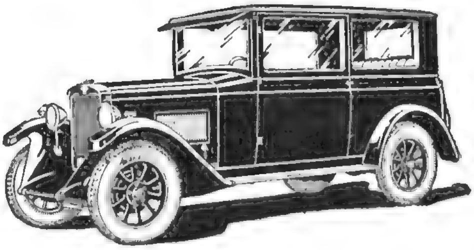
Wir wollen
Knorr Hafermehl
oder
Knorr Reismehl
die seit 40 Jahren bewährte Kindernahrung

Verlangen Sie von Firma C. H. Knorr A.-G., Heilbronn a. N., kostenlos und portofrei die Broschüre „Praktische Winke für die Säuglingspflege"

STAUBSAUGER
der sehnlichste Wunsch jeder Hausfrau! Erhältl. in allen Fachgeschäften. Bezugsquellen weisen nach: **Lüdenscheider Metallwerke A.G. Abtlg. Ludw. Hirsch, Düsseldorf**

J. G. SCHMIDT jun. SÖHNE A.-G.
WOLLGARN-SPINNEREIEN
ALTENBURG-KOTTERITZ (THÜR.)
GEGRÜNDET 1828
liefern als Spezialitäten in allen gangbaren Qualitäten, roh, meliert und in allen Farben
Jackenwolle 2, 3, 4 u. 6 fach, **Sportwolle** 2 u. 3 fach, **Handstrickgarne** in den Qualitäten 16 E, 16 D, 16 DD, 16 C, 16 A, 20 er, 22 er, 24 er, **Beilauf- u. Stopfgarn** auf Knäueln u. Kärtchen, **Pinguin-, Eis-, Rauhreifwolle** u. **Maschinenstrickgarne.**
In allen einschlägigen Geschäften zu haben.

WANDERER



19 mal um die Erde

765 000 Kilometer, also eine Entfernung, welche der 19 maligen Umrundung der Erde gleichkommt, haben die beiden Wanderer=Wagen der Herren Adolf Winkler, Wien (400 000 km) u. Hellmuth Hirth, Cannstatt (365 000 km) seit 1912 zurückgelegt, ohne während oder nach dieser unerhörten Leistung irgendwelche nennenswerte Reparaturen zu erfordern. «Jedesmal freue ich mich», schreibt Herr Hellmuth Hirth, der berühmte Flieger und ausgezeichnete Motorenkenner, «wenn ich das Maschinchen sehe; denn es läuft heute noch so flott, daß mancher moderne Wagen zu tun hat, mitzukommen.»

Diese hervorragende Leistungsfähigkeit des Wanderer=Wagens erklärt seinen Weltruf als Meisterwerk der Automobiltechnik.

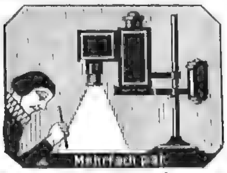
Wanderer

WANDERER WERKE · SCHOENAU CHEMNITZ · WW

Ueberlegen Sie gründlich,
wenn Sie die Nahrung für Ihr Kind wählen. Geben Sie
„Kufeke" und frische **Milch!**
Sie sparen dann Geld, Sorgen und ernten Freude.

Musik-
Instrumente, erstkl., billig, Jazz-Neuh., Akkordeons, Sprechm., Platten nur d. direkt. Bezug
Wilh. Kruse, Markneukirchen 115
Künstler-Katalog frei.

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!



Reflektus-
Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik
Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.

O- u. X-Beine
(Ohne Berufsstörung)
Broschüre kostenlos!
Wolter & Engelmann
Orthopädische Werkstätten
Chemnitz Sa. D 19

Underberg
Wahlspruch:
SEMPER IDEM

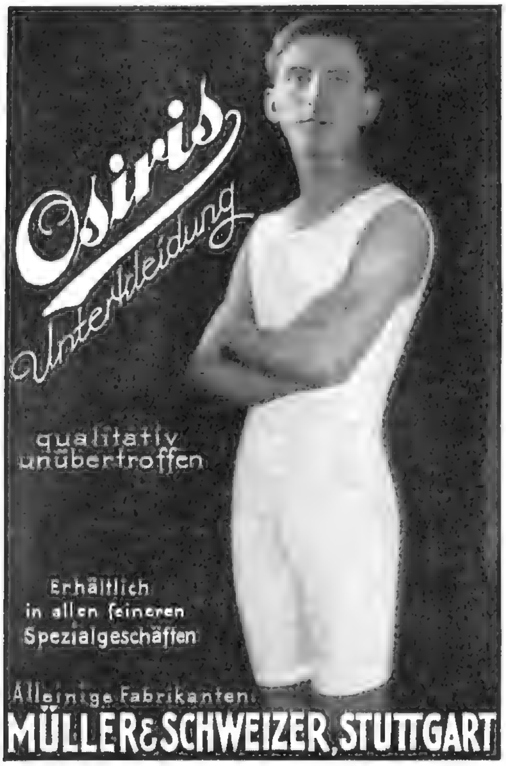
Sollte in keinem Haushalte fehlen.

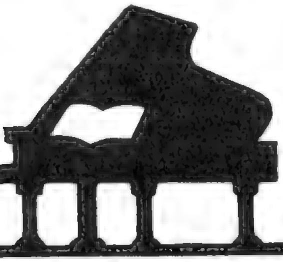
Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen seit 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt

Zu haben in ganzen, halben Flaschen und Flakons in allen einschlägigen Geschäften.

H. Underberg-Albrecht
RHEINBERG (Rhld.) • Gegründet 1846.

J. A. Henckels
Zwillingswerk – Solingen
Stahlwaren Ia Qualität
und im besonderen:
„Noxidia"-Messer **(nichtrostend)** mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.
Hauptniederlage: BERLIN W. 8, Leipziger Strasse 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.





Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat
R. HUPFER & Co
Hofpianofortefabrik
– ZEITZ –
Prov. Sachsen
Gegr. 1875

Gegen die Kälte schützen Sie sich durch wärmere Kleidung. — Erkrankungen veranlassen Sie, einen Arzt zu Rate zu ziehen. — Ihren durch anstrengende Berufsarbeit erschöpften Nerven gönnen Sie eine Ferienreise.

Was tun Sie für Ihre Augen?

Sie werden wahrscheinlich zugeben müssen, **nichts oder nur wenig** für ein so kostbares Gut.
Bedenken Sie, daß Ihre Augen durch die spezifischen Schäden intensiver ultravioletter Strahlen der Sonne gefährdet werden können. Benutzen Sie die Gelegenheit der notwendig gewordenen Anschaffung oder Ergänzung von Augengläsern dazu, die farblosen

N.G. - Busch - Ultrasin - Brillengläser

zu verlangen, die nicht nur infolge ihrer punktuell abbildenden Wirkung ganz ausgezeichnete Gläser für den täglichen Gebrauch sind, sondern auch **die ultravioletten Strahlen des Lichts absorbieren!**
Sachgemäße Anpassung durch den fachkundigen Optiker ist Vorbedingung.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke

Aufklärende Druckschriften Nr. 507 kostenlos!

Nitsche & Günther | **Emil Busch A.-G.**
Optische Werke A.-G. | Optische Industrie
Rathenow

Für verwöhnte Raucher:

Havana-Sortiment 19

50 Upmann 214 *Purezas* . . . . . M 15.—
(nebenst. in natürl. Grösse abgeb.)
25 Upmann 216 *Obeliscos* . . . . M 12.50
25 Upmann 299 *Favoritas* . . . . M 12.50
25 Upmann 213 *Cesares* . . . . . M 15.—

125 feine Havana-Zigarren für nur M 55.—

Charakter: Nicht ausgesprochen leicht, sondern pikant herzhaft. Alle vier Sorten in Zedern-Kabinettkistchen mit Stanniol-einlage.

Brasil-Sortiment 19

50 Upmann 55 *Supremos* . . . . M 10.—
50 Upmann 65 *Puritanos* . . . . M 12.50
50 Upmann 80 *Culebras* . . . . . M 15.—
50 Upmann 40 *Seniores* . . . . . M 17.50

200 feine Brasil-Zigarren für nur M 55.—

Mittelstark bis kräftig, gut zu vertragen.

Sumatra-Sortiment 19

50 Upmann 13 *Selectos* . . . . . . M 7.50
50 Upmann 36 *Graciosas* . . . . M 10.—
50 Upmann 43 *Preciosas* . . . . . M 12.50
50 Upmann 37 *Apollos* . . . . . . M 15.—

200 feine Sumatra-Zigarren für nur M 45.—

Charakter: Sehr mild, dabei fein aromatisch. Kleine bis mittlere Fassons.

*

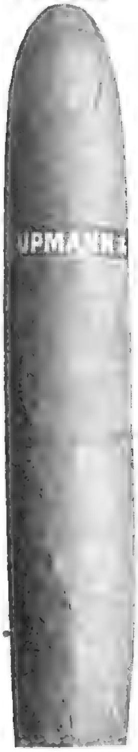
Gegen Nachnahme oder Ueberweisung auf unser Postsch.-Konto 62032 Hamburg erfolgt

Lieferung frei Haus.

*

Jllustrierter Hauptkatalog A wird gratis mitgeschickt.

Purezas



Cabinetkiste
50 Stück M. 15.—

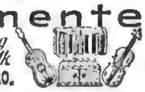
Upmann & Co. G. m. b. H.
Bremen

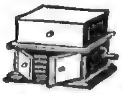
Hansi

SCHOKOLADE
KAKAO
PRALINEN
SEIT 1858

OTTO RÜGER, DRESDEN/LOCKWITZGRUND

Musikinstrumente
Harmonikas. Sprechapparate. Fabrikation. Katalog gratis. Niedrige Preise. Reell. Schallplatten p. St. 1 Mk.
Ernst Heß Nachf. Stammfabrik gegr. 1872 Klingenthal i. Sa. 20.





Sprech-apparate

liefert ab Fabrik zu äussersten Preisen **Clemens Neuber,** Fabrik f. Sprechapparate, **Klingenthal i. Sa. M.** Verlangen Sie Prospekt A.

Honig

goldklar, garantiert naturrein, 10 Pfd.-Dose 9.50, halbe 5.50 M., 10 Pfd.-D. I. Auslese 12.—, halbe 7.— M. } frko. dort.
Mustergeflügelhof Dieckmann, Westbevern 181, Westf.

Korbmöbel

„MERCEDES" günstig an Priv., beq. Teilzahlung. Katal. üb. ganze Wohnungs-Einrichtungen auf Wunsch. - Rohrmöbelfabrik „Mercedes". Lorch, Württemb.

Er fährt den besten . .

den Steiff-Bärkopf-Roller. Eine Befriedigung und Beruhigung für Sie, wenn Ihr Kind den gesunden und beliebten Rollersport ausübt mit einem Roller, der nirgends lottert oder wackelt, sondern in allen Teilen bombenfest und zuverlässig gebaut ist. Trotz der auffallenden Qualitätseigenschaften, d. i. ausgesuchtes, reines Hartholz, patentierte Räder mit nahtlosem Vollgummireif, Walzenlager, starkes Gelenk, Fussbremse, Aufstellbügel, elegante Lackierung, billigste Preise 4.50, 6.—, 6.50, 7.50, 8.—, 9.50.

Verlangen Sie ausdrücklich den überall bekannten

Steiff-Bärkopf-Roller

*

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 17 (Württ.)

Empfohlene Töchterpensionate

Bern ★ Töchter-Institut **Jolimont.** Hauswirtschaft, Sprachen, Musik, Sport. Sonnige, erhöhte Lage ausserhalb der Stadt. Sommer- u. Winteraufenthalt i. Gebirge. Refer. u. Prosp. durch Frau **Dr. H. Zahler.**

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte mit staatl. anerk. Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten i. freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Dresden-A. Strehlener Strasse 54, Villa. Tel. 43 335. **Töchterheim Frau Karthäuser, geb. Paul.** Gegr. 1900 in Hannover. Sorgf. Ausb. in Haush., Wissensch., gesellsch. Fortbildg., Handarb., Musik, Sport. Beste Verpfl. I. Ref.

Dresden-A. Werderstrasse 44. ★ Fernruf 41 225.

Töchterheim Anna Krause.

Fortbildung in Sprachen (Nationallehr), Wissenschaften, gesellschaftlichen Formen. Sport, Gymnastik, Tanz. Praktische Fächer. Studien- und Sportreisen. Eigens erbaute Villa mit allen neuzeitlichen Einrichtungen und Garten. Prospekte und I. Referenzen.

Eisenach Hainweg 22. **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.** ADT

Freiburg/Br. Töchter-Pensionat **Scholz-Wemans.** Gegr. 1904. Staatl. zugelass. Eig. Villa mit Garten in Waldesnähe. Ausb. in Wissensch., Sprach., Musik, Haushalt, Sport. Telef. 1865. Ref. u. Prosp. d. die Vorsteherinnen Frau **Dr. Scholz,** Frl. **Wemans.**

Gernrode/Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild., b) Lycealabschluss, II. Lehrküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., Fl. Wass. Lehrpl. fr.

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg **Töchterheim Fr. Dr. med. Krausnick.** Gegr. 1907. — Ausbild. z. selbst. Führg. d. ges. Hausw., kunstgew. Handarb., Wissensch., Spr. (Engl. i. H.). Gesellsch. Ausbildg. Neuzeitl. einger. Haus.

Bad Harzburg **Töchterheim Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. Haus I. Ranges. Hauswirtsch., Wissensch., Gesellschaft. Engländerin u. Franz. i. Haus. Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Besichtigung erbeten. Prosp. Frau **Dr. Rensch.**

Lausanne- **Signal,** Schweiz. ★ **Grand Verger.** **Erstklass. Mädchenpensionat.** Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Referenzen. Dir.: Mme **Pflüger.**

Locarno **Lago Maggiore**
Castello Bianco (Schweiz)

Töchter-Institut F. Knab-Hoffmann.

Engl., Französ., Italienisch. **Umgangssprache Französisch.** Kunst. Handelsfächer. Haushaltungsschule. ***KÖRPERKULTUR.*** Sommer in den Alpen. **Studienaufenthalt in Italien** (Mittelmeer). — Eintritt jederzeit, soweit Platz frei.

München Destouchesstr. 14 Fr. **Else Passavant** — **Kleines feines Töchterheim,** 4 junge Mädchen, Haushalt, Wissenschaft, Erholung, Sport. Ausführliche Angebote. Referenzen. Pensionspreis monatl. M. 125.—

Bad Suderode/Harz. **Töchterbildungsheim Pape.** Gegr. 1896. Eigenh. i. parkähnl. Gart. Warmwasserheiz. u. fliess. Wass. i. d. Zimm. Erste Lehrkräfte. Jed. Sport. Mäss. Pr. Ia Empf. Näh. Prosp. ADT

Teufen Route St. Gallen—Appenzell **(Schweiz)** — Professor Buser's **Voralpines Töchterinstitut** I. Ranges, mit Sprachlicher-, Handels- (Diplom), Hauswirtsch.- u. Gymnasial-(Matura) Abteilung. Körperkultur. Sport. Erholung. **Spezialabteilg. f. Mädchen unter 13 Jahren.**

Thale/Harz. **Töchterheim Lohmann.** Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar. Institut Weiss. Gegr. 1874, staatl. genehm. Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortbildg. f. j. Mädchen. Musik, Sprachen, Gymnastik. Akad. u. gewerbl. gepr. Lehrkräfte i. Hause. Gr. Besitz, Park. Prosp. m. Ref. Dir. Dr. phil. **Kurt Weiss** u. Frau.

Cassel-Wilhelmshöhe · **Töchterheim Haus im Haidefeld.** Baunsbergstr. 121. Fernspr. 3592. Eig. Villa m. gr. Gart. i. fr. gesund. Lage. Grdl. hausw., wissensch. u. gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrkr. Frau Rittm. **Martini.**

Cassel-Wilhelmshöhe ★ **Viktoriaheim**

Töchterheim für evangelische junge Mädchen gebildeter Stände. Staatl. anerkannt. ADT

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Albertushof b. Delmenhorst Landwirtschaftliche Lehr- u. Heimstätte für schwachbegabte u. pathologische Jugendliche. Heidehof mit 180 Morg. Land. Prosp. Leiter Pastor **Grape.**

RACKOWs

kaufmännische Privatschulen

Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden,** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6

Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

36 Abiturienten bestanden **1926**

von der Vorbereitungsanstalt von **Direktor Fischer.** Seit 1888 bestanden über 8000 Prüflinge aller Schulklassen. Empfehlungen im Prospekt. Schülerheim mit erstklassiger Verpflegung. Lyceum-Schülerinnen in 1 Jahr zum Abitur! BERLIN, Ziethenstr. 22.

Bern ★ **Humboldtianum Handelsschule**

erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- und Literarmatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgf. Erziehung. Prosp.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W 56 ★ **Gabbe's Lehranstalten**
Oberwallstr. 16a. **mit Internat.** Abitur., O.-II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex., Lat., Graec., Hebr. Physik.-chem. Laborator.

Institut Burchardi, Eisenach, Bornstr. 7 u. 11.
Haush.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinnenbildungsanst.
Abt. I Töchterheim mit hauswirtschaftlichem Jahr (Berufsschule).
„ II Frauenschule.
„ III Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirschaftsk. Gleichber. i. Pr.
„ IV **Berufsoberschule:** Vorber. z. Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule u. Städt. Haushaltungspflegerinnenausbild. — Näh. durch Auskunftshefte. ADT

Luftkurort Feldafing, schönste Lage a. **Starnberger See. Voralpines Knab.-Inst. Pestalozzi.** Landerzieh.-Heim i. Schweizer Stil. Haus I. R. Sexta b. Prima, kleine Klassen, straffer Unterr.; Char.-Bildg. Beste Verpfleg., Land- u. Wassersport; Refer., Prosp.

Genf INSTITUT WIDEMANN
„La Grande Boissière".
Erstklass. Internat für 80 Jünglinge von 15—20 Jahren. **Höhere Handelsschule in französ. Sprache.** Park von 38000 qm. Sport.
Vorsteher: **Dr. jur. René Widemann.**

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist private **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule u. **Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**

Godesberg/Rhein u. **Herchen/Sieg. Evangel. Pädagogium** (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung (keine Presse!). Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern, Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh., unbesetzt. Gebiet.

Halle/S. **Dr. Harangs**
Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Sorgenkinder werden frohe und tüchtige Menschen in der **Wichern-Stiftung, Hamburg,** Rudolfstr. 4
Evangel. Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend von 7-21 Jahren. / Pädagogium mit Realschule. Realprogymnasium. Lehrwerkstätten. Lehrgärtnerei. Landwirtschaftliches Lehrgut.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

(Lippe). *INGENIEUR-SCHULE.*
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino Lehrpläne frei.

INSTITUT LEMANIA
LAUSANNE (Schweiz)
Moderne Sprach- u. Handelsfachschule
mit abschliessendem **Diplom.**
Gründl. **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung** auf den **kaufmännischen Beruf.** Sport; **Ferienkurse in den Bergen.** Moderne Einrichtung u. vorzügl. Verpflegung. Internat u. Externat. — Man verlange Prospekt.

Leipzig, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. 1/2 GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt
Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Neudietendorf/Thür. **Wirtschaftliche Frauenschule.**
Maidenlehrgang. Staatlich anerkannt für Ausbildung von ländlichen Lehrlingen und ländlichen Haushaltpflegerinnen.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. **Seit 1895.** Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.

Potsdam-
Hermannswerder 15.
Hoffbauer-Stiftung
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten:
Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule und Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfg.

Ingenieur-Akademie
Wismar/Ostsee
Schulvorbildung: „Einjähriges"
Studien-Beginn am 1. Oktober
Anrechnung ausw. techn. Stud.
— Jll. Programm kostenlos —

Ingenieurschule Zwickau Sa.
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau / Elektrotechnik und Betriebstechnik. – Studiendauer 5 Semester: Beginn Anfang April u. Oktober.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Arosa ★ 1850 m ü. M. **Hotel Arosa Kulm.** Das höchstgeleg. erstklass. Famil.- u. Sport-Hotel. Fliess. Wass. Badeappart. 2 Tennis. Orchester. Dancing. Garage. Restaur. Volle Pens. v. Frs. 14.- an. Dir. F. Helbling.

Basel Savoy-Hotel-Univers, beim Bundesbahnhof. Das von Deutschen bevorzugte Haus I. Rgs. Jeder Komfort, 1926 renoviert, absolut ruhige Zimmer. Neue Dir.: H. Weissenberger.

Basel ★ Park-Hotel Bernerhof Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. G. Maizet-Hertenstein, Bes.

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die Direktion F. Freylinger.

Eisenach ★ Hotel Der Rautenkranz Erstes u. ältestes Haus. Jeder Komfort der Neuzeit. Grösste Autohallen, Tankanlage. Zivile Preise. Zur Nachkur bestens geeignet. Fernruf 1532, 1533.

Franzensbad Hotel Königsvilla. Vornehmste u. günstigste Lage f. den Kurgebrauch. Haus I. Rgs. mit all. der Neuzeit entsprech. Komfort. Mit eigenen grossen Gartenanlagen. Telegr.-Adr.: Königsvilla Franzensbad.

Bad Harzburg Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere) Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sool- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer M. 9—12.50. Otto Südekum.

Interlaken · Royal St. Georges (Reichshotel) Am Höheweg. Erstkl. Fam.-Hotel m. fl. Wass. i. all. Zimm. od. Priv.-Bad. Pens. v. 16 Fr. an. Vorzügl. Küche u. Keller-Restaur. Garage.

Interlaken · Schweizerhof Familienhotel I. R. Schönste Lage a. Höheweg neb. Kurgarten. Privatbäder od. fl. Wasser i. all. Z. Restaurant. Autogarage m. Boxes. Pens. v. Frs. 16.— an. Th. Wirth, Bes.

Karlsbad ★ Hotel Anger. Haus I. Ranges. Zentralheizung. Fliess. Wasser. Staatstelefon in allen Zimmern. Privatbäder. Vor- u. Nachsaison ermässigte Preise. Telegramme: Angerhotel.

Locarno ★ Esplanade Hotel. Die von den Deutschen als Konferenzsitz ihrer Delegation bevorzugte Familiengaststätte. Prospekte gerne zur Verfügung.

Lugano ★ Grand & Palace Hotel das führende Familienhaus. Südschweiz Dir. H. Witte.

Luzern Hotel St. Gotthard-Terminus. Altbek., bestrenomm. Haus I. R. in bester Lage a. See, nächst Bahn u. Schiff. Sämtl. Zimmer mit fliess. Wasser. App. mit Bad. Kulante Preise. W. Doepfner, Bes. u. Leiter.

Meran · Savoy Erstklass. Schweizerhotel an der Kurpromenade. — Alle Zimmer mit fliessendem Wasser. Besitzer: Ed. Bezzola, im Sommer Waldhaus Flims.

Montreux ★ Grd. Hot. EDEN. Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. E. Eberhard, Besitzer.

Nordseebad Norderney Koch- u. Backkurse, 6-Wochenkursus. Gelegenh. z. Erlernung der feineren Küche u. Bäckerei. Beginn 15. Sept. Behgl. Heim, Geselligkeit, Zentralhzg. Prosp. auf Wunsch. Elisabeth Delang.

Norderney Strand-Hotel „Europäischer Hof". Haus allerersten Ranges direkt am Meere. 60 Zimmer mit 100 Betten. Personen-Aufzug. Zimmer mit Pension von M. 9.— an. Telegr.-Adresse: „Europäischer Hof".

Oberhof / Thür. Wünscher's Parkhotel. Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Schierke (Oberharz). HOTEL WALDFRIEDEN. Fernspr. 6 und 62. Eigent.: Conrad Schinke. Altbekanntes bestempf. Familienhotel. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis. Autogaragen. Zimm. inkl. Verpfl. von M. 7.50 an.

St. Blasien Villa Gertrud ★ Südl. Schwarzwald. 800 m ü. M. — Pension M. 5.— bis M. 6.20. Für Erholungsbedürftige und Leichtlungenkranke. Infektiöse ausgeschlossen. Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock** Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 260 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 10.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Theodor Schäfer.

Kuranstalt ersten Ranges für phys. diätet. Heilweise. Geeignet für Kranke jeder Art. Erholungsbedürftige auch ohne Kur.

Sanatorium Dr. Gossmann Cassel-Wilhelmshöhe 350 Meter über dem Meer

Das ganze Jahr geöffnet. — Leitender Arzt: Dr. med. W. Gossmann Prospekt Nr. 4

Zweiganstalt in Constitucion (Chile).

Staatl. Stahl- und Moorbad

Bad Steben 581 m ü. d. M. im Frankenwald

Vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- u. Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus. Waldreiche Lage Neues Kurhaus / Park / Liegehalle.

Kurzeit: 2. Mai bis 8. Oktober.

Auskunft durch die staatl. Badverwaltung.

Berlin-Südende ★ Asthmakurhaus Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Augen-Heilanst. Spez. Method. Eisenach, Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

HERBSTWOCHEN IM WELTKURBAD

WIESBADEN

Deutschlands grösstes Heilbad

Hervorrag. Veranstaltungen im Kurhaus u. den Staatstheatern.

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C. Heilt Gicht und Rheuma, Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- und Verdauungsorgane / Einreise unbehindert mit amtlichem Personalausweis mit Lichtbild oder Reisepass / Brunnen- und Pastillenversand / Gute Unterkunft bei äusserst mässigen Preisen. Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsbüro und die Reisebüros.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

Amrum-Nebel San.-R. Dr. Ide's **Nordsee-Sanatorium**
Method. Nordseeluftkuren. Lungengymnastik. Für Kinder Unterricht.

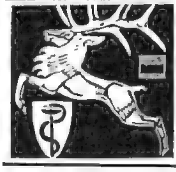
Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck**
in **Bad Blankenburg**, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien**
für **Leicht-Lungenkranke.**
Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner**
für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Vollkommenste physik.-diät. Kureinrichtungen für Leicht- und Schwerkranke. Angegliedert chir.-geburtsh. Klinik.



Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch"/Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Goslar a. Harz · Sanatorium Theresienhof
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hahnenklee Oberharz Fernspr. 41 **Sanatorium Hahnenklee**
(600 m ü. d. M.) für Innere- und Nervenkranke, für Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. **Dr. Schulz.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute.
Prof. **P. G. Unna** sen., **Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna** jun. u. **Dr. G. W. Unna**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. **Höchstgeleg. deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: **Dr. med. Katz**

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Ilten" b. Hannover für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschl. Häus. Landwirtschaft. Beschäftigungstherapie. Malaria- u. Rekurrenzbehandlung der Paralyse. 4 Aerzte. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Verband Bad Kissinger Sanatorien:

Sanatorium **Dr. Apolant**
Sanatorium **Dr. von Dapper-Saalfels**
Sanatorium **Dr. Dengg**
Sanatorium **Dr. A. u. B. Dietz**
Sanatorium **Dr. Hesse**
Sanatorium **Dr. Janssen**
Sanatorium **Dr. Leusser**
Sanatorium **Dr. Pick**
Sanatorium **Dr. von Rützen-Koziczkowsky**
Sanatorium **Dr. Uibeleisen**

Prospekte durch die Sanatoriumsleitungen.

Herz-Sanatorium Bad Kudowa, Kreis Glatz. Das ganze Jahr geöffn. Kohlens.-Mineralbäder des Bades **im Hause.** 2 Häuser m. Zentralhzg. u. Lift. Diätkuren. — Fernr. 5. Prosp. fr. Bes. u. Leit.: San.-R. **Dr. Herrmann.** 2. Arzt: **Dr. Georg Herrmann.**

Sanator. LANDECK, Schles., mit medico-mech. Institut. Gicht, Rheumatism., Unfallfolgen; Frauenleiden; Neuralgien u. Lähmungen; Entwicklungs-, Alters- u. Stoffw.-Stör. Angenehmst. Aufenth. f. Kur u. Erholung. San.-R. **Dr. Herrmann,** leit. Arzt u. Bes.

Sanatorium Liebenstein i. Thür. DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. **Diätkuren.** Psychotherapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

PARTENKIRCHEN

Bayerisches Hochgebirge

Dr. Wigger's Kurheim

Modernst eingerichtetes **Sanatorium** und **Gaststätte** in aussichtsreichster Sonnenlage Partenkirchens für Innere-, Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und **Erholungsbedürftige.**
Erstklassige Küche und Komfort — 250 Betten — 60 Bäder — ganzjährig geöffnet. — Telefon Nr. 63, 488, 489, 330. — 4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres durch den Besitzer Geh. Hofrat Dr. **Florenz Wigger.**

Unter derselben Leitung
die vornehme Familienpension „Der Kurhof".
Pension von Mk. 10.— bis Mk. 15.—. Telefon Nr. 272.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Heilanstalten — Fortsetzung von voriger Seite

Neuemühle bei Cassel ★ Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim/München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm. Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.R. **Dr. K. Ranke.**

Sanatorium Schierke (früher Geh. Rat Dr. Haug). Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

Stuttgart-Hohenwaldau **Sanatorium Dr. Reinert**
Innere- u. Nervenkrankh., Gehstörungen, chirurg. Tuberkulose.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck** für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

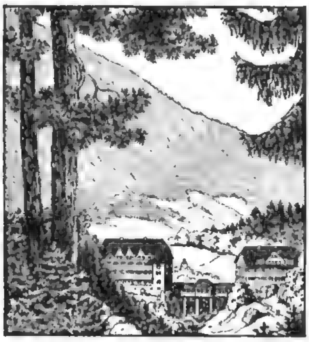
Sülzhayn Süd-harz | **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Aufzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe** für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat **Dr. E. Kremser.**

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

WIESBADEN
Sanatorium Nerotal
Innere- und Nervenkrankheiten. Modernster Komfort.

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.



Kuranstalt Glotterbad
Oberglottertal (südl. bad. Schwarzwald).
Der schöne Kurort im deutschen Süden
Die herrlichsten Waldluftbäder Deutschlands
Das klassische Schwarzwald Sanatorium
* Keine ansteckenden Krankheiten *
Ärzte: Dr. med. Hoffner * Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Fürchten Sie keine Reise!

MOTHERSILL'S SEASICK REMEDY
gegen Eisenbahn-, Luft- u. Seekrankheiten

MOTHERSILL'S
ist das beste Mittel gegen alle Arten von Reisekrankheiten. Bekannt und seit 25 Jahren gebraucht von Weltreisenden. Kein Betäubungsmittel, keine Nachwirkungen. Zu haben in allen Apotheken. Schreiben Sie um einen Prospekt an: **Mothersill Remedy Co. Ltd., 92, Fleet Street — London.**

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bad Lippspringe heilt die Lunge
Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad**
i. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beacht.

MARBURG
1527 ★ im Jubiläumsjahr ★ 1927
29. 7. bis 1. 8. Vierhundertjahrfeier der Universität
Schönster Ausflugsort
Auskunft erteilt der Verkehrsverein.

LANDECK
(Schlesien)
Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität. Moorbäder, Kurmittel der physikalischen Therapie. Anerkannte Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Terrain- und klimatischer Kurort. Beliebte Sommerfrische. Wintersportplatz. Bäder Sommer u. Winter geöffnet.

Nordseebad Wittdün auf Amrum
Herrlicher Sandstrand. Hohe Dünengebirge. Preiswerte Unterk. u. Verpflegung. Mässige Kurtaxe. Auskunft d. d. Kurverwaltung.
Kurhaus, an der Südspitze der Insel. 1926 völlig neu eingerichtet. Fliessendes Wasser in den Zimmern. Vor- u. Nachsaison 7 RM. einschl. Bedienung. Prosp. durch Direktion des Kurhauses.

BESUCHT

MÜNCHEN UND DIE BAYER. ALPEN!

Für Kinder ausserhalb der Hauptsaison verbilligte Unterkunft

Auskünfte, Prospekte, Wohnungsnachweis für sämtliche Orte von Südbayern kostenlos durch den ***Fremdenverkehrsverband München u. bayer. Alpen,*** *München-Hauptbahnhof-Nordbau*

München ⋆ **Park-Hotel** 1927 vollständig umgebaut, in zentraler, ruhiger Lage am Maximiliansplatz. Alle Zimmer mit fliess. Wasser u. Staatstelephon, Privatbäder, Lichtsignal-Anlage.

Brannenburg **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m) am Endpunkt der elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Berchtesgaden ⋆ **Haus Geiger.** Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer **F. Geiger.** Tel. 26. Autogaragen.

Berchtesgaden ⋆ Pension Margerita das anerkannt gute Familienheim in schönster Lage. — Norddeutsche Küche. Bes. **F. Haberbosch.** Tel. 169.

Westerland auf Sylt

DER NEUE WEG!

Mit der Eisenbahn über das Meer

auf dem Sylter Dammbau

Man verlange den interessanten Prospekt in den Reisebüros oder von der Badeverwaltung

Nordseebad **WYK** auf Föhr

Kinder-Sanatorien -Heime

Jugendheim S. R. Gmelin Pädagogium

Zweiganst. d. Nordsee-Sanat.

Kindersanatorium Dr. Pause

Haus in d. Sonne, Burkhardt

Jugendh. St. Rt. Hermanns

Haus Weinberg

Tanneck, Frau v. Wittich

Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz, Holstein. I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige und nervöse **Herren** und **Damen.** II. Kuranstalt für nerven- u. gemütskranke **Damen.** 60 Morgen grosse alte Parkanlagen. **Dr. Karsten Jaspersen.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim** für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren. Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Bad Dr. Steger ⋆ **Bachgart** ⋆ 920 m Schnellzugs-Station **Mühlbach** (Rio di Pusteria). 100 Betten. Ausgedehnte Wälder. Tennis, Fischerei etc. Zimmer u. Pension GM. 7.—.

DAVOS-Dorf 4: Sanatorium Seehof Prosp. — Preis ab M. 13.—
DAVOS-Platz 4: Platzsanatorium Prosp. — Preis ab M. 14.—

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz Eisenb.-Stat. **Amriswil b. Romanshorn.** Für **Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren.** 3 Aerzte. Gegr. 1891. Chefarzt Dr. Krayenbühl.

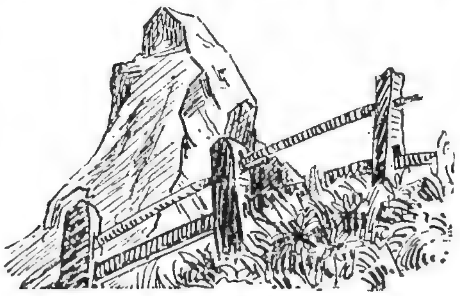
Velhagen & Klasings
Taschenatlas für Eisenbahnreisende
mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von
Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzler
Zweite, verbesserte Auflage. Preis 7 Mark in biegsamem Ganzleinenband
⋆
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
⋆
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

BADEN (Schweiz) ⋆ Thermal-Kurbad

bei Zürich.

gegen **Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden.**

Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium. Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte. Theater. Bälle. Spielsaal.
Prospekte durch die **Kurverwaltung.**



Das Matterhorn

BENÜTZT DEN SPÄTSOMMER ZUM AUFENTHALT IN

ZERMATT

GORNERGRAT UND UMGEBUNG

Wallis/Schweiz

Wetterbeständig

Aussichtsreich

Gesundheitstärkend

LAUSANNE-OUCHY

AM GENFERSEE

Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn u. Auto. Eignet sich besonders für längeren Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas.

Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage . . . . . fr. 19.—	Victoria . . . . fr. 15.—	de la Paix . . . . fr. 14.—	Mont Fleury . . . . . fr. 11.—
Lausanne-Palace . . „ 19.—	Alexandra . . . . „ 14.—	Windsor & Montana „ 14.—	du Parc . . . . „ 11.—
Savoy . . . . „ 18.—	Beau-Séjour . . . . . „ 14.—	Balmoral . . . . „ 13.—	Bristol-Regina . . . . „ 10.—
Royal . . . . „ 18.—	Cécil . . . . „ 14.—	Belvédère . . . . „ 13.—	Britannia . . . . „ 9.—
Mirabeau . . . . „ 16.—	Château . . . . „ 14.—	Eden . . . . „ 13.—	des Etrangers . . . . „ 9.—
	Meurice . . . . „ 14.—	Modern Jura Simplon „ 12.—	

Herrliche Ferien verbringt man im Herbst, Winter und Frühling in

LUGANO

dem schönsten Kurort der italienischen Schweiz. Vorzügl. klimatische Verhältnisse. Nebelfrei. Theater-Kursaal. Kurorchester. Golf Links (Sept.—Mai), Tennis. Ausflugszentrum. Berg- und Talbahnen, Dampfschiffahrt. Hotels jeden Ranges. — Prospekte durch das offiz. Verkehrsbureau.

Relief-Karte d. Tessin u. d. Oberital. Seen

Neueste ergänzte Aufl. i. Taschenform. Zuverlässigste Karte des vorg. Gebietes. M. 4.–, Lwd. M. 7.–

LEONI,

Cosi si Mangia in Italia

Das Kochbuch d. fein. ital. Küche i. deutsch. Sprache. Überrasch. vielseitig. Bei gesell. Anlässen unentbehrlich. In Lein. M. 5.—.

Durch d. Buchhandl. od. d. Verl. Alfr. Arnold, Lugano (Südschw.)

Das altbekannte vornehme Haus der deutschen Familien mit allem neuzeitlichen Komfort.

Der ideale Frühlingsaufenthalt im

Grand Hotel Palace

LOCARNO

am Lago Maggiore.

Grosser Park. Orchester. Golf—Tennis. Im Sommer Strandbadeleben. Direktion: **Ferd. Michel.**

Kurhaus Monte Brè Lugano Süd-Schweiz

Phys.-diätet. Kuranstalt und Erholungsheim. Luft- und Sonnenbäder. Deutsches Haus.

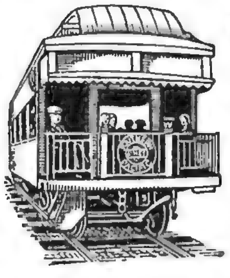
Pension von M. 8.— an. Jllustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

FLIMS -**Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.** Neuestes erstkl. Haus in bevorzugter Waldlage nächst Caumasee. Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Cademario **Kurhaus** 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. **Koller-Hoorchelmann.**

BAD RAGAZ **Hotel Krone und Villa Louisa**

nächst den Bädern u. den Kuranlagen. Pension v. Fr. 9.50 an. Prospekt durch die Besitzer: **Familie Müller.**



Californien

Die **SOUTHERN PACIFIC LINES** bieten Touristen wie auch den Geschäftsreisenden Gelegenheit, auf ihren Eisenbahnstrecken die interessantesten Gegenden der Vereinigten Staaten zu durchqueren, und zwar auf die bequemste und billigste Art. Beispielsweise hat der Reisende nach Californien die Wahl von 4 verschiedenen Routen

von **NEW YORK** nach **Washington — New Orleans — Los Angeles — San Francisco**	von **NEW YORK** nach **Chicago — Ogden — Sacramento — San Francisco**	von **NEW YORK** nach **Chicago — El Paso — Los Angeles — San Francisco**	von **NEW YORK** per Dampfer nach **New Orleans** und weiter per Bahn nach **Californien.**

Günstige Gelegenheit für Reisende nach **Louisiana, Texas** und **Mexico.** — Die Züge der Southern Pacific Lines enthalten alle durchgehende Wagen mit den neuesten Errungenschaften, wie Pullman-Schlafwagen, Klub-Beobachtung — Speisewagen, Bäder, Barbierstube und Frisiersalon. Die täglich von Washington abgehenden Touristenwagen bieten dem weniger bemittelten Reisenden Gelegenh. z. Benutz. eines Doppelbettes zu halben Pullman-Schlafwagenpreisen.

Reisende nach **JAPAN, CHINA, AUSTRALIEN** usw. haben die Berechtigung, sich auf den Bahnstrecken zwischen New York und San Francisco unbeschränkt innerhalb eines vollen Jahres aufzuhalten und 350 Pfund amerikanisch an **Freigepäck** mitzuführen.

Abstecher nach **Apache Trail of Arizona, Yosemite Valley, Yellowstone National Park, Crater Lake, Lake Tahoe, Mount Rainier, Great Salt Lake** sind gestattet.

Weitere Auskunft über Fracht und Passage erteilt:

G. RUHR, **Generalvertreter der Southern Pacific Lines**

HAMBURG, Glockengießerwall 18

Telegramm-Adresse

Symbol-Hamburg

Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften

Die Sammlung sucht alles festzuhalten, was in charakteristischen Strichen und Linien von heimatlicher Erde und heimischer Art erzählt. Es mischen sich dichterische, geschichtliche, geographische, volkspsychologische und sittengeschichtliche Beiträge zu wohlabgerundeten Gesamtbildern. Die erlesensten Blüten älteren und neueren Schrifttums, Poesie und Prosa, Scherz und Ernst finden sich in den Bänden vereinigt. Sie sind, sämtlich liebevoll mit Federzeichnungen und Buchschmuck ausgestattet, hervorragende Geschenkwerke für den Familientisch und gleichzeitig zur nachfühlenden Erinnerung eine feinsinnige Ergänzung der Reiseführer.

Pommerland / **Die Nordmark** (Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck) / **Die Nordseeinseln** / **Unsere märkische Heimat** (Berlin, Brandenburg) / ***Berlin** / **Die rote Erde** (Westfalen) / ***Ruhrland** / **Niedersachsen** (Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, Bremen) / ***Harz und Kyffhäuser** / **Die Rheinlande** (Das Land von Mainz bis zur holländ. Grenze) / **Wir Rheinländer** (Das Volk) / **Land Nassau** / **Hessen-Darmstadt** / **Das Saarland** / **Die Rheinpfalz** / **Elsaß-Lothringen** / **Badnerland** / **Das Schwabenland** (Württemberg, Hohenzollern) / **Deutsches Alpenland** (Oberbayern, Allgäu) / **Um Main und Donau** (Niederbayern, Oberpfalz, Franken) / **Thüringen** / **Sachsenland** (Freistaat und Provinz Sachsen, Sachsen-Altenburg, Anhalt) / **Schlesien** / **Schlesiervolk** / **Oberschlesien** / ***Riesen- und Isergebirge** / **Grenzmark Posen-Westpreußen** / **Die Ostmark** (Westpreußen, Posen, Ostpreußen) / **Entrissene Ostlande** / **Großböhmerland** (Deutschböhmen, Nordmähren, südöstliches Schlesien) / **Deutsch-Österreich** (Österreich, Steiermark, Tirol) / ***Kärnten.**

Jeder Band durchschnittlich 400, *290 Oktavseiten in Künstlerband gebunden 4.50 M. bis 10 M. — Werbeschrift, betitelt Deutsche Heimat in Wort und Bild von Dr. Ferd. Grautoff und Sonderwerbeblätter mit Abbildungsproben stehen portofrei und unentgeltlich zur Verfügung.

Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig C 1

EMIL LUDWIG

DIANA

Roman | 4. und 5. Tausend | Leinenband RM 6.50

MEERESSTILLE

ROMAN EINES DEUTSCHEN PRINZEN

4.—6. Tausend | Leinenband RM 7.— | Halblederband RM 10.—

Bohemia, Prag: Diplomaten, Zeitungsleute, schöne Frauen, Spione, Hochstapler machen Jagd auf Menschen; die erlesenste und die gemischteste Gesellschaft wird mit Kennerschaft und graziöser Sicherheit dargestellt.

Neue Leipziger Zeitung: Auch in „Meeresstille" ist der Mittelpunkt die eigenartige Persönlichkeit der Diana von Wassilko, eine hochgezogene Mischung von Schönheit und Geist, voll von Temperament und doch kristallklar in ihrem Sein. — Mit feinstem musikalischen Takt lenkt der grosse Schilderer menschlicher Schicksale in diesem meisterlich geformten Werk mondäne Menschen an den Fäden eines seelisch bewegten Motivs gegeneinander.

In jeder Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

„Romane der Welt“.

Der deutsche Dichter Thomas Mann und der deutsch-amerikanische Schriftsteller H. G. Scheffauer zeichnen als Herausgeber dieser Sammlung. Der Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin, läßt jede Woche einen Band erscheinen. Die Buchhandlungen sind mit den Bänden überschwemmt. Reihenweise sieht man sie mit ihren süßlichen Bildern auf dem Schutzumschlag. Sie sind in (billiges) Leinen gebunden, auf erträgliches Papier (unsauber) gedruckt. Aber sie kosten auch nur Stück für Stück 2.85 Mk. Lest und kauft, mahnt eine tüchtige Reklame, denn hier habt ihr die „Romane der Welt“ Thomas Mann hat dem Unternehmen ein warmes Empfehlungsschreiben mit auf den Weg gegeben.

Unter den Bänden, die bisher erschienen sind, befindet sich kein deutsches Buch. Der Lektor des Verlages, Hans Jacob, ruft die jungen Dichter an die Front, insofern sie spannend und volkstümlich zu erzählen verstehen. Hier winkt hohe Auflage, hohes Honorar! Wenn er Glück hat, fischt er sich ein frisches Talent. Die Sammlung selbst wird dadurch nicht besser und vor allem nicht deutsch. Der Verlag und die Herausgeber werden schnell erkennen: selbst wenn man die Begabungen aus allen möglichen Literaturen zusammenrafft, lassen sich nicht fünfzig gute Romane im Jahr veröffentlichen. Ein Verlag ist keine Ford-Fabrik.

Uns liegen drei Bände vor. Es sind drei Enttäuschungen. „Cashel Byrons Beruf“ ist ein Roman von Bernard Shaw. Aber er stammt aus den achtziger Jahren, und Scheffauer gibt sich umsonst Mühe, ihn uns als aktuell vorzustellen. Sein Held ist ein Boxer, sein Problem die gesellschaftliche Stellung eines Mannes, der „die Widerstandsfähigkeit eines Stieres und die Grausamkeit eines Schlächters“ vereinigt. Vivisektion, Kriegführen, Taubenschießen, Fuchsjagd stehen nach Shaw auf demselben Brett wie Boxen. Aber als Cashel Byron die reiche Lydia heiratet, hält er es doch für angebracht, seinem Beruf zu entsagen. Dieser Roman wirkt nicht geschichtlich, sondern altmodisch.

Neben den Iren tritt ein Spanier: Pio Baroja mit dem „Jahrmarkt der Gescheiten“. Dieses Buch beginnt reizend. Endlich einmal, so hoffen wir, wird uns das Carmen-Spanien ausgetrieben, und wir lernen mit den Augen eines beweglichen Mannes das wirkliche, das moderne Spanien kennen. Aber die Freude dauert nicht lange. Wir werden mit dem Helden in Abenteuer gerissen, die viel romantischer sind als das Schicksal des braven Don José und seiner Zigeunerin. Erinnerungen an Novellen von Cervantes steigen auf, nur fehlt es dem modernen Dichter an der Kraft, klar zu bauen und fest zu gestalten. Und an Begabungen, denen nette und besondere Sachen ein-

(Fortsetzung S. 24.)

HAFIS-LESEBÜCHEREI
1,30 Mk. der Leinenband · Umfang 320 Seiten · Nur ungekürzte Ausgaben
Prospekte in jeder Buchhandlung oder direkt von
H. FIKENTSCHERS VERLAG · LEIPZIG

Für Schüler,

die in der Schule nur schwer vorwärts kommen, die befürchten, am Schluß des Schuljahres nicht versetzt zu werden und die ihnen fühlbar gewordenen Mangel gern beseitigen möchten, bieten sich in den

Mentor-Repetitorien

wohlfeile Hilfsmittel für alle in Frage kommenden Fächer. Eltern, denen das Fortkommen ihrer Kinder am Herzen liegt, sollten die einschlägigen Hefte aus der Sammlung der Mentor-Repetitorien rechtzeitig erwerben.

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10.25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetr. Teilungsaufgab.
48.49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.
20. 20a. Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Geographie.
4. Astronom.-mathem., physik., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Stenographie.
Range, Dr. Ernst: Leitfaden f. d. deutsche Einheitskurzschrift m. Schlüss. Beid. Teil. zus. 1.60 Mk.

Jeder Band 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VKS, Bahnstr. 29/30.
Postscheckkonto Nr. 115 Berlin.

Alpenpflanzen

von

Prof. Scharfetter

Mit 52 Bildern, darunter 11 in Vierfarbendruck, und 5 farbigen Kärtchen.

Preis in Halbleinen mit farbigem Umschlagbild M. 3.50.

Die Herrlichkeit der alpinen Flora, ihre Farbenpracht, das Alpenlicht usw. finden in diesem handlichen Büchlein beredten Ausdruck. Zugleich lernt man Name und Art der Pflanzen und Blumen an Hand vorzüglicher photographischer Aufnahmen kennen.

*

Durch alle Buchhandlungen

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING
IN BIELEFELD UND LEIPZIG

Soeben erschienen:

Der neueste

Claude Anet

„Die göttliche Suzanne“

Mit vielen bisher unveröffentlichten Photos und erstklassigen Zeichnungen und Karikaturen von Jean **Cabrol, Dolbin, Fodor,** Rolf **Gero,** Jean **Jacoby, Kelén, Kahan, Sem,** Graf **Stenbock-Fermor.**

Ballonleinen RM. 6.—

*

Dieses überragende Werk ist mehr als ein packendes Memoiren- und Tennisbuch — es ist das wundervolle Monument, das ein begeisterter Dichter einer grossen Virtuosin setzte! Dieser neueste Anet wird weit über seine Gemeinde hinaus interessieren und vor allem ein bleibendes Dokument für die Geschichte des Tennissportes sein.

Verlangen Sie unseren reichillustrierten Katalog K kostenlos.

Aus: Claude Anet, „Die göttliche Suzanne“. Karikatur von Kelén.

Weltbücher-Verlag, Berlin-Friedenau

DAS BUCH 1927

DAS HOHELIED VOM ATEM

VON DR. J. L. SCHMITT

400 Seiten Text, einschliesslich Erklärung von 200 Atem-Übungen, zirka 100 Bilder auf feinstem Kunstdruckpapier, ganz Leinen gebunden Mk. 12.—

Das Meisterwerk der Leibeskünste

In 2 Monaten über 700 Stück verkauft

Endlich ein wirklich wertvolles Buch unter den vielen schlechten dieser Art. Der Inhalt bietet mehr als bloße Zweckmäßigkeitsschilderung der Zellatmung, des Austausches der Luft von Lunge zu Blut und umgekehrt. Das Hohelied des Atems, das hier gesungen und gepriesen wird, greift über die körperliche Alltäglichkeit weit hinaus und öffnet uns nutzbringend alle Geheimnisse und Wunder der Seele und des Geistes. Der unerschöpfliche Reichtum einer bisher bei uns sehr zaghaft betretenen, wahrhaft lebenserneuernden Welt, tritt uns entgegen. Dazu ein kraftvoll erhabener Stil in bilderreichen Worten und eine äußerst vornehme Ausstattung. Biochemische Monatsblätter.

Tiefes, intuitives Wissen, reiche Lebenserfahrung und das Können des helfenden Arztes vereinen sich in diesem Buche und geben dem Willigen unserer Zeit ein nie veraltendes Werk an die Hand, sein Leben aus kosmischen Tiefen zu erneuern und zu verjüngen.
Die Lebensreform.

Man findet alles in diesem kuriosen Buche, was nötig ist, um ein machtvoller Mensch zu werden.
Literarische Welt.

DOM-VERLAG M. SEITZ & CO, AUGSBURG

(Fortsetzung von S. 22.)
fallen, die jedoch keinen Roman schreiben können, ist auch in Deutschland kein Mangel.

Gegen den englischen wie gegen den spanischen Roman spricht vor allem die Anmaßung des Serientitels. Es ist ein Unfug, sie dem gläubigen Leser als Weltliteratur aufzudrängen. Unzweideutiger Schund wird uns mit der „Grenzlegion“ von Zane Grey aufgetischt, dem meistgelesenen Autor Amerikas, wie das rote Streifband über dem Umschlag versichert. Ein Räuberroman. Ein junges Mädchen, Joan, zieht in den wilden Westen, um ihren Geliebten zu sich zurückzuführen, und gerät in die Gewalt Kells', eines Räuberhauptmanns und echten Nachkommen Rinaldinis. Er ist ein Gentleman-Gauner, der auf den ersten 40 Seiten schon drei Morde begeht und den, wie es schön heißt, ein kühler, überzeugender, gebieterischer Hauch umwittert. Er schleppt die unglückliche Joan erst um Lösegeld, dann um Liebe mit sich herum, bleibt aber Kavalier, setzt mit seiner Bande eine ganze Goldgräberkolonie in blutigen Schrecken, verliert aber schließlich das angebetete Mädchen und das Leben. An seiner Vorderseite baumelt ein Revolver (wörtlich), den Joan rechtzeitig raubt, um mit einem Schuß ihre Ehre zu retten. Sie pflegt den Halunken aber gesund und bleibt bei der Bande, denn sonst wäre die Geschichte verfrüht zu Ende. Die Heldin ist von ekelhafter Prüderie, wenn sie sich in Mannskleider stecken muß, und in ihrem Verhältnis zu dem braven Jim von alberner Sentimentalität. Reich an Stilblüten ist dieser Roman: „Sie kämpft gegen das Entsetzen, als wäre es ein wildes Tier gewesen“; Kells' Augen sind „zwei Fenster zu einer grauen Hölle“; „trotz der Tatsache seines berüchtigten Charakters“ weiß er Komplimente zu machen; er ist empfänglich für die Weihen eines heiligen Kusses, den ihm Joan auf die Lippen drückt, denn diese Unschuld ist höchst berechnend. Besser freilich versteht sie Jim zu küssen: „Ihre Lippen hingen aneinander, und er war es, der sich zuerst losriß“. Solch ein Schauerroman läuft als „Roman der Welt“ bei uns herum, und ein Dichter, der einen Ruf als Zierde der Nation zu verlieren hat, setzt seinen Namen auf das Titelblatt. —gl—

Staats-Quelle
Nieder-Selters
Das natürliche Selters
Altbekanntes und bewährtes Heilmittel bei Erkrankungen der Atmungsorgane und des Halses. Linderungsmittel für Brustkranke.
Ausführliche Brunnenschriften durch das Zentralbüro Nieder-Selters, Berlin W. 8, Wilhelmstrasse 55.
Die Staatsquelle Nieder-Selters in Hessen-Nassau ist der einzige Brunnen mit Selters Namen, der nur im Urzustand abgefüllt und versandt wird.

Ein Klepperboot als Handgepäck
kostet keinen Pfennig Transport! Auf der Straße tragen Sie es im Rucksack mit sich. Mit Wandern auf Fluß, See und Meer verbringen Sie Ihre Sonntage und Ferien gesund, billig und reizvoll. Die unbedingt sicheren, starken Klepperboote dürfen nicht verglichen werden mit den gewöhnlichen, schmalen Faltbooten aus billigerem Material. Wir liefern nur direkt, nicht durch Detailgeschäfte. Adressen eigener Lager in allen größeren Städten auf Anfrage. Verlangen Sie die illustrierte Schrift „Wasserwandern“ gegen 80 Pfg. oder einfache Gratis-Boots- u. Zelt-Preisliste.
Klepper-
Faltboot-Werke Rosenheim Ev
Größte Faltboot- Werft der Welt

Jede Familie darf **ein Wappen** führen! Sie erhalt. Ihr Wappen farbig gemalt von 10 Rm. an bis zur künstlerischen Diplomausführung bei dem Kgl. Wappenmaler a. D. **Scholtz, Kroblitz b. Luckau N./L.**

Besser — dabei **billiger** als Unpraktisches in der Wirtschaft zu benutzen, ist: Sie fordern unsre Liste K. kostenlos u. wählen daraus gediegene Geräte (auch Geschenke!), die sich bewähren u. Freude machen! **Dr.-Ing. Forkol, Berlin-Weissensee.**

Die Filmschauspielerin Liane Haid

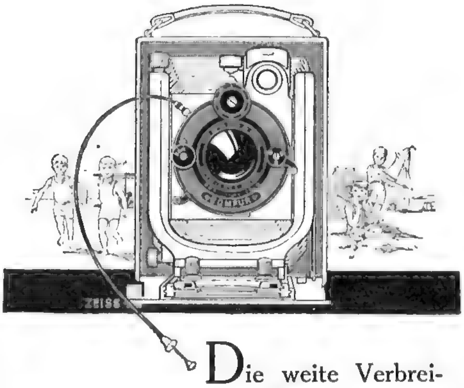
Schelmisches Lächeln

bezauberndes Haar — beides vereint sich in reizvoller Wirkung. Geben auch Sie Ihrem Haar diese Schönheit durch wöchentlich Waschen mit Schwarzkopf-Schaumpon

Pudern Sie auch in der Zwischenzeit öfters Ihr Haar mit dem neuen Schwarzkopf-Trocken-Schaumpon, der Haarwäsche ohne Wasser! In 3 Minuten ist Ihr Haar wieder locker und duftig!

Schaumpon
mit dem schwarzen Kopf

Am meisten begehrt weil am längsten bewährt



Die weite Verbreitung, welche das Zeiss-Tessar, das scharfe Kamera-Auge für alle Zwecke der Photographie, über die ganze Welt gefunden hat, die ausserordentlich gesteigerte und damit rationellere Herstellung ermöglichen heute einen Preis, der im Gegensatz zur allgemeinen Teuerung ganz wesentlich niedriger ist als in 1914. So erhält heute der Amateur sein Zeiss-Tessar an guten Amateur-Apparaten um *rund ein Drittel billiger als damals.*

Um so leichter ist es für ihn, sich jetzt eine wirklich leistungsfähige Kamera mit Zeiss-Tessar anzuschaffen.

ZEISS Tessar

Das scharfe Kamera-Auge

Lichtstärken:

1 : 2,7 1 : 3,5 1 : 4,5 1 : 6,3

Die Photo-Fachgeschäfte führen gute Apparate aller grossen Kamera-Fabriken, ausgerüstet mit Zeiss-Tessar

Zeiss-Distare und **Proxare** sind Vorschaltlinsen zum Tessar zur Veränderung der Brennweite. Für wenig Geld eine wertvolle Ergänzung Ihrer optischen Ausrüstung.

Ausführliche Druckschrift P 1 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Sport.

Koehlers Sportjahrbuch. (K. F. Koehler, Berlin und Leipzig.) — Der frühere Sekretär der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik, Hans Barowick, hat dies neuartige Taschenbuch zusammengestellt für alle die, die sich für Boxen, Fußball, Hockey, Rudern, Schwimmen, Tennis, Wintersport, Automobil- oder Radrennen interessieren.

Literaturwissenschaft, Kunst- und Kulturgeschichte.

Albert, Hermann. **Illustriertes Musik-Lexikon.** Mit 503 Bildern auf 72 Tafeln und zahlreichen Notenbeispielen. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.) — Wir weisen auf dieses Riesenwerk empfehlend hin, nicht weil Hermann Albert Deutschlands gefeiertster Musikgelehrter und der verehrte Mitarbeiter unserer Monatshefte ist, sondern weil wir nach eingehender Prüfung ehrlich gestehen müssen, daß die gewaltige Aufgabe, die hier gestellt war, aufs glücklichste gelöst worden ist. In jeder größeren musikalischen Hausbücherei Deutschlands pflegt „der alte Riemann" zu stehen, an ihn wendete man sich vertrauensvoll, wenn man irgendeine Frage aus der Welt der Musik in Lexikonkürze beantwortet haben wollte. Aber über die brennenden Musikfragen der Gegenwart konnte das alte Nachschlagewerk natürlich selbst noch nicht unterrichtet sein. Im vorigen Jahr tauchte Einstein mit seinem Neuen Musiklexikon auf, das auf die moderne Musik ganz besonders einging. Aber das alles umfassende Werk, das nicht lediglich mit Schlagworten arbeitet, das es dabei unternimmt, auch dem Laien verständlich zu sein, das in besonderem Maße die Illustration heranzieht, das schließlich — und das war die wichtigste Forderung — in den einzelnen knappen Artikeln stets auch die inneren Zusammenhänge der musikgeschichtlichen Entwicklung bloßzulegen versucht: dieses Musiklexikon ist uns erst jetzt durch Hermann Albert geschaffen worden. Ein vom Verlag Engelhorn sehr gediegen ausgestatteter, umfangreicher, dabei doch handlicher Band, Druck, Papier und Bildwiedergabe sehr gut. Wer dieses vielseitige Buch seiner Bibliothek einverleibt, der kann in keine Verlegenheit mehr kommen, wenn er sich selbst oder anderen eine Frage aus irgendeinem Gebiet des musikalischen Lebens beantworten will. H.

von Boehn, Max. **Lorenzo Bernini,** seine Zeit, sein Leben, sein Werk. (Künstler-Monographien. Velhagen &

(Fortsetzung S. 28.)

Die völkerversöhnende Macht

der Musik hatte in diesem Jahre viele Nationen in Genf zum friedlichen Wettkampf zusammengeführt. Im Rahmen der großen internationalen Musikausstellung rangen nicht nur die berühmtesten europäischen Orchester aus Rom, Paris, Amsterdam und Dresden unter dem Taktstock eines Molinari, Gaubert, Mengelberg und Fritz Busch um die Palme höchster Kunst, auch die Königin der Instrumente, die Geige, trat in die Schranken in einem bedeutungsvollen, internationalen Wettbewerb um die beste in den letzten zehn Jahren gebaute Geige. Nicht weniger als 52 Instrumente aus aller Herren Länder nahmen an diesem Wettspiel teil, aus dem auch eine Geige aus der Meisterwerkstatt von Prof. Dr. h. c. Koch als einzige deutsche Geige siegreich hervorging.

Die Meisterinstrumente aus dieser einzigartigen Werkstatt, welche bereits auf der Berliner Musikfachausstellung im Jahre 1922 die höchste Auszeichnung erhielten und auch jetzt auf der Internationalen Musikausstellung in Frankfurt a. M. berechtigtes Aufsehen erregen, werden schon seit vielen Jahren von einer großen Anzahl bedeutender Künstler in ihren Konzerten gespielt.

Prospekte sowie nähere Bedingungen für unverbindliche Ansichtssendungen kostenlos durch Koch & Sterzel Akt.-G., Abt. Geigenbau, Dresden-A. 24.

Rassehunde-Zuchtanstalt u. Handlg.
„HEKTOR", Bad Köstritz 2.
Weltbek. renomm. Firma, handelsger. eingetr. Versand aller edlen Rassehunde. Export nach allen Weltteilen. — Illustrierter Prachtkatalog, Preisliste und Beschreibungen Rmk. 1.—.

+ Baden-Badener Badag-Präparate +

B.-Badener Pastillen bei Husten Heiserkeit Verschleimung Asthma Sodbr. Schachtel M. 1.-

Badalax-Stoffwechsel-Tabl. mildes u. zuverlässiges Abführmittel Schachtel M. 1.30

BADAG

Badag-Boromenth bei Schnupfen auch Heuschnupfen und wunder Nase Tube M. 1.-

Badag-Rheumagicht-Tabl. bei Gicht Rheuma Ischias Nervenschmerzen Schachtel M. 2.-

Erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Qualitätsversand
Lustig & Co.
Dresden-A. 1

Rosenthal-
Tafel- u. Kaffeegeschirre, nur moderne Formen mit neuesten Dekoren liefern wir preiswert **gegen Teilzahlung.**
20% Anzahl. Rest 5 Monatsrat. Unsern reichill. Katalog P 54 senden wir gern kostenfrei.

Harmoniums

auch in Kofferform von Mk. 140.- an

Pianos — Flügel

Teilzahlung / Miete / Bar-Rabatt

Probelieferung frachtfrei.

Drucksachen und Preisangebote

Markgrafenstr. 10

HUG & Co. LEIPZIG

Iss kalt so wirst Du alt!

Iss roh so wirst Du froh!

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Grossartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuss für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!

Drebber's Rohkosttafel

m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 10 Pfg. freibleibend.

Drebber's Diätschule

Oberkassel-Bonn N. 159

Gebildete aller Stände haben in den letzten Jahren F. A. Brechts „Fern-Ausbildungskursus f. praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst" durchgenommen und waren begeistert von der klaren, zwingenden Sprache dieser Lektionen. Tagtäglich beweisen unverlangt eintreffende Dankschreiben aufs neue den Erfolg dieser genialen Methode. Immer wieder sprechen alle Interessenten ihre Freude darüber aus, wie sie jetzt nach dem Studium von Brechts Lehrkursus imstande sind, durch das freigesprochene, beweiskräftige Wort ihre Rechte besser zu verteidigen, ihre Interessen besser zu wahren und gesellschaftlich einen geistvollen Gedankenaustausch pflegen zu können. Eine gewissenhafte Durchführung dieser Lehrmethode wird die noch immer anzutreffende irrige Anschauung, daß das freie Reden nur besonders Begabten möglich sei, auf das gründlichste widerlegen. Der Prospekt der Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 120, Potsdamer Straße 105 a, der diesem Hefte beiliegt, dürfte deshalb das stärkste Interesse unserer Leser erwecken.

Musik-instrumente

f. Streich-, Zupf- und Blasmusik

„Feine Violinen"

Edmund Paulus

Markneukirchen 153

Katal. Nr. 153 frei.

Gothaer

Lebensversicherungsbank a. G.

Die hundertjährige Anstalt

Versicherten-Dividende 1928

34,1 % auf den Jahresbeitrag und

3,3 % auf das Deckungskapital

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Englisch wie ein Engländer

Spanisch wie ein Spanier, Russisch wie ein Russe usw. müssen Sie sprechen, schreiben und lesen können, wenn Sie aus Sprachkenntnissen im Geschäft, auf Reisen usw. Nutzen ziehen wollen.

Dieses Ziel erreichen Sie unbedingt, wenn Sie auf Grund der weltberühmten Unterrichtsbriefe nach der

Methode Toussaint-Langenscheidt

lernen. Der Unterricht nach dieser Methode setzt weder Vorkenntnisse, höhere Schulbildung noch irgendwelche besondere Begabung voraus. Jeder kann danach lernen. Auch zur Auffrischung vorhandener Sprachkenntnisse ist die Methode Toussaint-Langenscheidt der geeignetste Weg.

Schreiben Sie uns, für welche Sprache Sie Interesse haben. Wir haben uns erneut entschlossen, jedem Einsender des nebenstehenden Abschnittes (als Drucksache mit 5 Pfg. frankiert)

eine Probe-Lektion portofrei, kostenlos

und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zuzusenden.

Zögern Sie daher nicht lange, sondern schreiben Sie unbedingt noch heute.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
(Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg, Bahnstrasse 28-30
Gegründet im Jahre 1856

Ich ersuche um Zusendung der in Velh. & Klas. Monatsheften angebotenen Probelektion der .... Sprache kostenlos, portofrei und unverbindlich.

Name: ....

Beruf: ....
684]

Ort u. Str.: ....

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 26.)

Klasing, Bielefeld und Leipzig.) Preis 6 Mk. — In zweiter, neubearbeiteter Auflage erscheint dieses Buch mit 70 Abbildungen und 8 Tafeln in Doppeltondruck. Wie schon der Titel sagt: mehr als eine Lebensbeschreibung; ein Bild des Barocks, dessen genialer Vertreter Bernini gewesen ist.

Cudell, Robert. **Das Buch vom Tabak.** Mit Zeichnungen von J. Kißner. Preis 6 Mk. (Verlag Haus Neuerburg, Köln a. Rh.; Vertrieb durch Poeschel & Trepte, Leipzig.) — Eine liebenswürdige Sage meldet, Adam habe die Tabakstaude aus dem Garten Eden mitgenommen. Den kulturgeschichtlichen Weg dieses Sorgenbrechers beleuchtet das anmutig und kenntnisreich geschriebene Buch mit hübschen Bildern und in einem höchst stattlichen Gewande.

Friedell, Egon. **Kulturgeschichte der Neuzeit.** Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Weltkriege. I. Band: Einleitung, Renaissance und Reformation. Preis 16 Mk. (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.) — Ein gelehrtes und doch kein „gelehrtes", ein künstlerisches Buch. Es „intendiert nicht eine Statistik, sondern eine Anekdotik der Neuzeit, nicht ein Matrikelbuch der modernen Völkergesellschaft, sondern ihre Familienchronik oder, wenn man will, ihre chronique scandaleuse". In diesem grundgescheiten Werk gibt es keine langweilige Seite. Man liest es mit jener herrlichen Spannung, mit der man einem temperamentvollen Schauspiel folgt.

Lenk, Emil. **Das Liebesleben des Genies.** Preis 14 Mk. (Dr. Madaus & Co., Radeburg, Bez. Dresden.) — Einfache menschliche Dokumente auf historischer Grundlage: biographische Erotik als Symbolik des Geistes, Essays fast durchweg über Dichter und Musiker, von Goethe bis Strindberg, von Mozart bis Wagner. Aber auch Napoleon fehlt nicht als einziger Phantast der Tat.

Nollau, Herm. **Germanische Wiedererstehung.** Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung. Unter Mitwirkung von Klaudius Bojunga, Albrecht Haupt, Karl Helm usw. herausgegeben. (Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.) — Dieser starke Band von 700 Seiten, geschrieben von ausgezeichneten Fachleuten und mit zehn klug gewählten Kunstblättern geschmückt, will ein wissenschaftlich wahres, nicht durch Haß oder Hochmut entstelltes Bild altgermanischer Gesittung gewähren, darüber hinaus aber — und das ist das Lebendige dieses Buches — den Einbruch fremder Bildung mit

(Fortsetzung S. 30.)

Willst du des Babys Kräfte heben,
Mußt du ihm Soxhletzucker geben.

Zu haben in Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Jllustr. Preisliste Nr 30 kostenl. DirekterVersand nach allen Weltteilen

DW DW DW
DW DW DW
DW DW DW

Die billige Wohnung der Deutschen Werkstätten A.-G. Entwurf von Prof. Adolf G. Schneck. Hergestellt in Fliessarbeit. Zimmer in Eiche und Mahagoni. Preis je Zimmer 700—1000 Mk. Preisbuch S 4 mit Bildern gegen Einsendung von 1.50 Mk.

Hellerau/Dresden: Pragerstr. 11/München: Wittelsbacherpl. 1/Berlin: Königgrätzerstr. 22

ZAHNCREME MOUSON

In Tuben Mk. 0.60 und Mk. 1.–

Als bedeutendstes Ergebnis hochentwickelter Fliessarbeit im Schreibmaschinenbau erscheint soeben die

neue

Klein-Adler

im Handel.

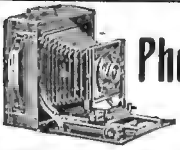


Photo:

Präzisions-Ausrüstungen.
Katalog M mit wertvollen Tabellen **gratis.**

Dr. Staeble-Werk München

Export nach allen Weltteilen

Ader-Verkalkung

Aerztl. erprobt u. empfohlen. In allen Apotheken erhältlich

ELIXIR CIGLI

Best.: Elix.chinae 60%, Viscum 20%, Zitron.-Glyc.-Ester 20%

Aufklär. Schriften grat. durch ***SARSA,*** *chem. pharm. G. m. b. H., Berlin-Friedenau 8.*

VERJÜNGUNG
durch
BESTRAHLUNG

Erfolgreiche Behandlung von Entzündungen und Furunkeln

Die leuchtenden Wärmestrahlen der Solluxlampe — Original Hanau — erzeugen eine sehr starke Hyperämie (Durchblutung) der bestrahlten Körperteile und ermöglichen damit Verjüngungskuren nach Dr. v. Borosoni. Ausserdem verordnen die Aerzte diese Bestrahlung als wichtiges Hilfsmittel bei den so häufigen, schmerzhaften Entzündungserkrankungen, z. B. bei Entzündungen des Mittelohrs, ferner bei Entzündungen der Mandeln, der Luftröhre, des Kehlkopfes, der Hoden und Nebenhoden, bei Zahnleiden, die durch Wurzel- u. Beinhautentzündung entstanden sind („dicke Backe"), bei Menstruationsschmerzen, Gesichtsneuralgien, Gelenkversteifung und Sehnenscheidenentzündung; auch bei Insektenstichen. Schnupfen wird sofort gemildert. Furunkel werden schneller „reif", bleiben kleiner und öffnen sich schmerzlos. Gewöhnlich schon nach der ersten Bestrahlung vergehen die Schmerzen oder werden in unvergleichlicher Weise gelindert. Die Anwendung ist gefahrlos, auch bei Kindern, und sehr bequem.

Die Solluxlampe — Original Hanau — ist ein **segensreicher Schutz gegen Schmerzen und Krankheit,** eine wertvolle, vorbeugende Hilfe, die jederzeit bereit ist. Die Solluxlampe kann an jeden Lichtkontakt angeschlossen werden. Preis M. 100.— unverpackt ab Werk. Literatur über „Verjüngungskunst von Zarathustra bis Steinach" zum Preise von M. 2.— durch den **Sollux-Verlag, Hanau, Postfach 526.** — Verlangen Sie kostenlos die interessante Beschreibung der Anwendung und Heilwirkung von der

Quarzlampen-Gesellschaft
m. b. H.
Hanau a. M., Postfach 499.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle.
Solide Fabrikate
Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

BRIEFMARKEN.

Wenn Sie Briefmarkensammler sind oder werden wollen, so müssen Sie die **‚Frankfurter Briefmarkenztg.'** lesen. Bezugspreis halbjährl. **nur RMk. 1.75.** Probenummer kostenlos! **„Frankfurter Briefmarken-Zeitg.", Frankfurt/M.**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

In unserem Verlag erschien:

Naturforscher und Erfinder

Biographische Miniaturen von Prof. **Darmstaedter.**

Mit 16 Tafeln und 22 Illustrationen.
In Ballonleinen fein gebunden. Preis 10.— M.

★

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 28).

ihren Folgen schildern und die Wege weisen, die zu einer Wiedererweckung altgermanischer Werte führen.

Walzel, Oskar. **Das Wortkunstwerk.** Mittel seiner Erforschung. (Quelle & Meyer, Leipzig.) — Eine Sammlung von Aufsätzen, die zum Teil bei ihrem ersten Erscheinen die Wege der neuen Literaturforschung bestimmt haben. Sie erfassen die Dichtung von der Seite ihres geistigen Gehalts und ihrer künstlerischen Gestalt und bemühen sich, die wechselseitige Bedingtheit von Ideengehalt und Ausdruck erkennen zu lassen. Nach dem Grundsätzlichen werden Einzelfragen wie die nach Formeigenheiten des Romans, Leitmotiven, der Kunstform der Novelle, Shakespeares dramatischer Baukunst erörtert.

Lehrmeisterei-Bücherei. (Hachmeister & Thal, Leipzig.) — In verständiger Weise setzen sich in zwei neuen Bänden der nützlichen und wohlfeilen Sammlung Friedrich Luther mit dem Okkultismus, Max Wegebring mit der Methode Coué auseinander.

Picht, Werner, und Eugen **Rosenstock, Im Kampf um die Erwachsenenbildung 1912—1926.** (Schriften für die Erwachsenenbildung, Band I.) Preis 12 Mk. (Quelle & Meyer, Leipzig.) — Wertvolle und anregungsreiche Aufsätze zu den vielfältigen Fragen der Volksbildung.

Erzählendes.

London, Jack. **Ein Sohn der Sonne.** Abenteuerfahrten in der Südsee. **Der Seewolf.** Roman. Preis Mk. 4.80 und 7.—. (Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Berlin.) — Zwei der wichtigsten und abenteuerlichsten Werke des berühmten Amerikaners in gewandter deutscher Übersetzung.

MARS
der deutsche Qualitäts-Zeichenstift
in 17 Härten
für alle erdenklichen Zwecke

Wie als Lebensglück fördernd seit 30 Jahr. Liebe'sche Charakt.-Beurteilgen. nach Handschr. 2c. erprobt sind, zeigt Ihnen vorher der Gratis-Prospekt! Der Psychographologe P. P. Liebe, München 12.

Rückforth der Alte
Ein feiner Weinbrand
SEIT 1742

Reklame-Fachmann
durch Fernunterricht nach erprobt amerikanischer Methode
Prospekt 331 kostenlos
Dr. Kurt Th. Friedlaender
Werbung und Organisation
Berlin W.30

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A.17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Jung und schlank
werden Sie durch Dr. Richters
Frühstückskräutertee
Er zehrt das überflüssige Fett auf u. bewirkt auffällige Gewichtsabnahme, ohne zu schaden. Sie fühlen sich darauf frischer, elastischer, leichter. *Dr. med. C. A. in B. schreibt: „Meine Frau hat 50 Pfd. abgenommen.“ Prinzessin F. von S.: „Der Tee wirkt prachtvoll auf die Gewichtsabnahme.“* Bestellen Sie noch heute 1 Paket für Mk. 2.- oder 6 Pakete für Mk. 10.-. Broschüre gratis durch INSTITUT HERMES MÜNCHEN D. 84, Baaderstr. 8.

Jetzt gefällst Du mir wieder!

Unser Auge ist an die schlanke Linie gewöhnt u. findet schlecht angebrachte Körperfülle als unharmonisch. Mit Hilfe des elastischen
Mars-Gürtels
gelingt es stets, die wünschenswerte schlanke Linie zu erreichen. Ausserdem gibt Ihnen das Bewusstsein, eine wohlgepflegte vornehme Erscheinung zu machen, neue Lebensfrische und Spannkraft. — Erhältlich in den eineinschlägigen Geschäften.
Teufel
MARS-GÜRTEL
Bezugsquellen und Broschüre V kostenlos durch Wilh. Jul. Teufel, Stuttgart 72.

Seht mich an –
ich bekomme in meine Suppen, Milch, Flammeris und alle Speisen nur
MAIZENA
MAIZENA
immer in den gelben Paketen niemals lose!
Rezept u. Bilderbuch v. Paul Simmel gratis durch die
DEUTSCHE MAIZENA GES. A.G. HAMBURG 15d

Zeitgemässe
Eigenheime
in Blockbauweise
Wochenendhäuser
nach Ihren oder nach unseren Entwürfen
*
CHRISTOPH & UNMACK
AKTIENGESELLSCHAFT
NIESKY (NIEDERSCHLESIEN)

Die praktische
Zugsieb-Teekanne
›Kompletta‹
(Aufguß- u. Servierkanne zugleich)
nebst Tassen, Zuckerdose u. Sahnegießer
erhalten Sie gegen Rückgabe leerer Umhüllungen von Tee Marke „Teekanne“, und zwar
1 Zugsieb-Teekanne „Kompletta“ für Umhüllungen im Teeverkaufswerte von Mk. 30.–
1 Tasse oder 1 Zuckerdose oder 1 Sahnegießer für Umhüllungen im Teeverkaufswerte von je Mk. 10.–
durch die TEEKANNE-CO., DRESDEN-A. 1
Verlangen Sie deshalb bei Ihrem Kaufmann ausdrücklich
TEE MARKE TEEKANNE
Tee

Was soll man für sein Gesicht tun?

Die meisten Menschen werden antworten, daß man sein Gesicht einseifen und waschen soll; alles weitere ergebe sich dann schon von selbst.

Wie verkehrt! Seife verwandelt das feine Hautfett, das die Natur zur Erhaltung der Haut absondert, in Seife, macht es dadurch also wirkungslos für den Schutz der Haut und laugt sogar die Poren aus, indem es die unter den Poren liegenden feinen Drüsen zwingt, fortgesetzt neues Hautfett abzusondern, wodurch die Drüsen erschöpft werden. Dies hat zur Folge, daß die Haut erschlafft, vorzeitig welk oder grau wird und sich in Falten legt.

Wer weiter nichts für sein Gesicht tut, als es mit Seife zu waschen, der — das kann man wohl sagen — mißhandelt sein Gesicht! Wem sein Gesicht aber lieb ist, wer sein Gesicht jung und naturfrisch erhalten möchte, der mag sich den Namen eines auf wissenschaftlicher Basis entstandenen Mittels merken, das für jede Gesichtshaut eine Wohltat ist. Dies probate Mittel heißt: Marylan-Creme.

Aus der Pflege oder Nichtpflege seines Gesichtes zieht man gern Rückschlüsse auf den Menschen — nicht mit Unrecht. Wer auf sich hält, wird immer den Wunsch haben, sein Gesicht naturfrisch, jung und faltenlos zu wissen, so daß er und alle, die ihn sehen, ihre gesunde Freude daran haben.

Marylan-Creme gibt jedem, der dies erprobte Mittel anwendet, Freude. Auch Sie werden dahin kommen, daß Sie sich auf die Abendzeit freuen, wo Sie die erfrischende, jugendspendende Marylan-Creme anwenden und wo Ihre Gesichtshaut dank der Pflege durch die einzigartige Marylan-Creme von Tag zu Tag blühender und glatter wird, und Sie eine Schönheit erlangen, die sich dauernd erhalten läßt. Selbst wenn Sie schon Falten und Runzeln haben, werden Sie diese durch Anwendung von Marylan-Creme beseitigen können und um viele Jahre verjüngt aussehen und erquickend frisch erblühen, wie in der Jugendzeit.

Kostenlos und portofrei bekommen Sie, ob Dame ob Herr, eine Probe Marylan-Creme nebst kostenlosem Büchlein über kluge Schönheitspflege. Um beides zu bekommen, ist nur nötig, sogleich, ehe die kostenlosen Proben vergriffen sind, an den Marylan-Vertrieb, Berlin 196, Friedrichstr. 24, zu schreiben.

Richtige Routinierte Raucher Rauchen Rempel-

Zigarren von

W. H. Rempel & Co., Bremen

Jll. Preisliste liegt jeder Sendung bei.
Postscheck Hamburg 33442

Überall nur empfohlen!

Bedingungsl. Rücknahme bei Nichtgefallen.

Urgrösse

Flor del Mundi, Hausmarke **16 Pf.**

Diese ganz vorzügliche Vorstenlanden Sandblatt-Zigarre in Vorkriegsqualität und einer Brenndauer von 5/4 Std. sollten Sie unbedingt einmal probieren. In keinem Laden erhalten Sie eine solch' gepflegte Qualität in dieser Grösse und zu dem billigen Preise. Zur Erhaltung der Qualität nur in Kisten mit 100 Stück verpackt. Eine Originalkiste RM. 16.—.

Bonjer-Club-Sessel

sind eine Klasse für sich u. darum weit über Deutschlands Grenzen bekannt.

Solide Preise! Grösste Zahlungserleichterung! Lieferung franko Deutschland. Katalog wird auf Wunsch zugeschickt.

München C., Maximilianstr. 13.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen

Monatsschützer „Lupa“

gesetzl. gesch. und garantiert **undurchlässig**, ist bei der jetzigen Mode **unentbehrlich**, da beim Sitzen, Sport und Tanzen Damenbinden **allein nicht** genügen und deshalb Unterwäsche u. Kleider **oft verdorben** werden. „Lupa“ ist aus weichem abwaschbaren Material, kann auch **gekocht** werden, trägt nicht auf, wiegt nur 30 g, nahezu unverwüstlich, **schont u. schützt** Unterwäsche u. Kleider u. verleiht somit **beruhigendes u. sicheres** Gefühl. **Viele** Dankschreiben. „Lupa“ wird den Monatshosen mit ihren **vielen** Nachteilen, wie **lästig, ungesund** u. **teuer**, vorgezogen. Preis RM. 2.95. Versand gegen Nachn. als Doppelbrief. Bei Nichtzusage Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden-A. 24/333, Bendemannstr. 15. Vor 15 Jahren gegründet. — Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

O liebe Hausfrau gib stets acht,
„Cirine“ wird oft nachgemacht.

Kinderleichtes Arbeiten!

Für Parkett, Linoleum, Dielen, Möbel, Marmor, Lederzeug, Automobile die gute sparsame Politur.

Broschüre: „Vom behaglichen Wohnen“ gratis.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz

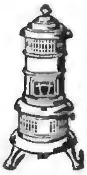
Zweigfabr.: Eger (Tsch.-Slow.), Salzburg (Österr.)

Bei Verstopfung

Blähungen und Fettsucht

verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.**

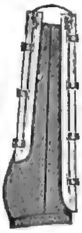
Fotos auf VIRIDIN
Dr. C. Schleussner
Platten
Filme
Frankfurt a. M. 24



Petroleum-Heizöfen
Marke „Turm“.

Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug. Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch! Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 29 bei Hamburg.

Eisbärfelle
sind nicht besser, aber teurer als meine blendend weissen, silbergrauen od. dunkl. **Heidschnuckenfelle** Marke „Eisbär“. Preis 12 M., ausges. Prachtexemplare 15 M., Gr. ca. 1 qm. Jllustr. Preisliste auch über **Fußsäcke, Wagen- und Autodecken** frei.
W. Heino, Lünzmühle 22
b. Schneverdingen (Lün. Heide.)



Ihre Hose
gleicht einem Ofenrohr, wenn diese keine **Bügelfalte** hat, die so leicht garant. über Nacht erreicht wird mit **Fewaco Hosenpresse**, umlegb. Für d. Reise. Ersparnis. **Ideal-Herrengeschenk.** Dankschr. Pr. 6,90 Nchn. **J. Rothe, Dresden 326,** Zinzendorfstraße 39.

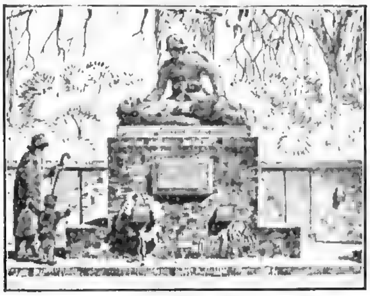
Soeben erschien
als Band 36 der Monographien zur Erdkunde:
Klima u. Landschaftsbild
von **S. Passarge**
Mit 115 Abbildungen, davon 9 in Farben, sowie einer farbigen Karte.
Elegant gebunden M. 7.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Heimarbeit
vergibt **P. Holfter, Breslau Hb.**

Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen
kaufen Sie am vorteilhaftesten unter **5jähriger Garantie** direkt von der **Gewehrfabrik**
Emil von Nordheim
Zella-Mehlis 2 (Thür.)
Reichhalt. Hauptkataog 1927/28 an Interessenten gratis u. franko.

Künstlerische Grabmale
und Krieger-Ehrenmale, Gartenplastiken, Zierbrunnen usw. in einfacher und reicher Gestaltung.
Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes. Man verlange Vorbilder-Material



Ehrenmal für die Stadt Kölleda i.Th.

Aug. Stößlein, Dresden-A. 21/h. Gegr. 1905

Rosuwe

Die schöne Fern Andra

zeigt dieses Bild in der Rosuwe-Kombination Nr. 4040 aus Crêpe de Chine. Welche moderne Frau hätte nicht auch den sehnlichsten Wunsch, nur noch Rosuwe-Wäsche zu tragen?! Rosuwe-Wäsche ist im Handel nicht zu kaufen, sondern nur direkt von uns, den alleinigen Herstellern.
Schreiben Sie uns, wir werden Sie zufriedenstellen!

ROSENMÜLLER & WEBER
Dresden-A. 13, Ferdinandstr. 2

Autobummel durch die Welt

Jeder Band in Taschenformat in Ganzleinen gebunden enthält alles für den Kraft- und Radfahrer Wissenswerte über Strassen, Flüsse, Berge, kultur- und kunstgeschichtliche Sehenswürdigkeiten, Unterkunft, Restaurants, Vergnügungsstätten, Spaziergänge, kleinere Fahrten etc. in der Art des Baedeker, jedoch in kurzer und prägnanter Form auf die besonderen Bedürfnisse des Fahrers zugeschnitten, und ausser Übersichtskarten noch 50 ganzseitige mehr- und 100 einfarbige Bilder nach Aquarellen und Federzeichnungen eines hervorragenden Künstlers.

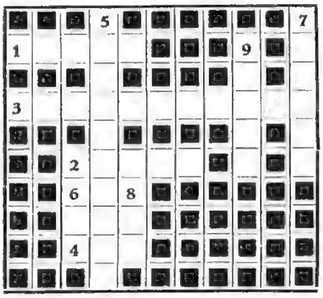
Bisher erschienen: Bd. 1 „Nordbayern", illustriert von Br. Goldschmitt . . . . M. 6.50
„ 2 „Südbayern", illustriert von Br. Goldschmitt . . . . „ 6.50
„ 3 „Baden-Württemberg", illustriert von Joh. Thiel . . . . . . „ 6.50

In Vorbereitung: „West- und Mitteldeutschland", Norddeutschland", „Alpen von Nizza bis Wien" und „Italien".

Aus den zahlreichen Besprechungen: „Neben dem künstlerisch hohen Wert des Werkes ist besonders auch seine praktische Bedeutung hervorzuheben. Wir wiederholen, was wir schon früher sagten: Der Autobummel stellt ein Werk dar, das in keiner Autlerbibliothek fehlen darf." (Münchener Zeitung.)

PREIS-AUSSCHREIBEN:

KREUZWORT-RÄTSEL



WAGERECHT:

1. höhere Schöpfung
2. menschliche Schöpfung
3. moderne Reisende
4. Artikel

SENKRECHT:

5. zeitgemässer Reiseführer
6. Bindewort
7. leitende Persönlichkeit
8. Verhältniswort
9. Verhältniswort

Die richtigen Worte ergeben in richtiger Reihenfolge Name u. Zweck eines für jeden Motorfahrer unentbehrlichen Werkes.

PREISE:

1.	in bar	M. 500.—
2.	in bar	„ 300.—
3.	1 Buch: Goethe, Faust I u. II. Monumentalausgabe in Ganzpergament im Format 31/42 cm	„ 300.—
4.	1 Radio-Apparat mit Lautsprecher „Weekend", geliefert von Bayer. Radio- und Fernmelde-Gesellschaft m. b. H., München	„ 200.—
5.	Zeiss-Miniatur-Feldstecher „Telita", geliefert von Carl Zeiss, Jena	„ 170.—
6.	Sammlung „Deutsches Land". 10 farbige Radierungen von Br. Goldschmitt, in Mappe	„ 150.—
7.	Orion-Staubsauger, geliefert von Lüdenscheider Metallwerke A.-G., Abt. Ludw. Hirsch, Düsseldorf	„ 140.—
8.	1 Buch „München zur Kurfürstenzeit" mit 24 Radierungen von Johannes Thiel. Format 30/40 cm	„ 100.—
9.	12 Fl. „1921er Kupferberg-Jahrhundertwein", geliefert v. d. Firma Chr. Adt. Kupferberg & Co., Mainz	„ 90.—
10.—24.	je ein Aquarell v. Joh. Thiel aus „Baden-Württemberg". Wert je M. 75.—	„ 1125.—
25.—74.	je eine Federzeichnung von Johs. Thiel aus „Baden-Württemberg". Wert je M. 25.— . . .	„ 1250.—
75.—200.	je 1 Exemplar „Autobummel" nach Wahl. Wert je M. 6.50	„ 819.—

Zusammen: 200 Preise im Gesamtwerte von M. 5144.—

BEDINGUNGEN: Jeder Käufer eines der drei Bände „Autobummel durch Süddeutschland" ist berechtigt, sich an diesem Preisausschreiben zu beteiligen. Angestellte des Verlages sowie die Preisrichter sind ausgenommen. / Die Lösungen sind nur auf dem diesem Preisausschreiben angefügten Vordruck bis spätestens 1. Dezember 1927 mit genauer Adressenangabe einzusenden. / Der Entscheid der Preisrichter erfolgt innerhalb 14 Tagen nach Annahmeschluss und ist endgültig. Er findet unter Ausschluss des Rechtsweges statt und ist unanfechtbar. Werden mehrere richtige Lösungen eingesandt, so entscheidet das Los. Preisverteilung und Verlosung findet in Gegenwart eines Notars, bei welchem auch die Lösung des Preisrätsels hinterlegt ist, durch 5 Preisrichter statt. / Alle Preisträger und die Lösung des Preisrätsels werden in dem am 24. Dezember 1927 erscheinenden Heft der „Allgemeinen Automobil-Zeitung" bekanntgegeben. / Die Preise bezw. die Kaufabschlüsse über dieselben sind beim Dr. jur. Jul. Schröder-Verlag, Tegernsee Obb. deponiert. / D'e Preise werden den Gewinnern gegen Berechnung der Versand- und Verpackungsspesen zugesandt. / Der Anspruch auf Gewinne, über welche bis zum 1. Februar 1928 nicht verfügt ist, gilt als erloschen. / Briefliche Anfragen können nicht beantwortet werden! / Jeder Einsender erkennt diese Bedingungen durch Einreichung der Lösung auf dem Vordruck stillschweigend an.

Dr. jur. Julius Schröder-Verlag Tegernsee Obb.

BESTELLSCHEIN: An Dr. jur. Julius Schröder-Verlag, Tegernsee-O.-Bayern.
Ich bestelle hiermit unter Nachnahme „Autobummel" Bd. 1, 2, 3 (Nichtgewünschtes ist gestrichen!) à Mk. 6.50 und mache von meinem Rechte auf Beteiligung am Preisausschreiben durch Einsendung folgender Lösung Gebrauch:

1. . . . . 6. . . . . Zusammenstellung der gefundenen Worte:
2. . . . . 7.
3. . . . . 8.
4. . . . . 9.
5.

Name: . . . . Ort u. Strasse: . . . . Datum: . . . . . .

VK

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei

Editha Gräfin v. Königsmarck o. H.

Koblenz

a. Rhein u. Mosel

Führendes Haus für Weine deutschen Ursprungs.

Bevorzugt im vornehmen gastlichen Haus.

Etikett und Korkbrand sind unsere Bürgschaftszeichen.

Unsere Liste Nr. 41 enthält eine belehrende Abhandlung über Weinbau, Weinbehandlung und Handelsgebräuche. Zusendung erfolgt auf Wunsch.

Benger's Ribana

Die idealste Unterkleidung für Damen, Herren und Kinder.

Fein Elastisch Durchlässig

Alleinige Fabrikanten **Wilhelm Benger Söhne Stuttgart V. 5**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

ANKER
TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHLD.

Das Hausmittel
der Mutter

TYPE H

Das echte
Heizkissen!
Von keiner Nachahmung erreicht.

Fabrikat: Dr. Heilbrun-Berlin-Nowawes

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Verlag Richard Halbeck in Berlin W. 35, Robert Lederer, Staatl. Lotterie-Einnahme in Leipzig, Mechanische Weberei zu Linden in Hannover-Linden, Wilh. Wasum, Weingutsbesitzer u. Weingrosshandlung in Bacharach a. Rh, und L. Wolff, Zigarrenfabriken in Hamburg 15.

Fischerboot

Aquarell von Artur Nikodem

Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. September 1927 / 1. Heft

Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Über dem Sofa, im Hinterzimmer der Hirschapotheke, hing das Bild einer gepflegten und lächelnden alten Dame. Es war Cornelia ter Meulen, die Frau des Amsterdamer Bankiers.

Man konnte sagen, daß sie mit viel Recht diesen Ehrenplatz einnahm: sie hatte ihrem Neffen, dem einzigen, den sie besaß, ein Vermögen gerettet. Im Jahre 1914 kam sie mehrere Male nach Münster, rosig, betulich, seidenrauschend, Diamantgehänge in den Ohren. Sie saß auf dem Sofa im Hinterzimmer und legte dem Apotheker Kerssenbrok umständlich auseinander, daß sein schönes Vermögen nunmehr in den Schutz ihres Mannes, des Bankiers, gehörte. Später erwies sich, daß sie recht gehabt hatte.

Da sie kinderlos war, sah sie Kerssenbrok als ihren Sohn an. Auch das Haus am Roggenmarkt, die altangesehene Hirschapotheke, hatte sie ihm gekauft, damals, als er heiratete. Er nahm die etwas auffallende und fahrige Luise Bantinck zur Frau — oder nahm sie ihn? —, und da Luise gesund, stets guter Laune und zudem aus einer angesehenen Familie war, hörte Cornelia ter Meulen nicht hin, wenn irgend jemand eine Einwendung gegen dieses Mädchen machte.

Luise Bantinck — Lulu nannte sie sich — war nicht mehr ganz jung, Ausgang der zwanziger Jahre etwa, als sie sich entschloß, in die Hirschapotheke zu ziehen und damit ihr Lebensfeld einzuengen. Sie war so versessen auf Lustbarkeiten, so überzeugt von ihren Reizen und deren Wirkung auf die Männer, daß Münster ihr bis dahin keineswegs für ihren Siegeszug genügt hatte; sie nahm mehrere leicht erreichbare Städte hinzu. Überall hatte sie die praktische Einrichtung der Pensionsfreundinnen.

Aber wenn sie auch eine Lulu war und sich für gefährlich hielt, so war es für sie doch an der Zeit gewesen, ihre Flüge aufzugeben, auch die Höhenflüge, und beispielsweise statt eines Regierungspräsidenten einen Apotheker zu heiraten. An das Kerssenbrokische Geld hatte sie dabei nicht einmal gedacht; dazu war sie viel zu sorglos.

Als dann alles so weit war, berauschte sie sich an ihrem Entschluß, war hemmungslos glücklich, und man kann sagen: sie blieb es auch. Alles andre wäre ihr, nachdem sie ihr großes Wirkungsfeld aufgegeben hatte, viel zu unkommode gewesen.

Jetzt war Lulu Kerssenbrok, wenn man so unhöflich sein wollte, das festzustellen, fünfundvierzig Jahre alt, und immer noch war sie das Bild der Verführung um die Jahrhundertwende, mit Schleifchen und Spitzchen, einem griechischen Knoten und Löckchen auf der Stirn. Sie duftete, sie kicherte, doch sie konnte auch lachen, wie ein großes Kind lachen. Nein, raffiniert war sie nicht.

Soeben kam sie aus der Stadt und brach in das stille Hinterzimmer ein. Doch dann blieb sie erstaunt stehen, denn ihr Mann maß und wog, hatte allerlei um sich gebreitet — und das war ein zu merkwürdiger Anblick. Karl Kerssenbrok arbeitete nicht. Er pflegte zu sagen: „Alle wirklich intelligenten Leute sind faul," und wenn er das auch nicht beweisen konnte, so tönte es immerhin bedeutend und prägte sich ein.

Auch jetzt arbeitete Karl Kerssenbrok nicht. Er bereitete einen alten, seit Jahrhunderten, so sagte er, mit dieser Apotheke verbundenen Trank, den Usquebah. Man hatte gestern die vorletzte Flasche angebrochen, und da ein gutes Ding Weile haben will, mußte man frühzeitig brauen: vor zwei bis drei Wochen war gar nicht daran zu denken, daß das richtige Aroma herauskam. Kerssenbrok sah wichtig zu seiner Frau hinüber. „Du könntest mir helfen," sagte er.

„Natürlich, aber gern, Karli!" rief sie, und schon lagen Hut, Jacke, Schirm, kleine Pakete — mindestens fünf — auf dem Sofa. Der Hut, Lulu hatte wirklich noch eine Hutnadel, flog hinterher, und dann kamen die engen Handschuhe an die Reihe, an denen sie lange zupfen mußte, denn Lulu meinte immer noch: eng macht schlank.

Kerssenbrok senkte die kraus-zusammengezogene Stirne auf die kleine Wage. „Vier Lot Nelken, ein Lot Muskatnuß, ein Lot Ingwer, ein Lot Kümmel," murmelte er.

„Gib her, ich lese!" Sie riß die Augen auf, hellblaue, große Augen. „Hier steht Sternanis, den hast du nicht." Sogleich lief sie durch das angrenzende Laboratorium in die Apotheke. „Fräulein Ludowika," sagte sie zu der Gehilfin, „haben wir Sternanis?"

„Natürlich!" Das weißgekleidete Mädchen lächelte mit ihrem klugen Gesicht hinüber. „Ich bringe es. Herr Doktor macht den Usquebahlikör, nicht wahr?" fragte sie näherkommend, ganz leise.

Lulu drückte sich wieder in das Laboratorium hinein, denn sie hatte den strafenden Blick des Herrn Isfordt aufgefangen, des Allmächtigen der Apotheke. Hier in diesem Raume, in dem alles spiegelte und blitzte, mußte es korrekt zugehen. Lulu zog die Schultern hoch und lachte.

„Er hat mich wieder gemaßregelt," sagte sie zu ihrem Manne.

Auch Karl Kerssenbrok lachte. „Bringt Wika ein Lot Anis?"

„Immer sagst du einfach ‚Wika'!" Seine Frau stieß ihn in den Rücken.

Er lachte noch mehr. „Sie ist doch auch ‚Familie an uns', wie Gesine sagt."

„Das ist aber sehr weit hergeholt, Karli. So, hier hast du die Rosinen, sechs Lot, und die zehn Lot Kandiszucker."

Die Tür öffnete sich, und ein borstenköpfiger Lehrling erschien. Er trug eine Riesenflasche. „Jetzt den Franzbranntwein bringen, Jüll, zwei und eine halbe Flasche!" rief ihm Kerssenbrok zu.

„Jüll hat wieder kein Wort gesagt. Will es denn immer noch nicht gehen?" Lulu blickte ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Das kommt in Ordnung, auf Stottern verstehe ich mich." Kerssenbrok tat das abgewogene kleine Zeug in die Flasche. „Der Junge muß nur singen lernen, das ist alles."

Ludowika Aldensell erschien jetzt wieder, schwenkte das kleine Tütchen, und fast zu gleicher Zeit kam Jüll, der Laufbursche, vom Flur her. Er hielt die Flaschen fest an sich gepreßt und stieß glückselig hervor: „Guten Abend, Frau Doktor."

„Na ja — na also!" sagte Kerssenbrok leutselig, „immer proben, immer proben. ‚Kommt ein Vogel geflogen', damit kann man das meiste herausbringen. Ich merke schon, du faßt rasch auf, du lernst, du machst Fortschritte, mein Junge."

Der Kleine nickte eifrig und verschwand.

Fräulein Aldensell sah auf Kerssenbroks ungeschickt arbeitende Hände. „Ich glaube, vorn steht Kaplan Vietinghof mit Herrn Geheimrat Bantinck," sagte sie.

„Oh, sieh an!" Lulu lief hinaus, über die schwarzweißen Kacheln des Flurs, die so blank waren, daß sie ihre hübschen Füße widerspiegelten, durch die halboffene Glastür bis auf die Straße lief sie. „Hereinkommen, Gregor — und auch Sie, Herr Kaplan! Es ist Zeit zum Dämmerschoppen!"

„Gewiß, gern," sagte der stattliche Kaplan Vietinghof. Neben ihm schritt Bantinck, der Geheime Regierungsrat mit dem gut geschnittenen, etwas müden Gesicht.

„Guten Abend, Lulu. Wie das ewige Leben!" Er hielt ihre Hand recht fest, denn er hatte immer das Gefühl, für seine Schwester sorgen zu müssen.

„Guten Abend, Gregor," und dann sich schnell seinem Begleiter zuwendend: „Wie sollen wir in diesem Haus denn ein gottgefälliges Leben führen, wenn Sie uns so im Stich lassen, Herr Kaplan? Sie waren ewig nicht bei uns!" Sie schritten nebeneinander durch den Flur. „Das letztemal, als Sie uns besuchten, erzählten Sie uns die Geschichte aus Ihrer Heimat. Wie war es noch? Es gab wenige Tänzer und Heiratskandidaten in Brilon, aber ein Gymnasium, auf dem ganz alte Kerle saßen, die anderswo hängen blieben. Das waren nun die Hoffnungen der Mädchen —" Sie stockte.

„Richtig, Frau Kerssenbrok. Da Jünglinge dieser Art aber, selbst von unserm weitherzigen Gymnasium, bisweilen —"

Lulu fuhr fort: „geschwenkt wurden, erhob sich ein großes Murren unter den Müttern und Töchtern, und sie erreichten es auf dem Familienwege, daß fortan die Stadtväter darüber zu entscheiden hatten, ob ein Briloner Gymnasiast geschwenkt werden sollte oder nicht."

Sie öffnete strahlenden Angesichts die Tür zum kleinen Hinterzimmer. Man sah gerade noch einen weißen Kittel im Laboratorium verschwinden. „Oh du Schlickenfänger!“ rief Lulu ihrem Manne zu, den Finger drohend erhoben, und dann, sich umwendend: „Herr Kaplan, ich sage es Ihnen, die Liebe des Mannes geht durch die Augen. Ludowika Aldensell, dieses reizende Kind, hat es ihm angetan, und er behauptet, er sei ihr Onkel!“

Geheimrat Bantinck behielt sein müdes Gesicht, Lulus Freiheiten waren ihm stets von neuem unangenehm. Kaplan Vietinghof, gewandt und niemals einem Scherz abgeneigt, sagte: „So legen wir ihm also eine hohe Buße auf,“ und er setzte sich händereibend unter Tante Cornelias Bild.

„Also eine extra gute Flasche!“ Kerssenbrok zwinkerte vergnügt hinüber.

Da lockerte sich Bantincks Wesen. Er seufzte ein wenig auf, wie er es oft tat, dann glitt er in einen Sessel.

„Gemütlich habt ihr es hier, das muß man euch lassen.“ Und ein wenig bitter ging es ihm durch den Sinn, daß Kerssenbroks es ja immer gut gehabt hatten, ganz gleich, was über das Land dahinging, und daß ihnen ihr einziges Kind, der Felix, bisher keine ernsten Sorgen machte und nichts an ihm und seiner Erziehung gespart werden mußte, während er — Clarisse, Hubertus und die Jo — ja, seine unbändige Jo! Drei erwachsene Kinder, drei Probleme! Er nahm alles schwer, der Geheimrat. Die bösen Jahre über Deutschland und seiner einst so zuverlässigen Heimatstadt hatten sich ihm eingeprägt. Gewiß, seine Frau, sein Bruder Christopher auf Rehbrügge und manche anderen Leute sagten: es geht bergauf. Er konnte es nicht sehen, er blickte zurück.

„So — und nun erzählen Sie uns etwas, Frau Kerssenbrok,“ sagte Kaplan Vietinghof, „Sie kommen doch überall herum, haben drei Kränzchen.“ Er lächelte.

„Immer müssen Sie mich aufziehen, Herr Kaplan. Nein, in meinen Kränzchen höre ich die schönsten Geschichten nicht, die leben hier so in den Straßen und Wirtschaften. Übrigens Wika ist auch eine gute Quelle. Wir müssen sie hereinrufen. Wenn Isfordt sie nur losläßt!“

Karl Kerssenbrok ging sie holen.

Jetzt kam Ludowika, die spielenden, dunklen Augen vom einen zum andern wendend.

„Hierher, in die Sofaecke, und jetzt erzählen Sie Herrn Kaplan Vietinghof mal von den Schulkindern.“ Lulu wandte sich dem Geistlichen zu: „Wikas Freundin ist nämlich Lehrerin und sammelt solche Sachen.“ Sie schob dem Mädchen ein Glas Wein hin und Gebäck; daran fehlte es nie in der Apotheke.

Ludowika legte den kleinen Kopf auf die Seite und sagte: „Da will ich zahm anfangen, mit den Entschuldigungszetteln. Eine Mutter schrieb von ihrem Kinde: ‚unser Trudchen war teilweise bettlägerig‘; eine andre: ‚die Weckuhr hat verzagt‘ und von ihrem achtjährigen Jungen: ‚er mußte von wegen seinen Magen ins Bett bleiben; is doch sonst so'n tüchtigen Lebemann!‘“

Alle lachten. Es klopfte, und zwei beleibte Männer erschienen, Freunde von Kerssenbrok. Fast jeden Tag waren sie im Hinterzimmer der Apotheke anzutreffen. „Nicht stören lassen, weiter erzählen!“ rief der ältere. „Ja,“ Ludowika lehnte den Kopf zurück, „aber nicht meine Döhnkes und meinen Namen in Münster herumtragen!“

„Bewahre. Weiter, Fräulein Ludowika!“

„Nun denn!“ Wika machte ein verschmitztes Gesicht. „Eine empörte Mutter schrieb der Lehrerin: ‚Geehrtes Fräulein, wenn Sie unsre Kathrina noch einmal schlagen, schicke ich meinen Mann: dann sind Sie die längste Zeit Fräulein gewesen.‘“

Lulu hielt ihr, frohlockenden Auges, den Mund zu. „Herr Kaplan, Herr Kaplan!“ rief sie wehklagend. Das kleine Zimmer dröhnte von Gelächter.

„Fräulein Aldensell!“ Der Kaplan drohte ihr. „Ich glaube, wir müssen Sie mal kürzer halten.“

„O nein, nein,“ rief das Mädchen, ausgelassen werdend, „jetzt erzähle ich noch etwas Köstliches von meinem Bruder. Als er neun Jahre alt war, lag er mit Masern zu Bett. Sobald es ihm besser ging, kam eine von unsern vielen alten Tanten und hielt ihm, langsam durchs Zimmer schreitend, eine Tafel Schokolade entgegen. Was meinen Sie, Herr Kaplan, was der Junge nachher beichtete? Unsre Mutter sah es auf seinem Sündenzettel. ‚Ich habe ein Weib mit Begierde angesehen!‘“

Der Kaplan wischte sich mit einem großen Taschentuch übers Gesicht, alle hatten rote Köpfe vor Lachen.

So ging es nun einmal zu in der Hirschapotheke, unter den Augen der würdigen Cornelia ter Meulen.

*

In der weiten und fruchtbaren Ebene, vom Frühling durchleuchtet und locker umkränzt, liegt jenes Haus, aus dem die Bantincks kommen. Jetzt bewohnt es nur Christopher Bantinck, der etwas unbekümmerte Junggeselle. Das Haus steht in einem

klaren und dunklen, hier und da schilfbewachsenen Graben. Ein glattes, moosigweiches Grün zieht an den Quadersteinen empor; es kann dem schweren Untergrund des Bantinckschen Hauses nichts von seiner Kraft nehmen. Doch je höher man an ihm emporblickt, um so festlicher und blühender wird das Haus. Über der Tür, um die zarten und sicheren Verzierungen der Fenster und um das Walmdach, schwingt die lebensvolle Melodie des Barocks. Das satte Rot der Ziegel und die gelbgrauen Steinfassungen, weich, von der Zeit liebevoll abgetastet, fügen sich in die lichte Umgebung.

Wenn man auf der Freitreppe steht, sieht man die Türme von Münster. An klaren Tagen liegt die Stadt, fein hingezeichnet, ein perlmutternes Gebilde, am zitternd umspielten Horizont.

Und wenn man diese Treppe hinabsteigt und nach rechts hinüberbiegt, dann liegt dort jene Kapelle, die ein Vorfahr zum Dank dafür erbauen ließ, daß die Familie wiederum in den Besitz des Gutes und des Hauses Rehbrügge kam, nachdem beides viele Jahre durch andere Hände gegangen war. Der Treppe gegenüber, jenseits des Herrschaftshofes, ist die grüne, weitausladende Pracht des Gartens, „der es halten kann wie er will, wenn er nur Platz genug zu sommerlichen Festen hergibt," sagt der gastliche Christopher Bantinck. An einer feuchtdunklen Stelle schwebten Orchideen über dem blaugrünen Grund. Sie gehörten seit Jahren Jo Bantinck, der jüngsten Nichte Christophers, und was Jo, die eigentlich mit ihrem langen und sehr christlichen Namen Josephine hieß, als ihr gutes Recht ansah, das sollte niemand ihr nehmen!

An diesem Tage, dem letzten im April, war die Kapelle schöner, als ob sie eine Braut erwartete, denn im Marienmonat, im Mai, gehörte sie ganz und gar der Mutter Gottes, und an jedem Abend war sie durchströmt von Gesang, Weihrauch, Gebet, Kerzengeflimmer und dem Duft des Frühlings. Auf dem Altar, zwischen Flieder und Goldregen, stand die herrliche alte Madonna, holzgeschnitzt, unbemalt, ihr schmales und sehr junges Gesicht erwartungsvoll emporhebend. Viel schöner war sie hier, als in der braunen Nische des Eckzimmers, in der sie all die andern Monate verträumte. Eigentlich lebte sie nur im Mai.

Auf dem Herrschaftshofe an einem breiten Tische standen zwei Frauen, in einfachen Kleidern, große, helle Schürzen umgebunden, und wanden Kränze.

„Du premst mich das viel zu fest aufeinander, Gesine," sagte die Behäbige mit dem gescheitelten, braunen Haar.

„Jä, wenn du das män weißt, denn is das ja gut," sagte die andere ledern. Gesicht, Haar, Hände, ja auch die Augen, die Stimme und der ganze flache Körper des alten Mädchens hatten etwas unsäglich Langweiliges, grau überschüttetes. Sie war die Wirtschafterin von Frau Kerssenbrok aus der Hirschapotheke, der geborenen Bantinck. Jedermann aus der Familie nannte Gesine den Landregen.

Der Landregen kümmerte sich also keineswegs um die Ermahnung, und das wäre auch merkwürdig gewesen, denn sie tat uneingeschränkt, was sie wollte.

Nach einer Weile hub die erste, Lebhaftere, wieder an: „Kuck' mal hinter dir, Gesine, was für 'n neugierig Mens — ch auf unsern Hof zu pattket."

„Laß ihm." Gesine bückte sich und nahm Rotdorn aus einem Korbe, der neben ihr stand. Doch Seraphine, die langhaarige braune Hündin, konnte diese Angelegenheit nicht so gelassen nehmen. Sie hatte oben auf der Treppe gelegen und kam nun mit gelenken Sprüngen auf den Fremden zu. Auch Betty, die Haushälterin Christopher Bantincks, setzte sich in Bewegung. Sie strich mit den Händen langsam über ihre breiten Hüften und sah ungnädig in das Brillengesicht, das ihr entgegenkam. Sie war ganz und gar konservativ, und sobald ihr ein Zweifel aufstieg, ob ein Fremder katholisch sei und Westfale, wurde ihr sonst angenehm gepolstertes Gesicht ganz steif.

Der etwas hurtige Mann aber ließ sich nicht anfechten; er kam stracks auf Betty zu, von Seraphine bellend umkreist, und stieß hervor: „Martitz, Journalist und Historiker."

Betty sah ihn großäugig an, zog die Schultern sehr bedenklich in die Höhe und sagte mit einem halb verlegenen Mitleid: „Jä, wat kann ik derbi dauhn?"

Doch auch das Gesicht des Neuangekommenen wurde steif — er verstand nicht. Dann sagte er geläufig: „Liebe Frau, wollen Sie mich Herrn Bantinck melden?"

Kopfschüttelnd ging Betty ins Haus, öffnete die Tür zur Garderobe, die rechts unter der hochgeschwungenen Treppe lag, und klopfte an Herrn Bantincks Zimmer, denn in einem andern Raume war er kaum zu finden; es war sein Wohn- und Arbeitszimmer mit den vielen Jagdtrophäen.

Christopher Bantinck hob den Kopf. „Betty," sagte er, und seine Stimme hatte etwas Warmes und Blankes, „Fräulein Clarisse und unsere Jo kommen sogleich."

Er hatte die kräftige Gestalt aufgerichtet, den Kopf ein wenig zurückgeworfen und blinzelte das alte Mädchen vergnügt an.

„Da muß ich Herrn Bantinck aber eklig stören, draußen is ein Mann, dem is nich gut."

„Na, das wollen wir schon sehen," Christopher ging mit langen Schritten an ihr vorbei, pfiff der bellenden Seraphine, denn da stand auch schon der Brillenmann in der Halle, dicht neben der Tür.

„Doktor Martitz, Journalist und Historiker," wiederholte der Fremde.

Christophers ganzes Gesicht lachte. Er begriff, wendete sich verschmitzt zu Betty hin und dann wieder zu dem Fremden. „Sie kommen gewiß hierher, um Rehbrügge zu sehen? Ein schöner Bau, jaja."

„Ein köstlicher Pictorius," versicherte der Fremde, sich höflich verbeugend.

Christopher machte es nicht das allergeringste Vergnügen, den Fremden durch das Stammhaus der Familie zu führen, und um sich überhaupt einmal an den unangenehmen Gedanken zu gewöhnen, sagte er: „Vielleicht beginnen wir mit der Außenseite," und das war eine glückliche Idee, denn kaum stand der wißbegierige Mann neben Bantinck auf dem Hofe und betrachtete die Fassade, da flog sein Kopf auch schon zur Seite. Mit lautem Geklingel bogen zwei Räder in die Allee ein, schwenkten um die Ecken, flitzten über Wirtschaftshof und Brücke und hielten neben den Männern.

„Hallo, Onkel Christopher," rief die erste, ein zierlich gebautes, sehr schlankes Mädchen, das dicht neben ihm absprang und jungenhaft in seine ausgestreckte Hand einschlug. Die zweite war weniger schnell. Sie hatte nichts Übermütiges, eher das besonnen Westfälische.

„Meine Nichten!" Christopher deutete zuerst auf die Größere, Ruhige: „Clarisse, und hier Fräulein Jo Bantinck."

„Die Töchter des Herrn Geheimrats aus der Johanniter-Kommende," sagte der Fremde, sich wiederum mehrere Male verbeugend, „ich habe das alte Anwesen an der Bergstraße bereits gestern gesehen."

„Wat for'n Knicksen und Nickoppen," murmelte Betty zum Landregen hinüber. Sie räumten den Tisch auf, die Girlanden waren fertig. Seraphine, die schöne braunhaarige Hündin, schnupperte an Jos Kleidersaum.

„Sie haben das alte Johanniterhaus und die Kirche gewiß nur von außen gesehen, nicht wahr?" fragte Clarisse, sich dem Fremden zuwendend. Sie hielt den von weichem, blondem Haar umwellten Kopf ganz gerade. So wie sie dastand, kräftig und groß gewachsen, hell und blauäugig, war sie das Bild einer Niedersächsischen. Doktor Martitz blickte sie bewundernd an.

„In der Kirche war ich; sie ist ja leider so etwas wie der große Geräteschuppen einer Gärtnerei geworden. Das Haus betrat ich nicht."

„Wenn Sie es sehen wollen —" Clarisse war stolz auf ihre Heimatstadt, sie liebte deren Geschichte und alten Geschlechter.

„Hör' mal, Clarisse," sagte Christopher Bantinck befreit, „wie wäre es, wenn du Herrn Doktor Martitz zunächst einmal Rehbrügge zeigtest? Jo und ich hängen derweil die Girlanden auf."

Clarisse lächelte, sie durchschaute ihn. „Gewiß, wir bringen nur schnell die Räder fort," sagte sie.

Christopher sah ihnen nach, zumal der beweglichen Jo.

Sie trug einen sehr kurzen, dunklen Rock und eine schlichte, weiße Seidenbluse, die bis zum Halse geschlossen war. Ihr Haar lag knapp, leuchtend rot um den energischen jungen Kopf. Wie sie sich jetzt umwandte und Christopher einen belustigten Blick zuwarf, schillerte es grünlich in ihren Augen, deren Farbe niemals recht festzustellen war.

Als Clarisse schon hoheitsvoll neben dem Fremden die Treppe hinaufschritt, kam Jo langsam zurück, blieb dann dicht vor ihrem Onkel Christopher stehen und sagte leise und fröhlich: „Jetzt gehen wir in Thürs Busch und suchen Maikräuter." Immer hatte sie einen Vorschlag, und immer war er rund, fertig und so, als könne man nicht widersprechen.

„Gut, gehn wir!" Christopher, der mit seinen fünfzig Jahren sehr jung aussah, faßte ihr kleines Ohr: „Du Leckertiänken! Eine Maibowle, natürlich, du schlägst nicht aus der Art."

„Na — unser Vater?" — Jo wendete den Kopf schnell zur Seite.

„Euer Vater war ein Prachtkerl!" Als Christopher das sagte, glitt ein ernster Ausdruck über sein Gesicht. —

Der Geheimrat Gregor Bantinck war mehrere Jahre älter als Christopher und hätte, wenn alles nach der Ordnung ging, auf Rehbrügge sitzen sollen; doch er war nun einmal ein „Studierkopp", wie selbst seine Klassenkameraden bemerkten, während Christopher den „Pferdeverstand" hatte und Reiteroffizier wurde, solange die Alten noch die Zügel auf Rehbrügge führten.

Man hatte sich über alles geeinigt, nur das eine konnte niemand gefallen, daß Christopher auch jetzt noch, zehn Jahre nach

dem Kriege, Junggeselle war und es zu bleiben gedachte.

Der alte Bantinck war vor mehreren Jahren gestorben, und seine Frau, Franziska Amalie, lebte bei dem ältesten Sohne in der Johanniter-Kommende. Es war so recht kein Altfrauenleben, das sie führte, sondern weit mehr das Leben einer großen Dame, die mit Klugheit und Grazie in einen geschmackvollen Hafen eingelaufen ist, und die immer noch, fast unmerklich, regiert.

„Hör' mal, du kleine Jo," sagte Christopher, als die beiden durch die sonnenüberschüttete, hellgrüne Allee schritten, „was hast du eigentlich mit dem melancholischen Referendar gemacht?"

„Ich werde mich doch nicht mit einem Referendar verloben! Und niemals, das sage ich dir, niemals werde ich einen melancholischen, abwartenden, zögernden Mann heiraten. Außerdem — ich habe noch lange Zeit, nicht wahr?" Sie strich ihr kurzes, schräg gescheiteltes Haar glatt. „Und, wer weiß, vielleicht heirate ich nie, genau wie du."

„Sieh, sieh an," sagte Christopher. „Als ich aber knapp hinter dem Abiturium stand, da war ich heidenmäßig verliebt."

„Das warst du gewiß etliche Male," sagte Jo, leicht neben dem großen Mann herwippend, „früher gehörte das dazu."

„Nun, ich denke, meine Eidechse, das gehört auch heute noch dazu."

„Dazu lasse ich es erst gar nicht kommen. Etwas anderes ist es mit Clarisse; Clarisse muß heiraten."

Sie überschritten die Steinfurter Straße und bogen in den Mittelweg des dichten, mit Unterholz durchwachsenen Waldes ein. Christopher verlangsamte seine Schritte. „Nanu! Weshalb denn?"

Jo blieb stehen, wie ein frischer, schlanker Junge sah sie aus. „Ganz einfach deshalb, weil ihr Beruf ihr nicht die geringste Freude macht, und weil sie so etwas braucht, wie Wärme und einen eigenen, unabhängigen Wirkungskreis. Wir sind ja längst nicht alle geborene Hausfrauen und Mütter; Clarisse ist es. Aber ein großer Stil muß dabei sein, nichts Enges, Sparsames, davon hat sie ganz genug. Es muß ein vermögender Mann sein und zugleich einer, der weiß, was eine Herrin ist. Tradition muß er haben, nichts Frischgebackenes. Es ist nicht leicht —" Sie zog die Stirne kraus.

„Daß Clarissens Beruf ihr Freude machen könnte, habe ich niemals geglaubt, aber eure Mutter —"

„Und Mutter hat recht," fiel Jo ein.

„Gut, nehmen wir das an."

„Nicht nur so annehmen," sagte Jo mit erhobener Stimme, „wir Mädchen aus gutem Haus müssen, mehr noch als die andern Mädchen, unabhängig sein. Stell' dir vor, unsereins wäre auf die Heirat angewiesen und kämpfte nun um den Mann!" Ihre Augen funkelten.

Christopher lachte. „Ich kann es mir von dir nicht vorstellen, Jo, eher gegen den Mann."

„Nein," sagte sie, „er soll mir nur den Weg frei geben, soll fair sein, wie ich es gegen ihn bin, sonst nichts." Sie trug den kleinen Kopf mit dem streng geschnittenen, roten Haar sehr hoch, ihr knabenhafter Körper reckte sich.

„Also das ist alles?" sagte Christopher, auf sie hinabblickend. ‚Ganz anders als Lulu damals und ihre Freundinnen', dachte er.

„Ja — vorläufig," entgegnete Jo leichthin. „Doch jetzt müssen wir hier in diesen Pfad einbiegen, da gibt es Maikräuter in Menge." Sie kroch unter den Zweigen hindurch, ohne sich groß um Christopher zu kümmern.

*

Am Abend gingen Clarisse und Jo durch den blauenden Garten in der Johanniter-Kommende. Das große Gelände war zum Breul und zur Bergstraße hin mit einer alten, dicken Mauer umgeben, die sich hier und da stark ausbuchtete, so als ob der Garten sie bedrängt hätte. Sie konnte auch mit der Zeit müde geworden sein, denn die Johanniterritter hatten sie schon aufgerichtet, als sie nach Münster kamen, und das war im dreizehnten Jahrhundert gewesen.

Clarisse und Jo spazierten in der Newelschen Gärtnerei umher. Das Johanniterhaus mit seinen großen, grauen Flächen, den vielen Fenstern und dem mächtigen Dach, das sich an einer Seite zu einem trotzig turmartigen Bau erhob, lag innerhalb dieser Gärtnerei, die nun schon lange Jahre über die träumerischen Gründe und die ehemaligen Wandelgänge der Johanniter ihr emsiges Leben spannte. Es war ja wohl nicht ganz so emsig wie anderswo, denn die gelassene Behäbigkeit dieser Stadt, die das Auf und Ab vieler Jahrhunderte sah, kehrt auch nach leidenschaftlichen Ausbrüchen wieder zu ihr zurück: sie ist ihr eigen. Seltsamerweise ist ihr diese Behäbigkeit eigen, wie ihr Nebeneinander von Askese und aufschäumender Lebenslust, von handfester Burleske und abseitiger Verträumtheit.

„Clarisse," sagte Jo, einen schnellen Blick auf die ältere Schwester werfend, „Martin Steveningh ist wieder bei der Großmutter gewesen. Er hat ihr einen sehr

schönen alten Kupferdruck vom Landhause der Familie Steveningh gebracht."

„Ja, ich weiß," sagte Clarisse kurz. Sie sah zu dem grünlich werdenden Himmel empor, an dem die ersten zitternden Sterne aufblinkten. Die Giebel und Schornsteine der alten, engen Häuser an der Aa standen bizarr in diesem seltsamen Lichte.

„Ich würde es mir doch überlegen, Clarisse," sagte Jo gedehnt, „wenn du nun einmal keine Lust hast, Bibliothekarin zu bleiben, dann kann ich mir gar nichts Besseres für dich denken, als Martin Steveningh zu heiraten."

‚Gar nichts Besseres für dich denken', diese Worte hatten etwas eigentümlich Bitteres für Clarisse, denn sie hatte sich anderes ausgedacht, doch sie würde niemals darüber sprechen, ja, sie ließ sich nicht so weit gehen, diese Gedanken nochmals hervorzuholen. Zudem lag das alles weit zurück.

„Du hast im Grunde recht," sagte sie zu der jungen Schwester, die allem sehr nahe rückte, es beleuchtete, sichtete. „Es ist ja wirklich so, daß ich heiraten möchte."

„Das läßt du Martin Steveningh aber nicht merken! Zwei Jahre lang wartet er nun schon auf ein Entgegenkommen. ‚Es ist kein Gottbescheren, es ist ein Beimachen,' sagt Tante Lulu, du mußt auch mal das deine tun, und dich ‚beimachen', ehe eine andre ihn dir wegschnappt. Sonst muß ich noch mit Steveningh sprechen!"

„Ich werde ja schon," sagte Clarisse ungeduldig, „du mußt bedenken, damit ist dann alles zu Ende — ich meine," sie verwirrte sich ein wenig — „es ist ein Entschluß für das ganze Leben. Wenn ein Mädel ins Kloster gehen will, dann hat sie mehrere Jahre Probezeit, lernt das Klosterleben als Novize kennen, und dann erst legt sie die ewigen Gelübde ab. Unsereins hat keine Probezeit, lernt die Ehe nicht kennen und soll sich doch für ihr ganzes Leben binden."

„Das ist wahr — es ist ganz richtig, Clarisse. Aber sag' einmal, machst du dir so wenig aus Martin Steveningh?"

„Das kann ich nicht sagen, nein, nein, ich mag ihn gern; er ist gebildet, rücksichtsvoll, zuverlässig und offen, wenn auch eigentlich wenig mitteilsam."

„Na, in dem Punkt stimmt ihr ganz gut überein!"

Clarisse beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort: „Ich mag ihn auch äußerlich, er hat etwas Sauberes und ein gutes Auftreten. Nichts sonderlich Auffallendes oder Anziehendes trotz seiner Größe, eher wie so ein Mensch im Hintergrunde, aber sehr anständig, meinst du nicht auch?"

„Aber ja, Clarisse, daß du das nur endlich merkst! Und weißt du — auf die große Liebe warten! Na!" Jo hatte eine sehr nachdrückliche Art, dieses „Na" hervorzustoßen. „Jetzt bist du glücklich im sechsundzwanzigsten Jahre, und hast du je so etwas wie eine große Liebe" — diese Worte sprach sie übertrieben pathetisch — „eine große Liebe verspürt!" Jo legte ihre linke Hand aufs Herz und schlug mit der rechten darauf. Clarisse lachte. „Ich glaube, das ist ausgestorben," fuhr Jo fort. „Früher einmal, als die Menschen soviel Zeit hatten, steigerten sie sich in derartige Gefühle hinein oder sie ließen es sich von den Dichtern aufreden, Gott weiß!"

„Immerhin," sagte Clarisse, deren Augen wieder nachdenklich geworden waren, „man liest doch auch heute noch von kühnen und tragischen Begebenheiten — ich meine in sachlichen Berichten, nicht in Büchern — die sich um der Liebe willen ereigneten, und dann" — sie zögerte — „kannst du es dir wirklich nicht vorstellen?"

Jo, die einen halben Schritt vor Clarisse herging, wandte sich schnell um, ihre Augen spitzten sich zu. „Du bist imstande!" rief sie laut. —

Clarisse blieb vor ihr stehen. „Das muß ich schon sagen, Jo, du bist kalt, und man sollte sich gar nicht mit dir unterhalten, über — derartiges nicht."

Ohne im geringsten beleidigt zu sein, sagte Jo herzhaft: „Und weshalb tust du es?"

„Weil du anfängst."

„Nein, weil du weißt" — ‚daß ich dich lieb habe,' hätte sie sagen müssen, doch sie konnte es nicht — „daß ich deine beste Freundin bin!"

Der grünliche Himmel hatte sich verwandelt, er wurde dunkler, glitt von einem Graublau in tiefere Tönungen. Die Tulpen auf den langen Beeten legten ihre ovalen Köpfe zur Seite, doch die Hyazinthen dufteten der Nacht entgegen.

Zwischen den Flieder- und den Holunderbüschen jenseits der Aa, unter den rötlich beleuchteten Fenstern, war ein heimliches Leben. Junge Burschen und Mädchen.

Clarisse sah hinüber. „Komm, wir müssen ins Haus gehen, Jo," sagte sie.

*

Es war eine alte Sitte auf Rehbrügge, am ersten Samstag im Mai festlich beisammen zu sein. Die ganze Familie kam zum Stammhause, was in den neuen und in dieser Beziehung kärglichen Zeitläuften nicht viel heißen wollte. „Nich mal Stücker zwölf," sagte Betty kopfschüttelnd. Man hatte, wie

hergebracht, eine große Kalbskeule auf dem Tische gehabt und tiefe Schüsseln mit Salat und Eiern, und als Betty selbst dann zum Obstkuchen eine Schüssel Schlagsahne herumreichte, rutschte ihr der Löffel hinein, denn sie war so etwas nicht gewohnt. Servieren, das mochte das leichtfertige Ding, das Söffchen, tun! Doch sie griff seelenruhig in den Rahm, holte den Löffel heraus, legte ihn auf die Anrichte und sagte: „Schad't nich, wir nehmen einen andern."

Frau Franziska Amalie Bantinck, die am Kopfende des Tisches saß, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem weißen Haare, lange Ohrringe bis zur zarten, kleinen Halsrüsche hinabhängend, eine schwarzseidene Pelerine mit Volants um die Schultern, blickte so beherrscht lächelnd die Familientafel entlang, daß selbst der halbwüchsige Felix Kerssenbrok an sich hielt, dem doch sonst jede Gelegenheit zum Loslachen recht war.

„Nein," sagte die alte Dame, Betty zunickend, „so eine Schlagsahne wie deine gibt es in ganz Münster nicht! Bring uns doch noch eine Schale zum Kaffee nach vorn, ins Musikzimmer."

Und dann erzählte sie, ihr schönes altes Gesicht schelmisch überhaucht, vom Pfarrer in Nienberge, der, in ihrer Jugend, eine Berühmtheit um seiner Predigten willen war. „Im Mai, an einem Tag wie heute," sagte sie, „fuhren der Vater und ich zur Nachmittagsandacht. Damals waren die Bantincks noch Patrone der Nienberger Kirche. Der Pfarrer, dessen breites Westfälisch so köstlich war wie seine originellen Aussprüche, hielt eine Predigt zu Ehren der Muttergottes. Vieles hatte er schon gesagt, wahrhaft begeistert, dann beugte er sich weit vor, der Gemeinde entgegen, und rief eindringlich: ‚Ja, meine Lieben', — die alte Frau Bantinck erhob lebhaft die fein beringte, weißliche Hand — „die Franzosen, diese frommen katholis — chen Mens — chen, sie haben das richtige Wort gefunden: s — chers — chez la femme! Kommet alle zur Mutter!'"

Ein schallendes Gelächter erhob sich. Betty und Söffchen hörten es unten in der Küche, und Betty nickte kichernd vor sich hin. Gewiß hatte Herr Christopher wieder eine seiner „undöchtigen" Junggesellengeschichten erzählt. Als aber Söffchen sich davonmachen wollte, um von den Erzählungen da oben etwas aufzuschnappen, zog Betty sie an der Hand zurück und sagte streng: „Daß du dich nich dertüsken mengleerst. Was nach das Essen kömmt, das is for die Herrs — chaften alleine." Söffchen aber warf die Lippen auf, denn sie hatte mit so strengen Unterscheidungen längst aufgeräumt, und auch das Du paßte ihr nicht. — —

Als Philipp, der Diener, eine Hilfe für alles, hereinkam und meldete, daß im Musikzimmer die Kaffeemaschine angezündet sei, gingen alle hinüber, aus dem etwas ernsten, eichengetäfelten Speisezimmer, das nach hinten hinaus lag und in weite Wiesen sah, durch das seitliche, sogenannte blaue Zimmer, in dem die schönen Vitrinen standen, voll von altem Porzellan, durch das Eckzimmer mit dem kunstvollen Kachelofen und der Madonnennische, in der sich jetzt ein riesiger Strauß von Flieder, Goldregen und Schneeballen bauschte, in das weitläufige und frohe Musikzimmer hinein.

Im Kamin brannten dicke Buchenscheite, weil es das Behagen erhöhte, denn dieser Raum war eigentlich ein wenig zu festlich für den kleinen Familienkreis. Drei hohe Fenster mit tiefen Nischen sahen zum Herrschaftshof hinaus. In den Fenstern, rot umrahmt von Brokat, standen Zimmerlinden; sie waren zu Bäumen geworden. Die Decke hatte auf zartrosa Grund eine graziöse Bemalung im Geschmack des Rokokos. Aus den Ecken schwebten blumenstreuende Amoretten zu einer Venus hin, die auf einer Wolke ruhte. Der Parkettfußboden war fast ganz frei; er spiegelte im Licht des hellen Nachmittags. Vor den drei Sofas und den Sesseln, alle mit dem gleichen, großblumigen Sammet überzogen, lagen einzelne, ziemlich abgeschabte, Perserteppiche. Die beiden Ecken des Zimmers, die den Fenstern gegenüber lagen, waren abgeschrägt und mit hohen Spiegeln versehen, um die eine leichte Malerei und Goldschnörkel liefen. In der Mitte dieser Wand war der Kamin, vor den man einen ovalen Tisch gerückt hatte.

Hier beschäftigte sich Söffchen mit der Kaffeemaschine. Doch Clarisse, der das Lachen noch im Gesichte stand, schickte sie fort. „Das übernehme ich schon," sagte sie.

Nahe dem Mittelfenster stand der Flügel. Der einzige junge Bantinck, Hubertus, der Sohn des Geheimrats, spielte einen frisch aus Berlin gekommenen Charleston.

„Nein," sagte seine Großmutter, die Hand auf seine Schulter legend, „das nicht, mein Junge." Und sie ging mit ihren vorsichtigen Schritten weiter, zum Sessel am Kamin, mit Schritten, die niemals verrieten, wieviel Mühe ihr das Gehen machte.

In diesem Zimmer, in diesem Lehnstuhl, hatte sie als ganz junge Frau gesessen und ihre Hände an das Feuer gehalten, als sie

Vornehme chinesische Familie in ihrer Theaterloge. Gemälde von Alexander Jakowlew

spät am Abend von der Hochzeitsreise kamen. Ihr Mann hatte neben ihr gestanden mit einem stolzen Ausdruck im Gesicht, denn es war auch etwas, eine Frau in dieses Heim zu führen. Frau Bantinck dachte daran, und als sie nun um sich blickte, war sie nicht so befriedigt, wie sie geglaubt hatte, im Alter sein zu können.

Aber wer war das denn? Das Leben, das verwundete und zersplitterte, würde sich dennoch wieder zusammenschließen und weiter wachsen. Besser vielleicht als vorher — wer konnte das sagen! Franziska Amalie war allezeit eine aufrechte Frau gewesen.

Jo kam zu ihr, kniete sich neben sie und reichte ihr den Kaffee. Sie konnte ihre Liebe und Verehrung zu dieser Frau am besten dadurch verdecken, daß sie sich zu dem „Pagen" der Großmutter machte.

Hubertus, schlank, ein wenig vornübergebeugt, hielt eine schöne, silberne Schale mit Gebäck hin, aus der die Großmutter wählerisch ein kleines Stückchen nahm. Sie sah den Enkel an, der so sehr seinem Vater glich und auch ihrem Manne, als er jung war, und sie dachte, daß sie vieles darum geben würde, wenn er die Zuverlässigkeit der beiden geerbt hätte. Auffallend gut sah er aus, dieser Hubertus, und auffallend gut war er gekleidet, anders als die beiden Mädchen, seine Schwestern, die ihre schlichten Sachen so lange trugen, bis es wirklich gar nicht mehr ging. Es wäre an der Zeit gewesen, daß er sein Referendar-Examen machte, doch wenn man mit ihm darüber sprach, dann hatte er die liebenswürdigste Art von der Welt, auszuweichen. Es war auch schwer, ihm etwas nachzutragen — obwohl es allerlei gab, was er besser unterlassen hätte — denn er war von einer treuherzigen und angenehmen Leichtigkeit und dabei ein frischer, gewandter Bursche, für jedermann eine Augenweide.

Kerssenbroks, Bantincks und Christopher standen in einem lebhaften Gespräch beisammen. Elisabeth, Gregors Frau, ein wenig dozierend wie immer, sah nicht sonderlich gut aus. Weshalb trug sie nur diese farblosen Kleider, und weshalb war es ihr nicht möglich, das Haar — ohnehin zu früh ergraut — etwas gefälliger zu ordnen? ‚Sie ist viel zu theoretisch,' dachte Franziska Amalie, ‚und sie hat in diesen niederziehenden Jahren versäumt, was eine Frau nie vergessen soll, die Pflege ihrer eigenen Person und die ihres Haushalts, in dem auch immer eine gewisse Schönheit sein muß!'

Und richtig hörte man die Geschichte von den Dienstmädchen. Sie hatten wieder einmal beide gekündigt. Kein Wunder, Elisabeth verstand nicht, warmherzig zu regieren; sie ordnete alles höchst sozial, so sozial, daß die Mädchen es niemals verstanden und nach kurzer Zeit üppig wurden.

Da war Lulu anders. Sie hatte Gesine, den Landregen, mit in die Ehe gebracht, doch es verschlug ihr auch nichts, wenn der Landregen gelegentlich von ihr sagte: „Sie is ein so unwieses Mensch — ch, man kann ihr nich alleine lassen!" Sie lachte dazu und fand, daß sie für ihre Person — und das war doch wohl die Hauptsache — im Leben auf ihre Kosten kam und keinerlei soziale Reformen brauchte.

Jetzt saß sie auf der Sessellehne, wippte mit dem übergeschlagenen Bein und sagte: „Ist so etwas denn überhaupt notwendig? Unserer Apotheke ist nichts geschehen. Sogar während der Revolution, als es auf dem Roggenmarkt ganz gewiß zuging wie zur Wiedertäuferzeit, hat man die Hirschapotheke in Ruhe gelassen. Jedermann sieht ein, daß man so etwas braucht."

Die alte Frau Bantinck lächelte: ihre Tochter war eben immer ahnungslos! Lulu erhob sich eifervoll, lehnte sich an ihren wohlausstaffierten Mann und fuhr fort: „So etwas wie meinen Karl braucht man immer, nicht wahr? Während man zum Beispiel dich, Gregor, einen Geheimrat —"

Franziska Amalie schüttelte den Kopf. Taktlos, nein, das durfte ihre Tochter nicht sein. Gregor fuhr ruhig fort: „Einen Geheimrat abbauen kann, und das wird man auch wohl tun."

„Tante Lulu —" die schlanke Jo rief es durchs ganze Zimmer — „gestern habe ich gelesen, in einem Reichstagsbericht, daß die Apotheken verstaatlicht werden!"

Lulu bekam gläserne Augen. Alle lachten, denn sie wußten, daß Jo log und daß Lulu noch niemals in ihrem Leben einen Bericht gelesen hatte.

Jetzt bemerkte Lulu, daß man sie neckte. „Wat?" rief sie lachend. „Ik gleiw, du wust mi öwen (aufziehen)!" Sie lief hinter Jo her, um die Sessel und Tische herum.

„Pack' ihr, hau' ihr!" spornte Kerssenbrok seine Frau an, die kleinen Fettpolster in seinem Gesicht glänzten.

Doch Jo war mit einem Satz zur Tür hinaus. „Du wirst schon noch in die Moratzke kommen!" rief sie von der Halle her, dann sprang sie die Treppe hinunter.

„So'n Wicht!" sagte Lulu atemlos. Nein, auch ihr, Lulu, konnte man nicht böse sein.

Philipp kam herein und meldete den Wagen. Da erhob sich die immer noch aufrechte alte Dame, ging langsam zur Tür, in die Halle hinein, den Arm um Clarissens

Schultern gelegt. Und als sie in dem hohen Raume stand, mit den geschnitzten Eichentruhen und dem gewaltigen Schrank, den schäbig gewordenen Polsterbänken und den schweren Tischen, sah sie einen Augenblick wehmütig zum linken Flügel des Hauses hinüber, einen Augenblick nur.

Hubertus hatte die Tür zur Freitreppe hin geöffnet, und es war, als käme der blitzende und musizierende Frühling in das alte Haus hinein.

*

Lulu war neben ihrer Mutter in dem altmodischen Landauer dahingeschaukelt. Alle andern waren zu Fuß gegangen. Nun saß man in Nienberge bei Kinnebroks unter den seidig in der blauen Luft stehenden Linden. Eine dichte Hecke von Lebensbaum, die stark duftete, grenzte diesen Platz oberhalb des bäuerlichen Gartens von dem rückwärts gelegenen, belebten Platze unter den Kastanien ab. Von der Kegelbahn her hörte man das Rollen und Klappern der Kugeln, dazwischen die Stimmen spielender Kinder. Über dem buntbestickten, stillen Garten, mit seinen langen, von Buchsbaum eingefaßten Rabatten, schwebten die weißen und rosigen Blütenwolken der Obstbäume.

Einzig Jo konnte sich der friedlichen Stimmung nicht ganz hingeben, denn sie hatte einen Plan gemacht und wußte nicht, ob er ausgeführt wurde. Und Hubertus, der dem Garten den Rücken kehrte, versuchte es, einen Blick durch die Hecke zu gewinnen; auf dem Platze unter den Kastanien ging ein Mädchen — ein Mädchen! — nun, er würde sich schon heranpirschen.

Felix dachte gar nichts; er stopfte mit Hochgenuß eine Scheibe Korinthenstuten in sich hinein, auf der die Butter einen halben Zentimeter dick lag. Lulu sah ihm wohlgefällig zu, er war wirklich ein magerer Schlacks. Man konnte nichts an seine Rippen bringen, meinte der Landregen.

Jetzt kam Kinnebrok selbst. Mit gewichtigen Schritten, etwas schwerfällig, stapfte er heran. Im ganzen überließ er die Gastwirtschaft dem Weibervolk; er war der Bauer. Doch wenn die alte Frau Bantinck kam, setzte er sich in Bewegung; er fühlte sich mit ihr und Rehbrügge von alters her verbunden. Bantinck hatte viele Abende am offenen Feuer in seiner großen Küche gesessen, in der auch heute noch die Schinken, Speckseiten und Würste oben an den verräucherten Balken hingen. Feine Jagdgeschichten hatte der Alte erzählt. Kinnebrok lachte vor sich hin. „Gu'n Dag auch," sagte er, an seiner Mütze rückend, „ick mot nu langsam an 'nem Stock dohiärstaffken."

„Sie sehen aber prächtig aus." Frau Franziska Amalie reichte ihm mit einer besonderen, frohen Herzlichkeit die Hand, und sie begannen über alte Zeiten zu reden. Nach diesem und jenem fragte sie. Offenbrinks Tonnius? Oh ja, der lebte noch, es ging ihm sogar sehr gut. „Dä hätt' sien Liäwen Glück hod! Twee Fruggen daut, tweemol affbrannt, un nu de Isenbahn mitten dour't Hus! Jäjä. Un doch — de Fruggen? Ik segge immer: et geiht äöm just as de Katuffeln, de auk dat Beste under de Äde hätt."

Lulu und Jo warfen sich lachende Blicke zu. Clarisse betrachtete die Großmutter und dachte zugleich an die Mutter des Martin Steveningh, die geborene Faber aus Würzburg, die sich niemals ganz in die westfälische Art einfügen konnte. Dieses Abgeschlossene und zugleich burlesk Derbe, das war freilich nichts für die allzeit fein abgetönte, vielleicht ein wenig verzogene, rücksichtsvolle Frau Dorette Steveningh.

Hubertus, Jo und Felix waren aufgestanden und gingen ihrer Wege. Jo spähte nach dem Berliner Historiker aus, der mit Martin Steveningh zum nahegelegenen Rüschhaus gegangen war, um in Annette von Drostes Heimat zu wandeln. Sie hatte die beiden zusammengebracht und erwähnt, daß man die ganze Familie Bantinck bei Kinnebroks treffen würde.

Den Heimweg nach Münster über die hügeligen Ausläufer der Baumberge, durch den abendlichen Wald, war es nicht ein „Gottesgeschenk" für Martin? — und wahrlich noch längst kein „Beimachen" von der stolzen Clarisse.

Jo spazierte unter den blühenden Kastanien, betrachtete deren zartgelbe und rote Umrisse, die im flockigen Himmel verschäumten, und sie dachte, daß ihre Zeit auch einmal käme, doch wie sie aussehen würde, das wußte sie nicht. Kein Steveningh, keine heimatliche Enge, kein Idyll! Federnden Schrittes ging sie umher; sie fühlte sich gesund und sicher.

Als sie nach einer Weile an den Tisch zurückkehrte, waren die beiden schon angekommen. Man rüstete sich gerade zum Aufbruch. Philipp stand kerzengerade neben der alten Frau Bantinck, ein Plaid auf dem Arm. Clarisse war gegangen, um Felix von der Kegelbahn zu holen, und Hubertus — wer konnte wissen, wo Hubertus steckte! Unterwegs würde er sich irgendwo, in herzlicher Liebenswürdigkeit, zu ihnen gesellen und der Mutter und Tante Lulu den Mantel tragen.

Clarisse hatte mit Martin Steveningh

nur wenige Worte gewechselt, und auch sie dachte an den langen Heimweg.

Die Familie Steveningh war ihr wohlbekannt. Sie hatte während ihrer Ausbildungszeit einige Monate in dem mehr als zweihundert Jahre alten Verlag und der Buch- und Kunsthandlung der Stevenighs gearbeitet. Wenn man ihre Tätigkeit so bezeichnen wollte! Die längste Zeit verbrachte sie oben im gotisch geschnitzten Saale, in der wundervollen Sammlung alter Kupfer- und Stahlstiche. Wo immer in Deutschland ein Kenner und Liebhaber alter Stiche saß, da war Johannes Steveningh, Martins Vater, wohlbekannt.

Clarisse war ein wenig in ihn verliebt. Sein geistiger Kopf mit der Biedermeierfrisur und den Koteletten gefiel ihr. Die ruhigen, blauen Augen, der hohe Wuchs, die breiten Schultern, die feinen Hände mit den sorgsamen Bewegungen, die Art, wie er die Worte setzte, seine starke und stille Liebe zu schönen Dingen, das alles zog sie an.

Martin hatte eine große äußere Ähnlichkeit mit dem Vater, doch es war Zäheres in ihm, Härteres. Er hatte eine merkwürdige Tradition des Hauses fortgesetzt: kein Steveningh war ein gelernter Verleger und Buchhändler. Sie waren Philosophen, Juristen, Künstler, studierten Altertumskunde oder, wie Martin, Kunstgeschichte; Kaufleute waren sie allesamt nicht. Immer waltete ein Geschäftsführer in der alten Buchhandlung gegenüber dem Rathause, während die Stevenighs sich mit zunehmenden Jahren in ihre Sammlungen vertieften.

Es waren ja nicht nur Stiche; ihr ganzes großes Haus draußen vor der Stadt und jenes andre, tief in einem Garten liegend, nahe der Promenade, sie waren erfüllt von schönen, sorgfältig ausgewählten und gepflegten Dingen. So fest gefügt und so sehr in diesen alten Werten wurzelnd war ihr Wohlstand, daß Deutschlands böse Jahre ihn nicht zerstören konnten. Manches hatte sich verändert, gewiß, doch es war nicht anders, als ob eine verwöhnte Dame erstaunt bemerkt, daß die Seide nicht mehr so schwer ist.

Und still für sich lebten diese Menschen. Früher war es einmal anders gewesen. Sie paßten nicht so recht in die schnelle, technische, neue Zeit. Nur der zweite Sohn, Andreas, der gleich nach dem Kriege ins Ausland gegangen war und jetzt in Neuyork lebte. Er hatte, gemeinsam mit einem Holländer, ein Antiquitätengeschäft an der Fifth Avenue.

Auf einem Bilde im Privatbüro Stevenighs sah Andreas dunkel aus, mondän und auch hochmütig; er blickte den Beschauer überlegen an, mit den Augen der süddeutschen Mutter, der Dorette Faber, die sich niemals ganz eingewöhnt hatte.

Ja, Clarisse kannte die Stevenighs besser, als irgendein anderes Mädchen sie kannte, und sie war ein wenig in den vornehmen, kunstsinnigen alten Herrn Steveningh verliebt. Und weil es so war — wie sie hin und wieder lächelnd zugab —, sah sie auch Martin besonders gern.

Er schritt jetzt neben ihr über das hügelige, grüngolden dahinwellende Land, das noch warm und süß von dem langen Frühlingstag duftete, und er erzählte etwas, das sie entzückte: es war die Geschichte einer Vorfahrin, deren Bild sie kannte.

Man ging in kleinen Trupps hintereinander her, ganz vorne Lulu Kerssenbrok, die sich auf Hubertus' Arm stützte und das Lied von der Lindenwirtin sang. Alle stimmten ein, nur der Geheimrat Bantinck nicht, der seinem Verstand und Herzen nicht erlauben wollte zu sehen, daß auch über einem besiegten Lande die Sonne schien, daß Gesundes, Starkes aufkeimte, ganz wie auf den Feldern, der das Gepräge einer Zeit verwerflich fand, weil es dem jener Jahre nicht glich, da er selbst noch jung und aufnahmefähig war.

Seine Frau löste sich von den andern, kam zu ihm. Ihr Gesicht sah verjüngt aus. „Ist es nicht herrlich heute abend?" Er nickte, gab ihr Lächeln schwach zurück.

Sie beachtete es nicht. „Sieh nur, unsre Jo, wie sie nach den hohen Zweigen springt, sie ist wie aus Stahl und so lustig."

„Das ist ja wohl nun so, das Körperliche ist die Hauptsache," sagt Bantinck grämlich.

„Aber Mann," Elisabeth legte die Hand auf seinen Arm, „wir können der Rasse doch am besten durch eine gesunde Jugend aufhelfen!" Sie lächelte, zog ihre Hand zurück. „Oder denkst du: ‚Meinetwegen herunter mit uns; der Osten mag marschieren'?"

Der Geheimrat antwortete nicht. „Es fällt mir auf," sagte er, „daß Hubertus mit Geld offenbar gut versorgt ist. Verstehst du das? Ich sprach mit Kerssenbrok. Karl und Lulu sind unvernünftig genug, ihm was zu geben; das allein erklärt mir nicht, wie es für ihn möglich ist, alle Festlichkeiten zu besuchen, in einer Mailcoach zum Rennen zu fahren, daß er auf Regatten rudert, auswärts sogar, und in diesen tadellosen Anzügen umhergeht." Wie er das sagte, stieg Röte in seine Stirne.

„Hast du ihn denn vor einigen Tagen zur Rede gestellt? Du wolltest es doch. Und dann —" — Elisabeth zögerte — „Hubertus bekommt doch auch von dir mehr als die beiden Mädchen zusammen." Sie zuckte die

Achseln. „Solange so etwas in den Familien Sitte ist, auch heute noch, und in unserm Hause —“

„Jaja, ich weiß,“ ihr Mann unterbrach sie, „es ist das alte Lied.“

„Und es wird nicht verstummen,“ sagte Elisabeth kühl.

Vorn sang man ein Wanderlied, die Füße schritten leicht dahin. Jetzt ging Christopher voran, er hatte eine lange Gerte in der Hand, mit einem grünen Büschel daran. Hin und wieder schlug er fröhlich den Takt. Es war ein herzhaftes Schreiten und Singen.

Und doch sah alles unwirklich aus. Der oben fast zusammengewachsene Weg schloß die Wandernden in sein grünes Licht ein, machte Angesicht und Kleid fahl, und im Walde versanken die Lieder.

Vielleicht erschien es den beiden auch nur so, die weit hinter den andern zurückgeblieben waren, Clarisse und Martin Steveningh. Jetzt sprach Martin von sich selbst, von seinem Aufenthalt in Rom, in Athen, in Paris. Doch er streifte es nur, es hing mit seinen Plänen zusammen.

‚Wenn er mich fragt, ich bin allein mit ihm, habe ihm diese Gelegenheit gegeben, wie kann ich mich dann zurückziehen? Und will ich es? Verbindet mich nicht Vertrautes mit Martin und seinen Eltern? Ist es nicht, als wären sie, ihr Haus, ihre Welt, meine Heimat? Mehr als in der Johanniter-Kommende, wo die Gedankenkreise so selten übereinander fallen!‘

„Sagten Sie nicht,“ fragte Clarisse etwas unsicher, „daß Sie im Herbst Ihren Bruder besuchen wollten?“

Ihre Augen begegneten sich, ihre Schritte wurden langsamer. „Ich hatte es vor —“ Martin blieb stehen und zwang Clarisse, den Blick nicht abzuwenden. „Doch ich gebe den Plan vorläufig auf. Es gibt Dinge, die wichtiger für mich sind, und die zu einem Ende gebracht werden müssen.“ Er nahm Clarissens linke Hand, denn in der rechten hielt sie einen Blumenstrauß. „Sie wissen, was ich meine.“

Clarisse wollte den Blick gar nicht fortwenden, denn in dem Gesicht des Mannes war etwas, das sie bisher nie wahrgenommen hatte: eine Entschlossenheit, unter die sie sich beugte. Sie wußte und fühlte es: ein Hinhalten war unmöglich; sie mußte sich entscheiden, in zwei, drei Herzschlägen.

Verstellen? Wie kindisch, wie häßlich wäre es gewesen. Sie war nicht verwirrt, fühlte nur ein leichtes Zittern. „Ich vertraue mich Ihnen an,“ sagte sie.

Martin zog ihre Hand an seine Lippen, sein Gesicht blieb ernst. Etwas anderes als das, Innigeres, Berauschendes, hatte er von Clarisse Bantinck nicht erwartet.

Doch dann erfaßte ihn die Wonne, dieses Mädchen in kurzer Zeit als sein Weib im Arme zu halten. Er zog Clarisse an sich, küßte sie, behutsam, in starker Ergriffenheit. Diese kühlen, weichen Lippen, dieses erblaßte und noch so stille Gesicht, hatte niemals ein Mann geküßt, dessen war er sicher. Diese Hände, er nahm sie nun beide, mitsamt dem Strauß, Hände, die spielend und doch sorgsam über Kostbarkeiten glitten, wie die seines Vaters, sie sollten Zärtlichkeit lernen, festhalten, sollten sich in die seinen schmiegen wie zahme Vögel, die wissen, wo sie zu Hause sind.

„Du Liebe, wärst du erst meine Frau,“ sagte er und zog sie nochmals fest an sich.

„Das wünsche auch ich,“ sagte Clarisse, doch die Worte waren träumerisch, wie alles auf diesem Weg, in diesem Wald ein wenig unwirklich gewesen war. Zudem machte es ihr keine Freude, an eine Verlobungszeit zu denken. Man entschließt sich und führt es aus. Und nun sie hier in Martins Arm lehnte, das Fürsorgliche und zugleich Kräftige, Entschlossene in ihm fühlte, schien es ihr schön und leicht, ihr Leben mit dem seinen, dem seines Hauses und seiner Eltern zu verbinden. Niemals sah sie Martin allein; es waren die Stevenighs, ihr Leben, ihre Art, zumal die des Vaters, und sie liebte das.

Christopher und Jo waren nun in die Gasselstiege eingebogen, die in ihrem ganzen Grunde grün ist, ein breiter Rasenweg, von unregelmäßig wachsenden Wallhecken eingefaßt. Weithin atmete jung bestelltes Feld, nicht fern, zwischen seinen mächtigen Bäumen, lag Rehbrügge. Und ganz hinten die vielen, von zartem Licht umspielten Türme von Münster.

„Eins will mir nicht in den Sinn,“ sagte Christopher, „daß du nicht Herrin auf Rehbrügge werden willst.“ Und als er das sagte und dabei an nichts anderes dachte als an den alten Familienbesitz, störte ihn der doppelte Sinn seiner Worte auf. Was war das nur? Wie konnten seine Gedanken derartige Seitensprünge machen! „Ich glaube, Jo, du bekommst mal eine ganz kräftige Hand, könntest das da zusammenhalten und weiterbringen!“ Er deutete mit seiner Gerte nach Rehbrügge hinüber. „Hubertus hat nicht das Zeug dazu und vor allem: er will ja nicht.“

„Er weiß noch nicht genau, was er will.“ Jo sah nachdenklich aus.

„Und du, du weißt es? Ich meine für dich —“ Christopher blickte sie forschend an.

„Im großen und ganzen: ja. Ich muß

hinaus, ich muß etwas erleben. Das Leben gründlich spüren, weißt du. Doch vorläufig — es nützt ja alles nichts, Pläne zu machen —, vorläufig habe ich einmal hier an der Universität belegt, Dinge von allgemeinem Interesse. Es ist mir unmöglich, mich schon in eine feste Form zu pressen." Sie lachte auf. „Gib mal deinen Stock her." Sie peitschte um sich herum und sagte, ihre Worte mit den Hieben unterstreichend: „Erst Clarisse, dann ich, dann Hubertus, paß auf, er wird der letzte sein."

Christopher hielt ihre Hand fest. „Du meinst aber, er wird sein?"

Jo sah ihn unbesorgt an. „Natürlich," antwortete sie knapp.

„Ein Bantinck, meinst du?"

„Ein Bantinck," antwortete sie überzeugt.

Als man nach Rehbrügge einbog, kamen alle der Reihe nach näher, zuletzt auch Clarisse und Martin, um die etwas Schönes und Verhaltenes war.

Aus der Kapelle strömte eine süße Wolke von Gesang, Weihrauch und Blumenduft.

Ohne Worte, ganz so, als ob es zu ihrem Leben gehörte, gingen sie alle hinüber, in die Maiandacht und sangen mit den andern:

„Maria, dir empfehlen wir,
Was grünt und blüht auf Erden!
O, laß es eine Himmelszier
In Gottes Garten werden."

★

Frau Dorette Steveningh, die geborene Faber aus Würzburg, die sich niemals ganz in die westfälische Art eingewöhnen konnte, saß am Flügel und spielte aus der „Zauberflöte", dann aus „Figaros Hochzeit". Den Gesang deutete sie nur ganz zart an. „Daß ich mit Rosen bekränze dein Haupt!" Sie bog ihr immer noch reizvolles Gesicht zur Seite und blickte zu Martin hin, der am Fenster stand. Sie wußte es, ihr großer Junge war maßlos glücklich. Weshalb war das Leben so kurz? „Daß ich mit Rosen — mit Rosen —" sang sie nochmals. Hatte sie nicht viele auf ihrem Wege gehabt? Viele Rosen, wahrlich, ja. Dankbarkeit war in ihr, ein wenig Wehmut und auch Glück.

„Martin," sagte sie, das Spiel leise beendend, „du hast recht, ihr müßt schnell heiraten, in wenigen Wochen. Komm einmal her." Sie streckte ihre Hand nach ihm aus. Das hatte sie früher selten getan, er war so herb, der Martin, anders als Andreas, der ihr Sohn war.

Martin kam und hielt ihre Hand, sah mit neuen Augen in dieses Frauengesicht. Ihm hatte sich alles verändert. Das war nicht nur die Mutter, deren Hand er da umschloß, es war eine Frau, die durch die Liebe, die Ehe gegangen war und die noch in beidem lebte. Man sah es ihren Augen an, dem immer noch zärtlichen Mund. So sollte es auch mit Clarisse sein. Er hatte im Elternhause gesehen, was für ein Reichtum, welch ein Segen eine glückliche Ehe ist.

„Mutter," sagte er, „wenn du das fertig bringst, wenn wir — sagen wir Mitte Juni — heiraten könnten —!" Er stockte, er war nicht überschwenglich, küßte ihr nur die Hand. Seine Mutter stand auf und ging mit ihm umher, wie sie es gern tat, wenn sie lebhaft wurde und einem andern irgend etwas recht nahebringen wollte. „Hier in meinem Kopf ist das alles fertig," und sie schlug ganz leicht gegen ihre Stirne. „Wir, der Vater und ich, wollen im Juli verreisen. Unser Landhaus steht leer, die schönen Zimmer, mein Junge! Und es darf nicht leer stehen, nicht wahr? Die Zeiten haben sich sehr verändert!" Sie seufzte ein wenig. „Das geht nicht." Sie stützte sich fester auf ihres Sohnes Arm. „Hier müßt ihr wohnen, du und deine Clarisse!" Ganz triumphierend sagte sie das. „Im September kommen wir zurück, eher nicht. Ihr werdet doch nicht herumreisen, von einem Hotel ins andere! Später, ja, doch jetzt gehört ihr hierher, in unser Haus. Und dann bedenke doch, Martin, wer sollte euch wohl entgegen sein? Doch nicht Clarissens überaus fortgeschrittene Mutter!" — Hier lächelte Dorette. — „Oder gar ihre geistvolle Großmutter, die doch nach niemand fragt! Der Vater — es bleibt nur der Vater. Vor ihm habe ich ein wenig Angst." Sie schmiegte sich an ihres Sohnes Arm. „Denk' nur, ich fürchte, er will eine Aussteuer anschaffen. Als ob wir nicht Möbel über Möbel hätten und alles andre auch! Das muß ich dem Geheimrat ganz und gar aus dem Kopfe reden."

„Wenn es einer kann, dann kannst du es, Mutter!" Auch Martin sah freudig in den schön ausgestatteten Raum. Hier würde er die ersten Wochen seiner Ehe mit Clarisse leben. Auch sie war musikalisch, auch sie würde an diesem gelblichen Flügel mit den Goldschnörkeln sitzen, wenn er auch nicht so ganz zu ihr paßte; aber die vielen Blumen rings umher, das etwas willkürlich Zusammengestellte an diesem Raume, das dennoch in einer höheren, nicht allen fühlbaren, Harmonie zusammenklang, und vor allem die weichen Farben und das Gepflegte — wie es zu seiner Clarisse paßte!

Diese Gedanken blieben in ihm verschlossen, er sagte nur: „Wie gut du dir das ausgedacht hast! Wenn Clarissens Vater durchaus Anschaffungen machen will, dann kann er das ja tun, während wir hier draußen

sind und die Wohnung am Prinzipalmarkt für uns hergerichtet wird. Morgen beginnt ein großes Räumen. Wir können wirklich einige von den altmodischen, grau versponnenen Stuben freimachen — das Geschäft braucht sie nicht." Er lächelte. „Zumal die schönen Zimmer zum Prinzipalmarkt hin, ganz oben die, meinst du nicht auch?"

„Gewiß, mein Junge, doch jetzt erzähl', wie es bei Bantincks war." Sie blickte Martin amüsiert an. „Eine etwas zerfahrene Wirtschaft, nicht wahr?"

Martin gab ihren Blick zurück. „Erst schien das ganze weitläufige Haus leer zu stehen," sagte er, „doch das kenne ich. Nach einigen Versuchen fand ich Frau Bantinck, über Ernährungstabellen gebeugt, im Wohnzimmer. Sie rechnete gerade den Kaloriengehalt verschiedener Gerichte aus. Mitten in dem an sich sehr schönen Raume stand ein Wäschekorb, und über einer Stuhllehne lagen Kleider. Du weißt, die ewige Mädchennot. Frau Bantinck sagte mir ohne Umschweife, ich wäre ihnen willkommen, und dann zog sie mich gleich in ein Gespräch über Biochemie, rationelle Ernährung und dergleichen mehr. Als besonders freudiges Ereignis teilte sie mir mit, es sei ihr gelungen, regelmäßige Sendungen von ungeschältem Reis zu erhalten. Damit sei das Ernährungsproblem fast gelöst, denn dieser enthielte alles —"

Sie lachten. „Der arme Geheimrat," sagte Dorette Steveningh, und sie dachte an ihre eigenen leckeren, kleinen Menüs.

„Etwas merkwürdig sind die Leute schon," fuhr Martin fort. „Hubertus sitzt im Ratskeller und läßt sich die schönsten Beefsteaks machen. Dann geht er nach Hause zum Essen. Und Jo speist bald bei der Großmutter, bald bei Kerssenbroks und sehr oft draußen bei ihrem Onkel Christopher."

„Das ist aber mal ein köstlicher Mann," sagte Frau Steveningh. „Er hat mich auf dem letzten Zivilklubsball zu Tisch geführt und mir allerlei von Rehbrügge und von seiner Haushälterin erzählt und daß es auf Rehbrügge spukt. Und immer hat er etwas von einem rechten Kavalier, dieser Christopher."

Während sie sich noch unterhielten, kam Johannes Steveningh nach Hause. Nun er ein seidenes Tuch um den Hals geschlungen hatte — es waren ein paar kühle Tage gekommen — sah er ganz und gar wie ein vornehmer Herr aus der Biedermeierzeit aus.

„Nein," sagte er, beide Hände seiner Frau nehmend, „Dorette, es ist ewig schade, daß du diese Leute nicht recht goutieren kannst." Er nickte seinem Sohne zu. „Ich komme aus der Apotheke. Man hat mir viel von den Sitzungen im Hinterzimmer erzählt, doch die Wirklichkeit übertrifft die Schilderung. Lulu, die in Schöninghs Töchterschule bekanntlich in allen Fächern sitzenblieb und nur in Religion und Handarbeit bis zur ersten Klasse stieg, ist wirklich köstlich. Heute erzählte sie, eine Frau halbwegs Nienberge soll zu ihrem todkranken Mann gesagt haben, als sie gehen mußte, um das Vieh zu füttern: ‚Wann di 't Stiärwen ankümmt, dann blaos iärst die Kiärsse ut, dat 't kien Brand giff.'"

„Nein, nein, Johannes, ihr seid ein zu wüstes Volk!" rief Dorette lachend. „Nie werde ich mit euch fertig werden."

„Mit mir nicht?" fragte ihr Mann und schob sie zärtlich vor sich her in das angrenzende kleine Zimmer mit der verblaßten, roten Damasttapete, in dem seine schönsten Stiche hingen. „Unsere Clarisse hält sich davon fern, meine ich, sonst ist sie ja mit allen in der Familie gut Freund."

„Das will bei ihr nicht sehr viel heißen," sagte Dorette, sich zu ihrem Mann umwendend. „Findest du nicht, daß sie sich unserm Martin gegenüber wenig verändert hat?"

„J—a," antwortete Steveningh gedehnt, „aber uns gegenüber."

„Wirklich, Johannes, da ist sie entzückend!" Frau Dorette sagte das mit großer Wärme.

*

Es ist ein kleiner Platz, im Grunde nichts als eine Wegkreuzung, wo der Breul mit vier andern Straßen zusammenläuft. Hier, nahe der wuchtigen, mit Graswuchs und kleinen Blumen bedeckten Mauer, die das Gelände der Johanniter-Kommende umgibt, standen Clarisse und Jo schweigsam.

Der Tag war mit einem leichten Regengeriesel verhangen. Wie durch ziehende Schwaden sah man die einfachen, alten Häuser, den klotzigen, starren Buddenturm, in dem man einst ruhigen Herzens die Menschen verhungern ließ, die Ecke der ehemaligen „Reitenden Artilleriekaserne" mit ihrem verklungenen Barock, und über schiefes Dachwerk hinweg die Schwingungen des schönen Giebels der alten Observantenkirche.

Clarisse wies leicht mit dem Kopfe hinüber. „Es dauert nun nicht mehr lange, dann ist das eure Aula," sagte sie.

Jo sah scharf zu ihr hin. „Du tust gerade, als ob du mit uns — der Universität, dem Studium, den Büchern und all dem, nichts mehr zu tun hättest." Sie stieß einen verächtlichen Ton aus. „Mein Gott, ja, wenn man verlobt ist!"

„Laß nur, Jo.“ Clarisse schob ihre Hand in der Schwester Arm. „Wohin mit uns im Regen?“ Sie wandte sich der neuen Promenade zu. Das hellgrüne Gewoge der Linden lag wie ein huldigender Kranz um die Stadt.

„Nein, nicht, ich muß Menschen sehen, Licht, muß Musik hören. Komm mit ins Café, zum ‚Kaiserhof‘, da kann ich dir denn auch gleich meinen Freund zeigen.“ Das Wort Freund betonte sie ironisch.

„Sei vorsichtig, die Sache ist gar nicht spaßig.“ Clarisse schloß sich der Schwester an, die den Weg zur Observantenkirche nahm.

Jo war in einen alten, blauen Mantel geknöpft; ein Hütchen von der gleichen Farbe trug sie trotz des Regens in der Hand. Das Gesicht stand hell, fast milchig, über dem hochgeschlossenen Kragen, das festanliegende Haar sah wie ein glänzendes, braunrotes Käppchen aus.

„Es regnet mir in die Augenbrauen,“ sagte sie. „Laufen sie schon übers Gesicht? Im Café muß ich mich wieder neu aufmachen.“

Clarisse blickte gerade in den alten Winkel hinter der Kirche. Da stand ein rotes, stilles, ganz in sich versunkenes Haus, mit einem einzelnen, hageren Baum davor. Sie liebte all die Ecken und Gassen in dem alten Überwasserviertel, und es verdroß sie, daß Jo nicht hinsah, und mehr noch, daß sie von solch oberflächlichen Dingen sprach.

Das hatte sie nun kürzlich angefangen, Augenbrauen und Lippen färben! Dieses junge, wilde und gesunde Ding! Sie machte es gleich so, daß jeder es merkte. Ihr war es eine Abwechslung, ein Spiel.

„Heilige Clarisse, bitte für uns,“ sagte Jo, und sie rannte ihr davon. Ihr Rock reichte kaum bis zu den Kniekehlen.

Clarisse, die ihr schnell nachging, sah gerade noch, daß Jo in die Elektrische sprang, vergnügt zurückwinkend.

Eigentlich war es Clarisse ganz recht. Viel Sehnsucht war in ihr. Sie wartete auf die Liebe: ganz umgeben von Liebe wartete sie darauf. Trotzdem auch sie viel Wirklichkeitssinn hatte, kam immer wieder der Gedanke: ‚Heute, morgen, bald wird aus meinem Herzen etwas hervorbrechen; ich fühle, da rührt es sich. Es keimt, es sucht. Es gehört mir, ist ganz mein eigen, und mich verlangt danach, daß es rücksichtslos alles beiseite schiebt. Geliebt werden hat etwas Betörendes, aber lieben, selbst lieben — darauf kommt es an. Das nur gibt den Rausch, das nur ist das wahre Erlebnis. So ist es ein Hinnehmen, Verzärteln, und beschämend ist es.‘

Bisweilen ergab sich Clarisse willig Martins Liebkosungen, wartend, ob das, was nach Erfüllung drängte, sich an ihnen entzündete. —

Clarisse ging in den ziehenden Schwaden, die allmählich höher stiegen, wie in Gedanken versunken und hob erst den Kopf, als sie neben der Liebfrauenkirche entlang schritt, der aufsteigenden Spiegelturmgasse zu. Da standen jenseits der Aa, aus krausem Buschwerk emporwachsend, die sorgfältig abgewogenen, feuchtdunklen Ziegelbauten mit den Sandsteinumrahmungen der aufleuchtenden Fenster. Die Dächer rot, spitz zulaufend. Alles ehrbar, wohl begründet, ansteigend zum Dom, dessen weißlichgrünes, patiniertes Dach und schimmernd grüne Türme zart und doch unerschütterlich, fest, die soliden, roten Bauwerke überragten. Seitlich, wie ein Gebilde aus sehnsüchtigen Gedanken, der Lambertiturm.

Auch jetzt wieder wanderte sie zu dem blaßgrünen Hause, dem abgesondert klassizistischen, mit seinen vielen Zimmern, Gängen, Winkeln und Treppen. Sie ging hin, weil Martin und sein Vater, weil alles dort ihr wohltat. Sie konnte es nicht lassen, trotzdem ihre Sehnsucht nach Starkem verlangte. Vielleicht hatte Jo recht, die beherzt, keck, fast derb nach Realem griff. Jo scheute keine Wunden.

Als Clarisse an die Tür des altmodischen, verräucherten Spitzwegzimmers des Johannes Steveningh klopfte, schritt Jo durch das strahlende, musiküberflutete Café. Reizend sah sie aus, und sie wußte es. Der häßliche Mantel hatte ein wehendes, silbergraues Kleid verborgen, mit ein wenig rostbrauner Verzierung, die zu ihrem Haar paßte. Sie blickte selbstbewußt um sich her, und dann winkte sie zu einem Tische hinüber.

Ein junger Mann stand auf, winkte zurück, wies auf einen leerstehenden Stuhl an seiner Seite. Schmiegsam, mit ihren fast wippenden Schritten, kam Jo heran.

„Kinder, das tut gut,“ sagte sie, erst ihrem Freund, dann zwei andern jungen Männern die Hand reichend, „so ein Wetter wie das da, drei Tage lang, das kann einen wahrhaftig marode machen. — Heißen Kaffee — und schnell!“ rief sie dem Kellner zu, während sie aus einer ihr hingehaltenen Dose eine Zigarette nahm.

„Na, Heinz,“ sagte sie zu ihrem Freund, „Sie waren ja nicht im Kolleg?“

„Ich habe Sie eben anderswo gesucht,“ antwortete er lächelnd.

„Gesucht!“ Sie warf ihre stark gefärbten, herzförmig geschweiften Lippen ein wenig auf. „Ihr geht ja doch alle zum Biertisch, wenn schlechtes Wetter ist.“

Heinz rückte näher zu ihr hin. „Ich habe meine Doktorarbeit bekommen," sagte er, „im Herbst will ich fertig sein."

„Fein," sie sah nicht auf, spürte sein Knie an dem ihren, „fein ist das! Ich möchte auch nach Berlin."

„Sie werden schon kommen!" Heinz sah auf ihr energisches Profil. „Wenn Sie es wollen, Jo, so wird es auch gehn." Er hatte im Winter oft mit ihr getanzt, doch jetzt erst empfand er ihren großen Reiz. „Es ist nicht schwer, machen Sie es wie ich: eine Stellung annehmen und zugleich studieren."

„Für einen Mann viel einfacher als für ein Mädchen." Jo lehnte sich zurück und sah ihm ins Gesicht. Er gefiel ihr, doch wahrlich, sie spürte nichts von dem, was Clarisse wohl unter Liebe verstand.

„Wir könnten nachher den Black bottom üben," sagte sie.

„Auf meiner Bude? Ja! Ich telephoniere Hilde an, sie kann ihren Bruder mitbringen. Meine neuen Platten sind ausgezeichnet."

Jo besann sich einige Augenblicke. Sie war niemals mit einem Studenten auf sein Zimmer gegangen. Weshalb schließlich nicht? „Gut, ja." Sie griff nach einer Zeitung.

Heinz stand auf, um zu telephonieren. Sie sah hinter ihm her, taxierte ihn ab, ähnlich wie sie gemeinsam mit Onkel Christopher ein Pferd einschätzte. Der Gedanke an Christopher und Rehbrügge beengte sie ein wenig, doch sie stieß das zur Seite.

‚Ein gutgebauter, kluger Bursche, der Heinz,' dachte sie, ‚und Ellenbogen hat er auch. Weiß, was er will, wird vorwärtskommen.' Sie sah in die Zeitung, beachtete kaum, daß Heinz zurückkam und nach einer Weile anfing, zum Aufbruch zu drängen.

„Es wird ja noch Zeit haben, bis ich diese Sache da gelesen habe," sagte sie.

Heinz Franke war der Sohn eines Offiziers, der in Berlin von seiner kargen Pension lebte. Seine zwei Kinder interessierten ihn kaum. Sie paßten sich einem Leben an, das ihm zuwider war. Frau Franke, eine Engländerin, hatte sich schon zu Kriegsbeginn von ihrer Familie getrennt; sie lebte in Indien. Das älteste Kind, eine Tochter, die in den dreißiger Jahren war, besaß ein Atelier für elegante Damenmoden. Heinz hatte zwei Jahre den Krieg mitgemacht, war dann, gleich manchen anderen Abenteurern, in mehreren Großstädten gewesen, und als er merkte, daß nicht mehr viel Raum für Extravaganzen blieb, besann er sich zur rechten Zeit auf seine guten Anlagen. Ein Freund seiner Schwester verschaffte ihm eine kleine Anstellung. Er arbeitete an einer Bank, während er zugleich studierte.

Jo kannte seine Geschichte, die er sehr frei und witzig erzählte, und gerade dieses, das unbekümmerte Preisgeben von Dingen, die manche vielleicht verhüllt hätten, gefiel ihr. Nach einer Weile stand sie auf und ging mit ihm weg, wanderte unter einem aufgehellten Himmel über den Alten Steinweg und freute sich auf den Augenblick, in dem Franke ihr die sinnige Überraschung des Alleinseins bereiten würde.

Lustig wie ein Vogel hüpfte sie die schmale, dunkle Treppe hinauf, und oben angekommen ging sie sogleich ans Fenster, denn den Martinikirchplatz, das krause Häuserwerk ringsum, die verschlafenen Adelshöfe und die altmodischen Gärten, das hatte sie noch niemals von oben gesehen.

Franke trat dicht hinter sie, umfaßte ihre Schultern und bog sie zu sich hinüber. Jo brach in ein helles Gelächter aus. „Ganz so habe ich es mir gedacht," rief sie.

Ernüchtert ließ Franke sie los, um sogleich nur noch heftiger nach ihr zu greifen. „Sie wußten es, daß wir allein sein würden," sagte er, und es war kaum unterdrückte Wut in seiner Stimme.

Jo machte sich energisch frei. „Unterwegs fiel es mir ein," sagte sie, malitiös lächelnd, „ich wollte aber doch sehen, ob Sie vielleicht etwas Neues erfinden würden. Ihr gebt euch ja gar keine Mühe, Kinder," sagte sie, höchst salopp durch ihr Haar streifend, das ein wenig in Unordnung geraten war.

„Etwas Neues soll ich dir bieten, Jo?" fragte Heinz Franke, wieder vor sie hintretend. „Ich wußte nicht, wie es mit dir steht, entschuldige, doch kann ich dir Neues bieten." Er hatte ihre Hände ergriffen.

Sie blickte darauf nieder und sagte mit einer kühlen, kleinen Stimme: „Nicht wahr, diesen Unsinn geben Sie auf? Ich bin kein kleines Ladenmädchen. Brutale Kraft knickt mich nicht. Es gibt mir auch keinen Rausch. Seien Sie doch geschmackvoller."

Da ließ er sie los, ging bis zur Mitte des Zimmers, drehte sich um, blickte Jo an und sagte: „Ein sehr hübsches, sehr pikantes Mädchen sind Sie."

„Schon besser!" nickte Jo freundlich. „Und nun will ich Ihnen etwas sagen: Sie können mir nichts Neues beibringen, höchstens den Black bottom. Lassen Sie dieses alte, abgeschmackte Spiel, sonst verliere ich noch jedes Interesse für Sie."

Heinz hatte die Hände auf seine Hüften gestemmt und sah Jo einen Augenblick an. „Das hatte ich nicht erwartet!"

„Nicht wahr?" sagte Jo leicht. „Jetzt be-

greifen Sie, wie ich mich hier langweile." Ein Lächeln spielte um ihren Mund, der in dem weißen Gesicht aufreizend wirkte. „Wenn Ihnen die Lust nicht vergangen ist, mit mir zu tanzen, dann können wir jetzt beginnen."

„Mir ist die Lust vergangen!" rief Franke, dann lachte auch er. „Tanzen nicht, nein, doch erzählen könnten Sie mir etwas. Ich habe guten französischen Benediktiner, bitte." Er wies aufs Sofa, ging an einen Schrank.

Jo setzte sich auf die Lehne. „Wissen Sie, was mich verdrießt? Daß ihr alle, auch mein Bruder, Zeit, Kraft, Geld und — Gefühl, mit simplen kleinen Frätzchen vertut. Unsereins würde es doch nicht einfallen, ein Verhältnis mit Kellnern, Kommis, Handwerkern und subalternen Beamten zu haben. Wir bleiben doch wenigstens in unserm Kreis, ihr Männer seid unglaublich bescheiden und geschmacklos."

„Ich wußte nicht, daß es hier junge Leute gibt, die sich der Töchter von Geheimräten rühmen können," sagte Franke höhnisch, die Flasche und Gläser auf den Tisch stellend.

Jo sprang auf, Zorn in den grünlichen Augen. „Meinen Vater lassen Sie aus dem Spiel, und ich gehe Sie nichts an, bin ein Mensch für mich allein, gehöre ganz mir selbst!" Sie griff nach ihrer Mütze. „Es ist genug für heute." Sie ging davon. Heinz Franke hielt sie nicht. Er setzte sich hin, geleitete Jo nicht hinaus. Langsam trank er einige Gläser Likör. „Nun erst recht," sagte er einige Male.

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem großen, kühlen Schlafzimmer von Clarisse und Jo war es ganz still. Der Mond schien in die offenen Fenster. Hinter dem Hause, in der ansteigenden, buschig grünen Insel, rauschte es im Runde der großen Platanen.

Jo krümmte sich fast vor Wut über sich selbst. Wenn dieser Bursche sie nun mißverstanden hätte! Wie kam sie nur zu solchen Tollheiten? So wütend war Jo, daß sie aufstöhnte.

„Was hast du nur?" sagte Clarisse, die schon längst aufmerksam zu dem hellbeschienenen Bett an der gegenüberliegenden Wand hingesehen hatte.

„Das ist der Mond," erwiderte Jo mürrisch, sprang auf, lief ans Fenster, schloß es und zog den Vorhang zu. Auch die beiden andern Fenster schloß sie. Es war ein Eckzimmer. Am letzten Fenster blieb sie stehen. Man sah von hier aus den Blumengarten und die Silhouette der Stadt. Zauberhaft!

„Clarisse," sagte sie, halb zur Seite gewandt, „ich würde mich zu Tode ekeln, wenn ich keinen Respekt vor mir hätte, wenn ich wahllos oder nicht sehr eigen wäre. Anderseits: man gehört sich selbst — und nicht alles ist Wert, weil es etliche Generationen als Wert aufgebauscht haben."

Clarisse wollte antworten, war zu einem Gespräch von mehreren Stunden bereit, denn Jo war schwer erreichbar; man mußte sie halten! Doch das schlanke Ding im langen Nachthemd verkroch sich stumm unter die Bettdecke.

*

Über dem Domplatz war ein Geflimmer von Licht, ganz golden war es, denn die Sonne fiel durch die unzähligen Blüten der alten Linden. Eine dicht gedrängte Menschenmenge umsäumte den Weg, auf dem die Fronleichnamsprozession nahte. Gesang und Musik vermischten sich mit dem Klang der Glocken. Ihre Stimmen zitterten über der Stadt, sie erfüllten die Häuser und alle Straßen, die heute mit Sonnenschein bis in die letzten Ritzen wie ausgegossen waren.

Auf dem Domplatz, abgegrenzt von der mächtigen, grauen Kathedrale, dem Palais des Bischofs und den Kurien der Domherren, war eine ergreifende Feststimmung. Die Straße, über die, unter einem prächtigen Baldachin, das Allerheiligste getragen wurde, war ganz bedeckt mit Blüten, Rosenblättern und Schilf. Wie ein bunter Teppich sah es aus. Es duftete nach Blumen, nach dem eigentümlich herben Kalmus, nach Weihrauch und Wachskerzen und nach den jungen Birken, die rechts und links die Frühlingsehrenwache hielten.

Vier Altäre hatte man errichtet, hoch an den Häusern emporsteigend, brokatverhangen, blumenbedeckt. Hier wurde der Segen erteilt. Und jedesmal beugte alles die Knie. So still war es, daß man die Worte des Priesters hörte und die silbernen Glocken der Meßknaben. Dann wieder dieses hinreißende Brausen von Musik und Gesang.

Der Bischof, in strahlenden Gewändern, trug in erhobenen Händen die edelsteinbedeckte Monstranz. Ihm folgten in unabsehbarer Reihe die Domherren und die vielen Geistlichen der Stadt; ein Aufblitzen von Farben, Rot und Lila, kostbare alte Spitzen. Der berühmte Chor schritt singend dahin, die kleinen Knaben mit ihren hellen Stimmen rührten an aller Herzen.

In der Nähe des letzten Altars standen die Familien Bantinck, Kerssenbrok und Steveningh. Als sich die Prozession nahte, umfaßte Martin Clarissens Hand. Keiner unter ihnen, auch nicht Jo, die mit einem

unbewegten, blassen Gesicht dastand, konnte sich der Erschütterung entziehen.

Lange noch standen sie stumm da, bis Christopher von hinten herankam und seinem Bruder auf die Schulter klopfte. „Komm nun,“ sagte er, „alles steht bereit.“ Und als man sich dann in Bewegung setzte, aus dem Bann hinaustrat, sagte er erklärend: „Wir können die Pferde nicht warten lassen.“ Man lächelte dazu, denn es verdroß den alten Kavalleristen stets, wenn man keine Rücksicht auf die Pferde nahm.

Sie gingen über den Michaelisplatz zum Markt, waren gelöst und freuten sich, denn nun fuhren sie alle zu dem Mahl im Grünen, das ihnen Christopher Vantinck versprochen hatte. — Er selbst saß aufrecht, das gesunde Gesicht voll guter Laune, auf dem Jagdwagen, etwas abseits stand Jo, die kutschieren wollte.

Sie sprach eindringlich mit einem ihm unbekannten jungen Mann. „Heinz,“ sagte sie, ihre Augen fest auf die seinen heftend, „gut, daß ich Sie treffe. Sie sind imstande und haben mich gründlich mißverstanden!“

„Ich glaube doch nicht, Jo,“ antwortete er leise, „seit dem Tag, an dem Sie bei mir waren, habe ich immerfort an Sie gedacht. Mir liegt sehr viel an der stacheligen kleinen Jo. Ernsthaft!“

„An Ihrer Höflichkeit gemessen —“ sagte Jo, ein wenig unsicher.

„Sie müssen einem Menschen nicht immer wieder nahelegen, daß er mal ein Esel war!“

„Richtig!“ Jo hielt ihm ihre Hand hin. „Auf Wiedersehn!“ —

„Nanu?“ sagte Christopher, als sie mit geröteten Wangen zum Wagen kam.

„Ach!“ Jo schüttelte den Kopf. „Nicht der Mühe wert.“ Da schwieg Christopher.

Neben dem Wagen her schob sich ein schwarzer Klumpen. Gesine hob ihr Landregenantlitz heraus und Betty das rosig und angenehm ausgepolsterte. Sie hatten einen freien Tag und gingen zur Hirschapotheke.

„Marrjoh nee, wat 'n frech Wicht!“ sagte Gesine auf Jo weisend. „Wieder ne niege Mode! Sie kutscheert!“

„Nu schandudel man nich über unser Jo,“ sagte Betty, „'n frisk junk Wicht is se, so nett äs en Püppken. Kuck dir lieber den Bräutgam von Fräulein Clarisse an, et is sonnen upfollend staatsken Mann, allens kled em so gued!“

„Mein Gott doch to! De Mannslüd, de Mannslüd!“ erwiderte Gesine wegwerfend und mit der Hand abfällig winkend.

Betty ließ sich nicht stören. „Son fröndlick Gesicht un Beniämen!“ Doch als der Landregen unerschütterlich still und grau weiterging, fing sie eifrig an: „Ich sin ganz van de Hochtied affkuemen.“ Und richtig, in ihrem besten Hochdeutsch fügte sie hinzu: „Das is nun unsre Sache, Gesine, das mit dem Kochen müssen wir gut utklamüsern.“

Gesine nickte mehrere Male. In diesem Punkt hatte sie ihre ganz festen, eigenen Ansichten, die sie nicht preisgab.

Die beiden alten Mädchen wandelten langsam, umstanden von schwarzen Radmänteln, den Bogengängen entlang. Unterwegs trafen sie auf Mariechen, Gesinens Nichte aus Hiltrup, die von ihr zur Hilfe in der Apotheke auserwählt war.

Gesine konnte fremde „niemodsche Wichter“ in den Tod nicht leiden, so griff sie denn immer in die Verwandtschaft, obgleich Mariechen schon längere Zeit in Münster war, was Gesine nicht recht gefiel. Ihr war dieses Mal, wie sie sagte, überhaupt „nich ganz pük“ dabei. Mariechen sprach ihr zuviel. „Immer schnäbbelt sie vor mich her,“ sagte sie mißbilligend. —

Am Nachmittag saßen die drei oben in der glänzend silbergrau gestrichenen Apotheke am Halbbogenfenster, über dem Fries mit dem goldenen Greifen, und tranken Kaffee, in den sie Knabbeln brockten.

Gesine und Betty, die den Hochzeitsschmaus in der mädchenlosen Johanniter-Kommende kochen sollten, waren gekommen, um nochmals das Menü zu beraten.

Ehe nun der Kampf in der oberen Mansarde, Gesinens Schlafzimmer, begann, besänftigten sich die beiden mit starkem, süßem Kaffee. Schweigend saßen sie da. Auf der nahen evangelischen Kirche läuteten die Glocken, gleichmäßig und angenehm. Betty wiegte sich in diesen Tönen, während sie den „Proß“ aus der Tasse löffelte. Sie summte sogar ein wenig. Gesine sah ihr eine Weile grimmig zu. Auf einmal brach sie los. „Das is ja luthers—ches Geläute, Betty. Wie kannst du luthers—ches Geläute wohlgefällig anhören!“

„Nee, nee, Gesine,“ antwortete Betty tadelnd, „wat biste heute gnäsig un gnatterig. Gib mir lieber noch 'n Köppken Trost,“ und sie hielt ihre Tasse hin.

Gesinens flaches Gesicht überzog sich mit Übelwollen, doch sie schwieg, sich selbst überwindend. Ihre Blicke wanderten zu einem gerahmten Spruch über ihrem Bett. Hier stand mit Phosphorschrift, so daß es nachts leuchtete: „Was sagt mein Jesus dazu?“

Mariechen strich kichernd über ihren Krauskopf. Gesine aber war aufgestört. Sie trat ans Fenster, sah auf die Straße und bemerkte zu ihrem Ärger, daß sehr viele Menschen mit Gebetbüchern in der Hand zur

Die Seele. Gemälde von Prof. Hans Adolf Bühler

Schritte umher, beugte sich über die porzellanenen Hyazinthen, sah auf die frisch erblühten, vollkommen schönen Rosen.

Sie bemerkte es nicht, daß oben am Fenster des Spitzwegzimmers ein Mann stand und sie beobachtete. Er war halb hinter der Gardine verborgen: Andreas Steveningh. Er war auf dem Flugplatz angekommen und zunächst einmal zum Prinzipalmarkt gefahren. Er, der von der Fifth Avenue kam, stöberte lächelnd, und nicht ohne eine kleine beklemmende Ergriffenheit, in dem verwinkelten Hause umher, ging über die ausgetretenen Treppen, durch die breiten und die ganz schmalen Korridore, öffnete diese und jene Tür, und dann kam er in des Vaters Zimmer. Der Schlüssel dazu lag immer noch am gleichen Platze.

Man konnte sich so etwas kaum vorstellen, wenn man von Neuyork kam. Man konnte sich auch ein Mädchen wie Clarisse nicht vorstellen. Sie war es doch wohl, die da unten in dem abgezirkelten Gärtchen stand. Unglaublich fern war das, unglaublich weltverloren — und sehr schön.

Er ging hinunter, es war ihm nicht viel anders, als ob er eine Spieluhr aufzöge. Als er die Tür öffnete, sah Clarisse auf. Sie lächelte kaum merklich, kam ihm entgegen. In ihrem Gesicht, das seine Blüte und junge Rundung in diesen Wochen verloren hatte, standen Augen, wie er sie glaubte niemals gesehen zu haben. Sehr stille Augen von einem starken, tiefen Blau.

„Clarisse," sagte er leise.

„Andreas, nicht wahr?"

„Ja, der bin ich. Du bist der erste, den ich begrüßen kann." Und dann, ihre Hand haltend und in die Augen blickend: „Und die erste wirklich deutsche, schöne Frau."

„Du kommst so allein nach Hause, es tut mir leid," sagte Clarisse. „Wir könnten sogleich mit den Eltern telephonieren."

„Ach nein." Andreas' Gesicht wurde lebhaft. „Es ist ein merkwürdiges Nachhausekommen. Laß es mir, Clarisse."

„Du willst dich langsam an uns hier gewöhnen!" Sie lächelte, bog den Kopf zurück und ging auf die Laube zu. „Hier kannst du wenigstens sitzen. Deine Mutter hat bequeme Korbstühle hineinstellen lassen."

„Gott, weißt du," sagte Andreas, im Eingang der Laube zögernd, so daß Clarisse abgesondert von allem, nur für ihn in dem warmdurchleuchteten Grün stand, „weißt du, es ist beinah märchenhaft!"

„Ja, diese blühende Oase hier!" Clarisse wies zum Garten hin, doch Andreas wandte den Blick nicht von ihr, und da stand deutlich, daß sie es war, sie, Clarisse.

Sie fühlte es, wie sie diesen Andreas überhaupt als etwas Erregendes, Störendes und doch Anziehendes empfand.

Es war kein Mensch aus dem Hintergrunde, wahrlich nicht: auffallend, fremdartig war er. Fast so groß wie Martin, die dunklen Augen der Mutter hatte er, glattes, schwarzes Haar, ein gebräuntes Gesicht, Hände, ganz anders als Martins Hände, nicht eigentlich schön, aber Hände, die um mancherlei wußten. Auch die Stirn, der Zug von der Nase zum Munde hin — ganz anders als Martin.

„Nun — setzen wir uns," sagte Clarisse. „Ich müßte dir wohl eine Erfrischung besorgen." Ihre Augen ruhten auf diesem Munde, der außerordentlich schön war; Frau Dorettens immer noch zärtlicher Mund, doch kräftiger, sinnlicher.

„Dies hier ist Erfrischung," sagte Andreas, seinen Sessel zu dem ihren rückend. „Ich erinnere mich jetzt an dich, du hattest prachtvolle Zöpfe — und jetzt" — er faßte leicht in ihre Locken — „jetzt sind sie abgeschnitten, und man sieht erst recht, was für ein herrliches Blond das ist ... Das haben sie bei uns drüben auch, gut gepflegtes Haar — aber — du glaubst nicht, wie mir das auffällt — du hast ja nicht mal ein Stäubchen Puder im Gesicht, keine Schminke, nichts!" Er neigte sich nahe zu ihr, ließ, vielleicht mit gewohnter Absichtlichkeit, seine festen, blanken Zähne sehen.

„Sieh mich doch nicht so an!" sagte Clarisse abwehrend. „Es ist, als ob du mich Zug um Zug prüftest, um zu wissen, ob Martin auch gut gewählt hat."

„Entschuldige, liebe Clarisse, das ist es nicht. Mein Bruder ist ein glücklicher Mann."

Mehr als diese Worte war es die Art, in der er das sagte. Etwas Eindringliches, Bannendes hatte es. Da saß sie, Martins Braut, und der Fremde, der Andreas, schob das zur Seite. ‚Sieh mich an,' hieß es, ‚nur mich, ohne das weiche, verwöhnende Drum und Dran; ich, ein Mann, du, ein Weib.'

Wie kamen ihr diese Gedanken?

Morgen waren sie wohl verflogen.

Dennoch — zu diesem Manne zog es sie hin — anders als zu Martin. Clarisse stand auf, das Eingeschlossensein mit Andreas machte sie unruhig.

Er erzählte jetzt von seiner Überfahrt, sie immerfort anblickend. Konnte sie diesem Gesichte denn nicht ausweichen?

Sobald er eine kleine Pause machte, sagte sie: „Es ist doch wohl besser, wenn ich jetzt mit den Eltern telephoniere. Sie schicken uns den Wagen."

„Uns? Das freut mich, Clarisse! So fahren wir also gemeinsam hinaus!“ Auch Andreas stand auf. „Ich gehe mit dir ins Haus, ich telephoniere selbst. Wie könnte ich das einer Frau überlassen?“ Er nahm ihre herabhängende Hand leicht in die seine.

„Nein,“ sagte Clarisse unsicher, „mir scheint, das dauert zu lange. Wir können ja hier auf dem Markt ein Auto nehmen. Wenn du dich nur eben zu Hause anmeldest. Ich mache mich fertig.“ Sie ging schnell vor ihm her ins Haus.

Andreas betrachtete sie. ‚Feine Gelenke,‘ dachte er, ‚und gute Bewegungen. Hier in Münster sind doch allezeit schöne Mädchen gewachsen!‘ Er lächelte in sich hinein. ‚Aber wie ungewohnt einer Huldigung, wie leicht erregbar!‘ Den Mädels an Bord der „Resolute“ war das ganz selbstverständlich: Flirt!

Clarisse kam zurück, schnell, wie erfrischt. Der Sommerhut beschattete ihr weiches Mädchengesicht. Sie standen bei dem Geschäftsführer, warteten auf den Wagen. Andreas erkundigte sich, wie denn alles ginge, ob man weiter käme in Deutschland.

„In einem Hause wie dem unsern nur recht langsam. Die Leute kaufen zuerst das Notwendigste: man ist arm geworden. Aber sonst“ — er lächelte — „sonst geht es sehr gut.“ Das Lächeln vertiefte sich: „Gestern früh kam ein kleines Ding von vielleicht zehn Jahren herein, und was glauben Sie, Fräulein Bantinck, was sie forderte? Ein Buch, das sie irgendwo in einem andern Geschäft hatte ausliegen sehen: ‚Wie fessele ich Männer?‘“

„Na, dann geht es wirklich aufwärts!“ sagte Andreas.

„Ich fragte das Mädchen, was es mit dem Buch wollte. ‚Das schenke ich meinem Vater, er hat Geburtstag.‘ — Wer ist denn dein Vater? sagte ich. — ‚Schutzmann!‘ erwiderte die Kleine stolz.“

Andreas brach in ein lautes Gelächter aus. Das Gespannte, Beunruhigende in Clarisse löste sich.

„Das ist doch zu köstlich,“ sagte Andreas, „kaum komme ich nach Hause, da höre ich wieder Geschichten! Diese stammt aber nicht aus Münster, die haben sie nur hierher verlegt!“

Man verabschiedete sich, der Wagen fuhr vor. „Was würde Neuyork darum geben, so etwas zu haben!“ sagte Andreas, zum Rathaus und Stadtweinhaus hinüberweisend. Die vier Engel auf den Spitzen der reichen Rathausfassade standen beschwingt im Sommerblau, das blühende Barock des zurücktretenden Stadtweinhauses, die Blumen auf seinem üppigen, weit vorgebauten Balkon mit den kraftvollen Säulen, das hatte etwas Reiches und zuverlässig Bürgerliches.

„Mit Luxusdampfer und Flugzeug hierher, auf diesen Marktplatz — ringsum stolzes Mittelalter, fast ungebrochen — das ist wirklich eine Verzauberung,“ sagte Andreas, sich neben Clarisse in den Wagen lehnend. „Und nun sei lieb, erzähl' mir von allem — von den Häusern, von den Straßen, von den Menschen. Zuerst aber von dir selbst und Martin. Du mußt wissen, Martin und ich kennen uns kaum. Er war nicht lange aus der Gefangenschaft zurück, als ich nach Neuyork abreiste. Und während des Krieges — was wußte man da voneinander!“

Nun gab es wohl nichts, was Clarisse in diesem Augenblick so schwer fiel, wie von Martin zu sprechen.

„Die Eltern gehen vor!“ sagte sie ausweichend. Er sah sie mit seinen dunklen Augen zärtlich an: wie naiv sie war! Eine rechte Freude für einen jungen Ehemann. Und hübsch, wirklich.

Sie fuhren über den Alten Steinweg zum Mauritz-Tor hinaus, über den Kanal und die hellbesonnte Landstraße, zwischen den Feldern, Wiesen und Büschen hindurch — doch so klar und fröhlich es draußen war, Clarisse blieb befangen. Wie ein flatternder Vogel hinter Stäben kam sie sich vor.

*

Sie gehörte zu den Steveninghs, das wußte man auf der Johanniter-Kommende. Man fragte nicht lange, wo Clarisse sei. Sie saß am Abendbrottisch zwischen Johannes Stevoningh und Andreas, der mit den Augen ihren heute ein wenig unruhigen Händen folgte. Bisweilen hob sich der Blick bis zu ihrem Munde und höher hinauf zu dem dunklen und starken Blau ihrer Augen, die leicht erzitterten.

Frau Dorette trug ein weißes Spitzenkleid mit einer Rose. Ihr Liebling sollte sie bewundern.

Von Andreas ging eine stärkere Wirkung aus als am Nachmittag, denn er gehörte zu den Menschen, die aufleben, wenn sie sich beachtet fühlen. Auch kleidete ihn die weiße Hemdbrust mit der kleinen schwarzen Krawatte und der außerordentlich gut sitzende Abendanzug. Sogar die Nelke im Knopfloch fehlte nicht; seine Mutter hatte sie ihm hineingesteckt. Sein kräftig geschnittener, dunkler Kopf, sein Lachen — diese ganz weißen, festen Zähne — seine klug gesellschaftliche Unterhaltung beherrschten den Tisch.

Andreas und Frau Dorette sprachen miteinander, und es konnte ein Zufall sein, daß

Clarissens Hände, ihr Mund, die Augen, die doch schweigen wollten, immer wieder von den Blicken des Schwagers geliebkost wurden.

Steveningh hatte sich zurückgelehnt. Er sprach leise mit Joseph, einem weißhaarigen Diener, der den Weinkeller verwaltete. „Also nicht wahr, Meursault la Desirée; aber nicht zu kalt. Ins Musikzimmer, bitte. Nein, wir sitzen nicht auf der Terrasse, es steigt kühl vom Garten herauf.“

„Ich höre schon!“ sagte Frau Dorette heiter. „Die Desirée! Gehn wir also.“

„Wie schön es hier ist,“ sagte Andreas, als er in das große, weich beleuchtete Zimmer trat.

Sie tranken einander zu. Dann gingen sie in den Garten, nicht lange, denn es stieg wirklich kühl vom Grunde herauf. Steveningh führte seine Frau, und Andreas schritt neben Clarisse her.

„Nur bis zum Teich — und dann einmal herum,“ rief er seinen Eltern zu, die zum Hause zurückkehrten. Als Clarisse eine Bewegung machte, als ob sie ihnen folgen wollte, nahm er ihre Hand und zog sie durch seinen Arm.

„Clarisse,“ sagte er halb fragend, halb zärtlich. Und das war das einzige.

Ganz langsam, dicht nebeneinander, schritten sie dahin. Die Bäume rauschten. Der Himmel war tief, feuchtblau, fast schwarz. Die Sterne umgaben die kühl und klar geschlossenen Formen von Park und Haus. Hin und wieder kam ein leichtes Plätschern vom See her.

Andreas suchte Clarissens Hand, umschloß sie mit der seinen. Clarisse zog die Schultern empor. Nein, sie war nicht willenlos, wollte bleiben, die sie war.

Andreas spürte die Bewegung, sah zu ihr hin, blickte in ihr Gesicht, das nun wirklich schmal und sehr blaß aussah. „Clarisse,“ sagte er nochmals. Dieses Mal mit großer Innigkeit.

Sie blieben einen Augenblick stehen, schritten dann weiter, die Wangen dicht aneinandergelehnt, denn sie mußten einem starken Ast ausweichen, der über den Weg ragte. Die Finger zuckten — und lösten sich.

Als sie nahe dem Hause waren, ließen sie voneinander.

Drinnen war es warm. Clarisse trank ein Glas Wein und gleich darauf ein zweites. Sie mußte das Stumme, Beengende abschütteln. Und wirklich kam das Blut zurück, es durchflutete sie nun ganz. Weit lehnte sie sich in den Sessel, faßte in ihr Haar. „Ach, wie lange es dauert, bis Martin kommt,“ sagte sie aufseufzend.

Frau Dorette lachte. „In wenigen Tagen bist du seine Frau, und wir: Andreas, du, Vater, und ich, wir reisen nach Paris! Es ist ja viel zu heiß für Paris, ich weiß es, doch ich möchte es gerade nur wiedersehen, einige Tage, dann — wohin, Andreas?“

„Zur Insel Wight! Erinnerst du dich?“

„Und ob ich mich erinnere! Ich habe auch an nichts anderes gedacht, als an die Insel Wight.“

Im Flur kamen Schritte. Clarisse sprang auf, taumelig. Draußen umfing sie Martin.

„Du Süße,“ sagte er, über ihr Haar streichend. Er hielt sie von sich ab, betrachtete sie. „Wie du blühst!“

Sie richtete sich auf, zog ihre Hand aus der seinen. Nein, einen Schutz wollte, brauchte sie nicht. Alles war wieder klar in ihr. „Andreas ist gekommen,“ sagte sie, „drinnen bei den Eltern sitzt er.“

„Was! Andreas? Heute?“ Schnell ging Martin ins Zimmer, Clarisse umfassend. „Andreas, Junge!“ rief er, schüttelte die ausgestreckte Hand. Und dann, Clarisse zugewandt: „Nun?“

„Du bist ein glücklicher Mann!“ Offen und herzlich blickte Andreas Martin an. Es waren dieselben Worte, die er nachmittags gesprochen hatte — anders.

Dann kam das viele Fragen und Antworten, das ablenkte und verhüllte. — — —

Als Clarisse leise die Tür zum Schlafzimmer öffnete — es war viel später geworden, als sonst — lag Jo noch wach im Bett. Sie hatte den Kopf aufgestützt und las. „Das ist ein Reisetagebuch! Herrlich, Clarisse!“ Sie richtete sich auf, warf sich dann mit einem Schwung zurück. „Herrlich sage ich dir! Oh, ich muß hinaus! Ich kann nicht hier stecken bleiben. Gut, daß du heiratest; dann bin ich doch die Sorge um dich los,“ fügte sie lachend hinzu.

„Das magst du wohl sagen,“ Clarisse zog langsam ihr Kleid aus, „die Sorge seid ihr alle los.“

„Wie feierlich! Du glaubst doch nicht im Ernst“ — Jo richtete sich wieder auf — „im Ernst, Clarisse, daß wir dich ein wenig in diese Ehe hineingedrängt hätten?“

„Bewahre, nein, ich finde nur, daß mir all diese Vorbereitungen etwas zu viel werden. Es ist gut, daß es nun bald zu Ende ist. Übrigens“ — Clarisse sah auf — „hat dir Tante Lulu nicht neulich ein Schlafmittel für Mutter gegeben, als sie die Zahnschmerzen hatte? Ich möchte mal fest schlafen.“

„Ja, gewiß.“ Jo setzte sich auf den Bettrand. „Aber sieh einmal her: ich habe ein goldgelbes Pyjama. Wie gefällt es dir? Entzückend, was? Denk' nur, es wurde für Onkel Karl in der Apotheke abgegeben. Es

paßte Lulu gar nicht, war ihr viel zu klein! Und dann stell' dir vor, was soll Lulu mit einem Pyjama? Diese Idee von Onkel Karl! Sie ist doch für verführerische Volants und Spitzen. Auf einmal sollte sie smart werden, die arme Lulu. Aus allen Nähten platzte sie! Sie hat das Ding angezogen. Wir haben uns halb totgelacht. Und dann bekam ich es. Fühl' nur mal: eine gute, dicke Seide. Unter dem tut es Karli doch nicht."

Clarisse kam zu Jo hinüber, die aufgestanden war und sich vor ihr herumdrehte. Sie strich über Jos Arm. „Ja, wirklich — und es steht dir reizend. Was ist aber mit dem Pulver?"

„Kannst du haben, warte, sie liegen im Schreibtisch." Jo sprang davon.

Clarisse trat ans Fenster, sah hinaus. Oh, dieses Morgen, der andre Tag! Mit ihm kam Andreas wieder.

„Hier," sagte Jo, zurückkommend. „Eins genügt. Es ist ganz recht, daß du dich mal ausschlafen willst. Ich — wenn ich je heiraten sollte —, ich gehe nur aufs Standesamt, alles ganz einfach."

Clarisse löste die Tabletten in Wasser auf. Jo sah ihr zu. „Zwei? Na ja! — Ich wecke dich nicht. Also schlaf gut. Morgen bei Onkel Christopher — da gibt's noch viel zu tun — in eurer zukünftigen Behausung auch! Und dann die Braut in der Kirche!"

Sie hüpfte in ihr Bett zurück, konnte sich kaum entschließen, die Decke hinaufzuziehen, so gut gefiel ihr der gelbseidene Pyjama.

Clarisse dachte nicht — sie wollte es nicht. Schlafen, nur schlafen. Wie feige das war!

*

Am andern Morgen erwachte Clarisse mit einem seltsamen Gefühl von Traurigkeit und Erwartung.

Es war schon spät, fast elf Uhr. Sie nahm ein kühles Bad und kleidete sich schnell an. Doch als sie halb fertig war, blieb sie stehen. Martin angehören, jetzt?

Andreas stand an seiner Stelle — seine Hände umfaßten sie.

„Nein, nein!" sagte sie laut. Ihre Augen wurden heiß. Wie konnte ihr das geschehen, ihr! Nach etwas anderm, Starkem, hatte sie sich gesehnt, nach einem Erlebnis des Herzens und — ja, auch der Sinne — doch Martin sollte es ihr bringen!

Ein Nachmittag, ein Abend, und das Bild eines andern Mannes war ihr aufgeprägt. Sie empörte sich dagegen.

Einmal schon, vor Jahren, hatte sie dieses Gefühl zorniger Ohnmacht empfunden, einem Manne gegenüber, der ihr die ersten Zärtlichkeiten gab! Unter ihnen zerrann ihr Stolz, ihr Zorn; nichts blieb übrig, als eine bezwingende Sehnsucht. Sie hatte das nicht vergessen. Sie konnte sich vorstellen, was es heißt, Freiheit und ganzes Weibtum einem geliebten Manne schenken.

Andreas kam über ihren Weg, erweckte Erinnerungen und Sehnsucht; er selbst war es ja gar nicht!

Es klopfte an der Tür. Verwirrt stand Clarisse da.

Nochmals klopfte es. Wer mochte es sein? Doch nicht Martin? Dann raffte sie sich zusammen: das war gewiß Jo. Schnell ging sie zur Tür. „Bist du es, Jo?" sagte sie leise.

„Natürlich, wer denn sonst?"

Clarisse atmete tief, öffnete. „Du bringst mir das Frühstück?"

Jo lachte übers ganze Gesicht. „Jawohl, ich! Das hast du nicht gedacht! Du mußt dich übrigens bei deinen Männern bedanken, sie schicken mich. Martin und sein Bruder sitzen unten." Sie stellte das Frühstück auf den Tisch. „Ein ganz scharmanter Kerl, dieser Andreas — hat dir einen Riesenstrauß mitgebracht: Rosen! Du möchtest so schnell wie möglich herunterkommen, dein Martin sorgt sich natürlich schon. Hier, trink und iß. Wacker, wacker, mein Kind, ich lege dir derweil alles zurecht. Das neue Kleid natürlich. Hier, da hast du nun alles beisammen; ich laufe wieder nach unten hin."

„Du flirtest wohl tüchtig mit Andreas?" sagte Clarisse leicht.

„Nein, aber wir amüsieren uns herrlich. Wir sind beide so frech, wie wir nur eben können. Er hat mir schon das Kompliment gemacht, mir würde wahrscheinlich die ganze Fifth Avenue nicht imponieren! Also bye — bye und schnell 'runterkommen." Sie winkte in der Tür. So ein kecker Vogel! Sie brachte doch immer frische Luft mit herein.

Clarisse ging hinunter, durch den Vorplatz und über die alte, efeuberankte Treppe; sie hatte die Stimmen im Hofe gehört.

Martin und Andreas begrüßten sie. Als Andreas ihr die Hand reichte, sagte Jo gerade zu Martin: „Clarissens Blässe braucht dich nicht zu ängstigen; sie hat gestern abend nämlich zwei — bitte, zwei — Schlafpulver genommen. Ihr laßt ihr zu wenig Ruhe."

Andreas hielt Clarissens Hand ganz fest, blickte in ihre Augen. Martin legte den Arm um sie und zog sie fort. „Das ist so, du hast zu wenig Ruhe," sagte er. „Jetzt gehen wir in euer grünes Revier; ich habe die Stühle schon herausgebracht."

Clarisse schritt zwischen den Brüdern dahin; auf dem Tisch im Ulmenrund stand Andreas' Rosenstrauß. Er leuchtete ihr ent-

gegen. ‚Ich kenne Andreas ja gar nicht, er ist mir ganz fremd,' dachte sie in Abwehr.

„Ja, wirklich, du mußt schon etwas für mich sorgen, Martin,“ sie ergriff seinen Arm. Doch ein Seitenblick ging zu Andreas hin; er fing ihn auf.

Den ganzen Tag vermied sie es, mit ihm allein zu sein, und dennoch trieb sie's näher zu ihm hin. Aufgewühlt, fast sehnsüchtig, erwartete sie das abendliche Fest. Martins Güte erschütterte sie, und doch war es aufreizend, die Selbstverständlichkeit zu fühlen, mit der er sie für sich beanspruchte.

Er spürte die Veränderung in ihr, die Unruhe, war sie doch all die Zeit sehr harmonisch gewesen, fast zu ausgeglichen für ein junges Mädchen. Mehr als sonst blieb er in ihrer Nähe, beobachtete sie.

— — — — — — — — — — — — — — —

An dem Abend auf Rehbrügge ging ein seltsamer Gedanke durch Frau Dorettens Kopf. Kaum, daß es ein Gedanke war — es tauchte etwas Fragendes in ihr auf.

Bis zum Spätnachmittag war Clarisse nicht recht wohl gewesen, wie sie sagte, und jetzt? Sie ging mit Andreas weit fort, hinten über die Wiese, und nicht mit Martin. Sie tanzte mit Andreas und nicht mit Martin. Freilich, Martin verstand nicht viel von den modernen Tänzen.

Aber Andreas, ja — Andreas! Stolz sah sie ihm nach. Ja, sie war stolz darauf, daß Clarisse — wie konnten nur solche Gedanken kommen? Sie querte den Garten, in dem die ersten Lampions angezündet wurden, sah nach Martin aus und fand ihn schließlich in der sogenannten Grotte, einem Halbkreis von grünüberwucherten Eichenstubben. Er unterhielt sich mit Christopher.

Als er die Mutter sah, sagte er, auf eine ausgespannte, bequeme Hängematte weisend: „Sieh nur her, hier schläft Onkel Christopher, wenn es ihm gerade so gefällt. Ein paar Decken und damit gut.“

Sie lachte, setzte sich hinein. „Wirklich gut; die Hängematte ist ausgezeichnet. Ich bleibe ein wenig hier. Du, Martin, du solltest dir deine Clarisse holen. Es ist ziemlich feucht in den Wiesen.“

„Keineswegs, gnädige Frau, das nicht, nur ganz hinten, wo der Bach ist und die Tümpel,“ sagte Christopher.

„Ja, das meine ich — ganz hinten.“ Sie blickte ihren Sohn an, und ihr seltsames Empfinden war in ihren Augen.

Martin machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als ob er lauschte, dann ging er wortlos davon.

„Kommen Sie her, setzen Sie sich zu mir in die Hängematte,“ sagte Frau Dorette, der das Herz unruhig schlug, „erzählen Sie mir eine hübsche Geschichte. Münster ist ja berühmt dafür und Ihre Familie ganz besonders.“

Christopher blieb vor ihr stehen, verschränkte die Arme. „Ja, aber meine Geschichten taugen so recht nichts.“

Auch er lauschte, nicht auf Verborgenes, auf eine helle Stimme hinter dem Gebüsch. Jo sprach mit Hubertus: „Wie kannst du das nur machen, auf Pferde setzen — und Wika noch hineinziehen?“

„Weißt du denn so genau, wer zieht?“ Die Stimmen entfernten sich.

„Das hat Hubertus von mir,“ sagte Christopher ablenkend. „Der Junge ist ein Pferdenarr. Und Jo, dieses schnelle Wesen — nun, lassen wir die beiden, gnädige Frau, mir fällt wirklich eine Geschichte ein. Sie haben mich herausgefordert und dürfen nachher nicht böse sein. Also: hier um Münster herum — ich glaube, es war in Mecklenbeck, sollte ein neuer Lehrer angestellt werden. Es galt nun, eine Wohnung für ihn zu beschaffen. Der Kandidat kommt bescheiden zum Ortsvorsteher und bittet: ‚Ich bin nunmehr zehn Jahre verlobt, und so hoffe ich denn, daß es mir mit Ihrer gütigen Hilfe vergönnt ist —' Der Ortsvorsteher, ein sturer, praktischer Mann von wenig Worten, überschlägt im Kopf die Größe der Wohnung. ‚Haste denn Kinner?' fragt er kurz. — ‚Gott bewahre! Ich sagte, ich bin nunmehr zehn Jahre verlobt —' — ‚Dann kriegste auch keine. Dann is dat nich so wichtig mit die Wohnung.'“

Frau Dorette wurde es wieder leichter. Gott, war das gut, daß es solche Menschen gab! Ihr war da wirklich etwas durch den Sinn gegangen — — —

Das war am Sonntag gewesen, und am Montagmorgen gingen Martin und Clarisse zum Rathaus; sie waren beide still.

Am Abend tanzte man in den buntgestrichenen Stuben, deren Dielen hier und da abschüssig waren. Die Musik spielte so laut, daß es schien, als sei das ganze sonst etwas verschlafene Haus davon erfüllt.

Clarisse war reizvoll in dem blauen Kleide. Sie tanzte ganz langsam, schwebend, in weichen Wendungen, einen Boston mit Andreas. Er atmete den Duft ihrer Haare ein. Bisweilen zog er Clarisse fester an sich. Sie bog sich in seinen Arm zurück, ruhte fast in diesem Arm, die Augen niedergeschlagen. Es schien, als ob ihre Lippen gefärbt wären.

Martin beobachtete sie, spürte ihr nach. Wie abwesend war dieses Mädchen, als ob sie ohne Gedanken, ohne Kraft wäre.

„Clarisse,“ sagte Andreas, „ich muß dich

Gruppenbild des Verwaltungsrats der J. G. Farben-Industrie. Gemälde von Prof. Hermann Groeber

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1927)

Sitzend, von links nach rechts: Theodor Plieninger, Ernst von Simson, Carl Bosch, Walter vom Rath, Carl von Weinberg, Wilhelm Ferdinand Kalle, Carl Duisberg. Stehend, von links nach rechts: Arthur von Weinberg, Carl Müller, Edmund ter Meer, Adolf Haeuser, Franz Oppenheim

sprechen. Bitte, komm nach dem nächsten Tanz in Vaters Zimmer; ich habe es aufgeschlossen." Sie nickte.

Legte sie nicht einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter? Martin sah scharf hin. Nein, die wehenden Haare täuschten. Es konnte nicht sein. Was hatte Andreas gesagt? Sein Mund bewegte sich kaum, während er sprach. Einen schönen Mund hatte er, ganz wie die Mutter.

Wie die Mädchen ihn ansahen. Das war immer so gewesen; Andreas wußte es. Clarisse — nein, unmöglich!

Er ging zu ihr hin, holte sie wie im Übermut aus dem Arm seines Bruders. Schwerfällig, ungeschickt machte er es. Er führte sie in das Nebenzimmer, hier war es kühler und nicht ganz so laut. „Liebste, was ist nur mit dir? Hast du denn wieder von diesen Schlafmitteln genommen? Du schwankst ja fast auf den Füßen."

„Ach," sie strich schnell über seine Schulter, „es ist gar nichts, Martin; ich habe zu viel getanzt und dann" — eine stille, große Angst stand in ihren Augen — „ich fürchte — bisweilen denke ich — ich wäre nicht gut für dich. Wir beide —" sie stockte.

„Aber Kind, du bist doch meine Frau. Wir beide sind verbunden, gehören zusammen."

Da kam Lulu. „Nein, das gibt es nicht. Heute gehört ihr uns." Ein schwerer Heliotropduft ging von ihr aus.

Clarisse erhob ihre Hand, es war ihr unsagbar unangenehm. Peinlich, entsetzlich geräuschvoll war dieses ganze Fest.

„Ach, Tante Lulu," sagte sie, „wie freue ich mich, wenn wir zur Ruhe kommen."

„Das verstehe ich, mir war damals vor meiner Hochzeit ganz ähnlich zumute!" sagte Lulu, ihr Haar zurückschiebend, „aber ich kann dir nicht helfen."

„Doch, ihr könnt mir ruhig einen kleinen Urlaub geben — auch du, Martin. Ich gehe in den Garten, dann bin ich sehr bald wieder munter," sagte sie belebt.

„Ja, tu das!" Martin ging sogleich darauf ein. Es schien ihm im Augenblick das beste für sie zu sein.

„Bring' mich hinunter," sagte sie in zitternder Erregung. Drinnen hub die Musik wieder an. Als sie halbwegs der Treppe waren, blieb sie stehen. „Nein, einer von uns beiden müßte doch wohl oben sein —" Sie zögerte.

„Gut, ist mir recht — aber wirklich, komm bald," er strich leicht über ihre Augen, denen man es ansah, wie wenig Clarisse geschlafen hatte. „Morgen abend halte ich dich im Arm," sagte er zärtlich.

„Ja, Martin." Sie lief die Treppe hinunter.

‚Wenn ich nun hier bleibe, im Garten, dann ist alles gut!' dachte sie.

Alles gut? Oh nein! Sie horchte hinauf; noch war der Tanz nicht zu Ende.

Sie schlich zurück, niemand war auf der Treppe. Diese Biegung, die nächste —

‚Nein, ich will, ich kann Martin nicht betrügen.' Clarisse blieb stehen.

Morgen abend in seinem Arm!

„Clarisse!" Es war wie ein Flüstern. Andreas' Kopf beugte sich über die Brüstung. Sie nickte, winkte.

Jetzt, das war die letzte Form des Tangos, sie kannte ihn. Lieber jetzt hinaufeilen, nicht, wenn es still war.

Sie lief weiter, durch die ihr so wohl bekannten, verwinkelten Korridore, nochmals einige Stufen hinein, zwei, drei Biegungen — nun links. — Die Tür war angelehnt.

„Andreas!" sagte sie, aufschluchzend. Er zog sie in das Zimmer hinein, verschloß die Tür. Mit einem halben Blick sah Clarisse, daß vom Fenster her ein matter Schein auf die beiden Stufen fiel, die in das angrenzende, höher gelegene Bibliothekzimmer führten, und zugleich kam ihr der Gedanke, daß man von hier aus ungesehen hinuntergelangen konnte, auf die Straße. Da war die enge, fast nie benutzte Hintertreppe, jenseits des Bibliothekzimmers begann sie. Ja, man konnte hinuntergelangen —

Jede Vorstellung versank. Andreas küßte sie. Leidenschaftlich, aufwühlend — anders als Martin. Doch das dachte Clarisse nicht, sie war unfähig dazu. Sie standen im Dunkel, hielten sich umschlungen, wortlos einander hingegeben.

Da hörte man das Knarren einer Tür. Aufgeschreckt ließen sie sich los. Nein, die Tür war ja von innen abgeschlossen!

In demselben Augenblick aber stand Martin auf der obersten Stufe, die zum Bibliothekzimmer führte.

Es gab kein Entrinnen — und — es war gut so.

Clarisse lehnte bebend, ganz erschöpft, an der Wand.

Andreas hatte ihr nichts von Liebe gesagt, niemals. Kein Wort über die Zukunft. Er hatte sie geküßt. Heute zum ersten Male auf den Mund geküßt.

„Martin," hörte sie seine Stimme, in der nur ganz leicht die Erregtheit nachklang, „ich habe dir deine Clarisse entführt. Verzeih. Es ist doch ein zauberhaftes Haus, zumal wenn da vorn alles tanzt und tobt." Er faßte nach der Tür, drehte den Schlüssel um. „Wir müssen wohl wieder hinuntergehn."

„Ja, geh nur," sagte Martin ruhig.

Clarisse schwankte der Raum. Das war Andreas gewesen? Andreas! Hohn, nicht Schmerz, bitterer Hohn durchfuhr sie. Unfähig, ein Wort zu sagen, stand sie da.

Martin wandte sich ihr zu.

„Setz' dich, Clarisse, hier auf das Sofa."

„Nein — nein," stammelte sie.

Martin drehte das Licht der Schreibtischlampe an. Grausam war das.

Er blickte zu ihr hin. Mein Gott, wie sah sie aus! Wie eine halb Ohnmächtige. Die Qual der letzten Tage, jetzt lag sie aufgerissen vor ihm.

Sein Bruder! Und dennoch: Clarisse aufgeben? Sie vor die Füße des Mannes stoßen, der sie soeben verlassen, so verlassen hatte? Nein.

Morgen würde sie ihm angetraut werden, auch jetzt schon trug sie seinen Namen. Sie sollte in seinem Schutze leben, nicht als sein Weib, aber in seinem Schutze.

Er blickte sie an, sah, wie verschlossen ihr Gesicht wiederum war. Keine Tränen: Stolz. Er näherte sich ihr. „Kann ich dich jetzt wieder zu unsern Gästen führen?" fragte er beherrscht.

Clarisse richtete sich auf. „Du weißt, Martin —" begann sie.

„Ja, ich weiß," antwortete er und reichte ihr seinen Arm, „es geht nur dich und mich an."

„Martin!" sagte sie beschwörend.

„Laß nur, ich habe begriffen, und wir ändern nichts," und dann, nach einer schweren Pause: „Du bist meine Frau — aber frei."

„Es geht nicht — es ist unmöglich, Martin." Sie blickte zu ihm auf. Und da sah sie in seinem Gesicht jene Entschlossenheit, die sie damals auf dem Waldwege angezogen, die ihre Blicke festgehalten hatte. Und auch dieses Mal bezwang es sie.

„Wir werden uns beide bemühen, es erträglich zu machen, und es wird uns gelingen," sagte er mit seiner ruhigen Stimme, deren Klang sie in diesen Tagen ganz vergessen hatte.

*

Eine Wolke von Tüll, stand Clarisse in dem großen Mädchenzimmer. Jo, in einem silbernen Kleidchen, schnellte wie ein Fisch um sie herum. Sie hatte für alles gesorgt, niemand durfte Clarisse helfen, nur sie allein. Den einfachen Kranz, den sie, wie einst als Kind aus Marienblümchen, nun aus Myrten gewunden hatte, schmal, mehr grün als weiß, schob sie Clarisse bis zu den Augenbrauen hinab. Er wirkte wie ein gesticktes Band.

Jetzt kam sie mit einem kleinen Wattebausch und schminkte ihre Schwester. „Bräute sind immer blaß," sagte sie, „es ist rührend," das klang wieder sarkastisch, „doch man muß es nicht jedermann merken lassen." Sie tupfte in dem Gesichte herum. Sehr geschickt, sehr diskret machte sie das, nicht so kraß und keck wie in dem eigenen. „So — nun betrachte dich in unserm einzigen Spiegel!" Sie trat mit einer tiefen Verbeugung zur Seite, die Hände über die Brust kreuzend.

Clarisse ging zum Schranke hin, in den der schmale Spiegel eingelassen war. „Jo, du hast die Braut fein herausstilisiert," sagte sie leicht. ‚Ich bringe alles fertig, was ich will,' dachte Clarisse. Nach den Erschütterungen des gestrigen Abends erschien ihr der heutige Tag nur wie ein Bühnenspiel.

Gegen Morgen erst war sie eingeschlafen, ihre Glieder waren schwer, der Kopf dumpf.

Jo bewunderte ihre Schwester. Keine Spur sentimental, sehr gehalten, ganz große Dame. Wahrhaftig, sie hatte Stil.

Es klopfte. Jüll, von Lulu Kerssenbrok, als eine Art Hotelpage in Burgunderrot ausstaffiert, kam mit rollenden Augen herein und überreichte einen prachtvollen Strauß zartgelber Rosen. Er wollte sagen, daß Herr Martin Steveningh die Blumen für die gnädige Frau schickte, doch er konnte es nicht.

Clarisse, von Jo begleitet, trat aus ihrem Zimmer auf das obere Podest des weitläufigen Treppenhauses. In dem Augenblick begann unten ein Quartett zu spielen. Die ganze Treppe, die Absätze, der untere mit Steinplatten belegte Vorplatz, alles war mit Blattpflanzen und Blumen geschmückt. Der Gärtner Newels hatte sich das nicht nehmen lassen. Entzückend schön und feierlich sah es aus. Unten standen ihre Verwandten und sahen zu ihr empor.

„Weiter — weitergehen," sagte Jo leise. Da setzte Clarisse wie tastend einen Fuß vor den andern. Jüll nahm die Schleppe, trug sie hinter ihr her.

„Mein Gott nee, wie schön unse Clarisse is," sagte Betty gerührt. Sie wischte über ihre Augen. Dann stieß sie Gesine an: „Un nu sieh den Bräutgam, er geht ihr entgegen! Nee, nee! Is er nun nich würklich 'n upfallend staatsken Mann? Wat forn Paar, Gesine!"

Der Landregen räusperte sich. „Et wät nich alle Leeder utsungen, de anstimmt sind."

Das aber, in diesem Augenblick, war Betty denn doch zu viel. Erbost sagte sie: „Alltied häste uffen Härgoud up de Tunge un den Düwel innen Nacken." Und damit verdarb sie alles, was sich an Entgegenkommen im flachen Busen des Landregens

gerührt hatte. Gesine beschloß, ohne jede Konzession an ihrem Menü festzuhalten, soweit das noch irgend möglich war. Die Riesenküche und der Nebenraum waren verstaut mit Vorräten: man würde ja sehen!

Martin, der Clarissens Erregung und ihr Zögern bemerkt hatte, reichte ihr den Arm und führte sie den versammelten Hochzeitsgästen zu. Nichts in seinem Wesen verriet das Erlebnis des Abends.

Jeder begrüßte Clarisse, auch Andreas. Das Lächeln wich nicht von ihrem Gesicht. Er hätte vieles, sehr vieles darum gegeben, wenn diese Sache mit Clarisse unterblieben wäre. Und doch, wie sie dahinschritt, vom einen zum andern, ein köstliches Frauenbild, da ergriff ihn wieder das Verlangen nach ihr. In dieser Stunde, in ihrem Brautkleide — wie herrlich müßte es sein, sie zu erobern, ihr Blut zu fühlen, ihre Hingabe. Ein anderer Genuß, wahrlich, als die Spielereien und wahllosen Stunden des Rausches drüben in Neuyork.

Er lächelte ein wenig, es war nur eine Aufwallung, ging vorüber.

Was mochte Clarisse von ihm denken? Weiß Gott, sie wäre imstande, ihn heute hochmütig wegzuschicken. Die beiden — Martin und Clarisse — sie würden sich schon wieder zusammenfinden. Jetzt vielleicht erst recht. Pikant war das.

Die vielen Fenster des langgestreckten, zur rechten Hand liegenden Hauses der Gärtnerei, die Holztreppe, die hier vom Hofe aus zum oberen Stockwerk führte, alles war dicht gedrängt von erwartungsvollen Zuschauern. Die ganze Bergstraße, die Magdalenenstraße und der Spiekerhof, über die Clarisse schon mit ihren Kinderfüßen gelaufen war, alle wollten Bantincks Braut sehen.

Und wieder rührte es Clarisse. Sie stützte sich fest auf ihres Vaters Arm.

Der Geheimrat war heute ruhig, fast glücklich. War das nicht wie in alter Zeit?

Man fuhr ab und versammelte sich dann am Hauptportal der Liebfrauenkirche — die Bergstraße, die Magdalenenstraße und der Spiekerhof kamen eilend hinterher — und jetzt, unter feierlichem Glockengeläut, schritt Clarisse zum Altar. Durch die hohen blauen Fenster des Chores schien der Himmel in das Kirchenschiff hineinzufluten . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Währenddessen war in der riesigen steinernen Küche der Johanniter-Kommende ein großes Kochen. Gewiß, alles war vorbereitet, halb fertig, und dennoch: zwei feindliche Gewalten arbeiteten gegeneinander. Es dampfte, protzelte, siedete und zischte. Zwei Augenpaare glurten einander durch Rauchschwaden an, vier Hände rührten sich mit ungeahnter Schnelligkeit.

Den Lohndienern war das feindselige Kochen sehr unangenehm, denn sie hatten sich mit dem Tischdecken nach den vorher abgemachten Kompromißgängen gerichtet. Zuerst, bei der Suppe, ging noch alles gut, dann aber kam die Verwirrung. Die Menükarten wurden überflüssig; alles kam anders und alles doppelt.

Es gab nur einen Gang, bei dem sozusagen eine heimatliche Ruhe herrschte, das war Spargel und Schinken. In dieser kleinen Atempause blickten die Feindinnen sich durchbohrend an. „Gesine,“ sagte Betty breit, „de Sweet läuft dich män so pieplings de Baken dal.“ Worauf Gesine erwiderte: „Un dir von de Bläß runner.“ Doch selbst diese übereinstimmende Feststellung konnte die beiden nicht versöhnen.

Die Schlacht im Hintergrunde blieb natürlich nicht verborgen. Mit den sich häufenden Erfolgen der beiden alten Mädchen stieg die Heiterkeit an dem Hochzeitstisch. Die silberne Jo war ganz ausgelassen; sie erhob sich und hielt eine Rede auf die Liebe, sehr sarkastisch, sehr witzig. Und dann ging sie in einen salbungsvollen Ton über und sagte im breitesten Westfälisch: „Wenn der Frühling auf die Berge steigt, wenn die Vöglein zwitſ—chern, wenn der Jüngling sich der Jungfrau nähert — dann ist es Zeit, daß die Eltern sich dazwis—chen mis—chen! Früher, wenn die jungen Leute durch die Felder gingen, dann sangen sie: ‚Maria zu lieben,‘ und jetzt diese unflätigen Lieder: ‚Puppchen, du bist mein Augenstern‘ und: ‚Das haben die Mädchen so gerne!‘ Nun frage ich euch, ehrbare Jungfrauen: habt ihr es wirklich so gerne?“

Nach dieser hell herausgeschmetterten Frage war kein Halten mehr, und zu gleicher Zeit wurden die Nachspeisen aufgetragen.

Die Wogen der Heiterkeit drangen durch die Fenster in den Garten, der blinkend dalag. Ein schwerer Regen war niedergegangen, doch die Sonne hatte gesiegt. Am weiten Himmel standen mächtige Wolken, über tiefgrauen Bänken lagerten weiße Gebirge. Das Blau war unendlich tief und klar.

Clarisse sah hinaus. Jetzt ins Land hineinfahren, als Weib eines geliebten Mannes! Dieses Jubilieren da draußen, diese strahlende Frische! Was immer das Leben brachte, später einmal, eine solche Fanfare des Glücks konnte man niemals vergessen.

Und zu Andreas sah sie hin. Er saß dicht neben Jo. Jetzt hob er seinen Löffel mit einer Erdbeere darin, steckte sie Jo in den Mund. Sie riß ihn weit auf, tat dann, als

könnte sie ihn nicht wieder schließen; er klopfte auf ihre Kinnlade. Jo wehrte ihn ab; sie verschluckte sich fast vor Lachen.

„Aber Jo, das geht doch nicht,“ sagte ihr Vater halb tadelnd.

Da sah auch Martin hinüber. „Nun, Clarisse,“ sagte er, ohne Andreas und Jo aus den Augen zu lassen, „meinst du nicht, wir sollten aufbrechen? Der Spätnachmittag wird draußen sehr schön sein.“

Elisabeth Bantinck, die ihnen gegenüber saß, stimmte ihm bei. „Ja, geht nur, hier ist es wirklich recht ausgelassen.“ Martin und Clarisse waren die ganze Zeit über still gewesen, gewiß sehnten sie sich fort. Sie machte eine Bewegung, als wenn sie aufstehen wollte.

„Nein, Mutter, bleib, ich werde sehr gut allein fertig,“ sagte Clarisse. Elisabeth lächelte. Damals hatte Gregor ihr den Kranz selbst abgenommen.

Die Uhr auf der gegenüberliegenden Wand schlug tief die vierte Stunde.

Clarisse erhob sich, dann auch Martin. Man ließ die beiden ohne viel Aufhebens davongehen, sie fuhren ja nur zum Landhause der Steveninghs. Frau Dorette, ihr Mann und auch Andreas waren für die eine Nacht im Stadthause untergebracht. Am nächsten Morgen ging es nach Paris.

Stevenigh sprach mit der alten Frau Bantinck darüber, die sehr stattlich und vornehm aussah. Sie trug den Familienschmuck: große Diamanten in Silber gefaßt; er lag auf einem schwarzen Seidenkleid, das mit alten Spitzen verziert war.

„Wir wollen sogleich ein Stündchen zu mir hinübergehen,“ sagte sie, Frau Dorette zunickend. „Da ist es kühl und auch ruhig. Mein Mädchen macht es uns bequem. Es ist drüben zwar nicht ganz so, wie ich möchte,“ setzte sie mit leichtem Achselzucken hinzu, „ich konnte mich nicht entschließen, Sachen, die gleichsam mit Rehbrügge verwachsen sind, hierher zu bringen, und wenn sie auch in unbenutzten Räumen stehen. Denken Sie nur, ich habe ein Biedermeierzimmer!“ Es klang belustigt.

Und auch Frau Dorette lächelte. Sie hatte sich ganz und gar beruhigt, wenngleich ihr Mutterstolz auch damit spielte, daß Clarisse wirklich ein besonderes Wohlgefallen an ihrem Andreas gefunden hatte.

Clarisse, nun in einem einfachen Sommerkleide, fuhr mit Martin über die Landstraße. Von der Hochzeit sprachen sie nicht, nur von den Feldern, und daß es Onkel Christopher zu gönnen sei, wenn es in diesem Jahr mal eine recht gute Ernte gäbe. Dann standen sie in dem großen, mit Blumen überreich geschmückten Musikzimmer, und Martin sagte, er wollte noch einen Spaziergang machen, ihr würde es nach all dem Trubel wohl zu viel sein. Zum Tee, gegen acht Uhr etwa, käme er zurück. Clarisse stimmte dem freundlich zu.

Sie ging hinauf, räumte in ihrem Schlafzimmer, das in einer sehr schönen Ordnung war, öffnete die Tür zum Bade, zu Martins Zimmer, ging wieder zurück.

Es war kaum zu ertragen. Diese furchtbare Kälte und Fremdheit.

Auch an Andreas dachte sie. So ein halber, glatter Mensch! Und er hatte sie im Banne gehalten! Sie ekelte und schämte sich. Nach dem Tee stand sie sogleich auf und verabschiedete sich; sie reichte Martin die Hand. Er zog sie fast bis zu seinem Mund. „Schlaf recht gut,“ sagte er.

Nach zwei, drei Stunden hörte sie ihn dann hinaufkommen.

Nun war es still. Eine tiefe, wundervolle Nacht umschloß das Haus.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Eifersuchtskampf auf dem Gletscher

Von Alwin Rath

Ich habe mir aus einem abgeschmolzenen Eisblock drüben neben dem Latschengebüsch, wo die Erde den eisstarren breiten Strom des Gletschers abtauen läßt, daß er grünlichblau von unten durchleuchtet, mit dem Messer eine zweifaustdicke Eislinse wie damals auf Island zurechtgeschabt. So was kann man hier oben in der weißen Einsamkeit, wo einem nur ein Geier irgendwo hoch aus blauer Ätherhöhle zuäugt, machen. Es hält einen keiner für verrückt. Auch nicht, wenn man diese klotzige Eislupe mit schon ganz frostklammrigen Fingern in den pelzdicken Fäustlingen gegen die Sonne richtet, ihre Strahlen in dem Eis konzentriert und damit sich erst mal eine Zigarre ansteckt. — Redet mir nicht drein, das sei Schwindel. Es haben andere in den Polargegenden so Blei zum Schmelzen gebracht. Gar nicht verwunderlich; man bringt auch heute auf Eis einen Kaffeekessel zum Kochen. Haben Sie das Bild in der Zeitung nicht gesehen? —

Als die Zigarre wohlig dampft — der Rauch ist nicht ganz so blau wie der Märchenton unten in der graulich tiefen Gletscherspalte — und ich belebt tiefer aufatme, halte ich die Eislinse schräg gegen den Gletscher unten. Der Geier da oben hält mich sicher für verrückt. Meinetwegen. Ich möchte so allerhand über die inneren Kristallbildungen in den einzelnen Hagelkörnchen wissen, aus denen so ein Gletscherkoloß in Quadrillionen starrer Regentropfen, solcher zu Eisstaub explodierter Cirruswolken — oder wie geht's da oben zu — sich zusammenbackt. Der, wie jener zwischen den Zähnen knuspernde Hagelzucker auf dem Streuselkuchen, aus harten Körnern, Septrillionen harter Körner zusammenknirschende Firnschnee — der so mit einem Milchstraßengewimmel von unter der Sonnenschmelze ineinander gefrorenen Schneekörnern schneckenlangsam, unsichtbar langsam daherrauschende Gletscherstrom, der das hundert und mehr Meter tiefe Tal zwischen zwei Bergen glasig hart durchflutet, ob er die gleichen seltsamen Blumenbildungen, Blütenformationen in seinem Innern lostauen läßt, will ich untersuchen. Und ich verlege nun den Brennpunkt des Eislinsenklumpens aus der oben von mir glattgeschabten Fläche auf dem sonst wildrauhen, borkig rissigen Panzer des Eisungeheuers etwas tiefer in den fröstlichen Kristall hinein.

Eben sehe ich bläulich silbrig umzirkt ein zartes Vergißmeinnichtblütchen drinnen, wo ich den flammenden Lichtpfeil aus der Linse ins Innere des Eisstromes sende, wie ein Blumengespenstchen vom Ufer eines lenzlichen Wiesenfließes drunten in den Tälern, sich lösen: wie ein Seelchen sich löst aus der eisigen Erstarrung der Materie, wenn die Sonne der Ewigkeit sie loslöst aus der Zeit. Da, — wie ich schon verzückt bin in den silbrig zieren, vier- oder fünfblättrig umblühten Geisterzauber des Schemens, da — was sehe ich da plötzlich durch die Linse ...? Einen dicken schwarzen Kopf? Mit zwei Spießen vornauf? Und rechts und links Beingekrabbel —?

Gleich darauf schnellt's, kaum daß es spukhaft erschienen, spukhaft schnell irgendwohin aus dem eisigen Bezirk der Linse.

Glotze ich blitzschnell darunter. Aber was sehe ich —?

Nichts mehr. — War's so was wie ein Gletscherfloh? Einer von den Springschwänzen, die's hier oben auf dem Gletscher ja geben soll? Ja, auf solch edles Wild zu jagen, auf solche springenden Punkte, solch winzigstes Hohnlachen des Lebens über die ewige Erstarrung hier oben — war mir ja auch mal durch eine Hinterkammer meines naturschnüfflerischen Hirns gehuscht.

Ich krabbele hastig umher, wie eine Katze, die einen Mauseschwanz gewittert hat. Halte mein eisig Panoptikumglas hierhin und dorthin — noch zu erwischen, was vielleicht nur Halluzination meiner hinteren Gehirnkammer war. Bin von meinen Latschenzweigen, die ich mir auf den föhntauig angeschmolzenen Gletscher untergelegt hatte, weggerutscht. —

Da, wie ich eben vorsichtig in die mächtige drei bis vier Meter breit klaffende Gletscherspalte, in das blaue Märchengrauen hinabstarre, in dem es weiter ab wie von hinabrauschendem, föhngeschmolzenem Bache leise plauscht, nur kaum vernehmbar wie ein unterirdisch Echo — wie ich eben den Blick auf die in mächtigen Zacken in die Gletscherspalte drüben vorspringende Eisbastei richte, mit der die Spalte hier winklig krumm aufgeplatzt ist, da ist mir, ich höre irgendwo aus einem Tale windverloren, föhnverweht heraufgetragen, Tierstimmen. Oder war's gleich von drüben, jenseits dieses Gletscherabzweiges? Blökend oder meckernd, Schaf- oder Ziegengetön?

Sollte da hinter einem der aus dem Eisstrom hoch aufschießenden Bergzacken mich die Idylle einer Sennhütte, mit einer käsestinkenden Männerhose von Sennerin — auf der Alm, da gibt's koa Sünd', weil — — — —, hier auf dem Gletscher erwarten? — Unmöglich. Ein paar ungeheure, gigantische Mönchskapuzen, die eine melancholisch schräg weggeknickt, zipfeln diese Felsmützen aus dem unten daran im Schatten noch blauenden Firnschnee heraus, der in großen Scheckenfetzen wie auf dem Fell einer Almkuh auch weiter hinauf hier und dort darauf

liegt. Oben auf dem melancholisch rundlich niederhängenden Gipfel sieht's aus, als gucke die mächtige glatzenkahle Tonsur eines Mönches hindurch. So rund abgekreist, abgeleckt vom Föhn, liegt dort der Schnee auf der schrägen Kuppe.

Höre ich wieder Tierstimmen von dort — — —? War's diesmal ein Kälberblöken? Nach dem Muttereuter hungrig? — Ich starre erwartungsvoll nach dem mageren, trausen, düster braunen Gelock des krummschlängelig erstorbenen Latschengekrabbels, der frostkrüppligen Latschendemut da oben um den Rand der leuchtenden Glatze herum, starre nach den grauwelk überbüschelten Hangstellen, wo's im Sommer saftgrün gesproßt hat und jetzt verwelkte Blumenköpfchen von Enzian traurig hängen läßt, die, blaue Tropfen im Blauen des Alpenhimmels, im Smaragd des Alpengrases dort oben herrlich geflammt haben, mystisch feurig, von innerster Glut des Kosmos und der darin flatternden Erdbrocke entzündet.

Ich höre nichts mehr von den Mönchskapuzen her. Sehe nur hoch oben zwischen beiden weg was breit Geflügeltes schweben. Auf zwei leicht nach unten gekrümmten dunkelnden Mondsicheln, die blau durchtränkt fast ganz im Blau ertrinken. Mit einer segnenden Ruhe und geradezu kosmischen Feierlichkeit schwebt das Biest da oben, das beneidenswerte. — Welchen Blick über den weißen Firnenozean muß es haben! Der wie die riesenweite Ausgegossenheit des Polarmeeres unterm fliegenden Amundsen, unter dem erhaben Kreisenden blendend milchig daliegen muß — mit veilchenfarbenen Tälertüten. Aber wonach wird's äugen? Vielleicht nach einem rosigen Schweinchen, das unten in einer veilchenblauen Taltüte, während der Stall ausgemistet wird, im ergötzlichen wilden Rennen, Quieken, Freudegrunzen und übermütig klappernden Ohrengeschlacke mit einem anderen im Knüppelzaun des Schweizerhofes umhersetzt, umherkreist — in Kreisen, die weniger hungrig sind als die da oben hinter gierkrummem Reißschnabel aus dem Götterauge des Äthers äugen.

Die Gedanken an käseduftende Sennerinnen und rennendes Rosa, das mit Schweineschinken Verwandtschaft hat, müssen auch wohl in meinem Magen gelandet sein. Ich habe mich zu meinem schlappen Rucksack zurückgemacht, krabbele auf Eis und Moränen nach dem, wonach der Geier äugt: von dem ich hier unter einer laubenartig mich überwölbenden Kiefer nichts mehr sehe — und lasse mir, in einem krummsenkigen Astsattel hockend, schmecken, was ich an Dörrfrüchten, Nüssen, Feuerwasser und ähnlichem Heizmaterial noch habe.

Da ist mir, ich höre wieder Tierstimmen —? Drüben an den Mönchskapuzen? Ein Schafblöken? — Ein Ziegenmeckern? —

Der Bissen bleibt mir im Munde liegen — lauschend.

Und da — was trabt da oben, gemächlich äsend, halsgesenkt, am Rande der Mönchsglatze hin? Eine Gams?

Das muß etwas anderes sein. Mit solchem Gehörn! Da kommt ein zweites, ein drittes Tier, braungrau, in vollendeter Deckfarbe mit der Umgebung, den Hals äsend gesenkt, friedlich aus den Latschen herangelatscht.

Jetzt steht das eine, sichernd, das mächtige Säbelgehörn erhoben, dunkel silhouettenscharf umrissen vor dem weißen Schnee der Mönchsglatze. Da kommt noch ein viertes. Mit was für ein paar Türkensäbeln auf dem Kopf! Und paradiert vor meinen ungeahnten Blicken, die verborgen aus der stachligen Latschenlaube hinaufstaunen, den Bissen unzerkaut, unregsam im Munde. Was aber sind das für ein paar Säbel bei dem letzten Prachtstück von Geiß! Ist es der Bock?

Klingt es nun von oben oder unten, was da wieder Laut gibt? Da fegt unten was zwischen den mächtigen scheckigen Schneehörnern der Felsen heran. Hintereinander her. Erst gar nicht erkenntlich. Einen Moment über weiße Schneefläche hin. Und nun zwischen Buschwerk. Jetzt hoppeln sie, zwei tollüstige Hornviecher, dicht hintereinander. Und das eine springt, nun das andere, das halb hingleitend hinten absackt und zurückbleibt, böckisch darauf. Als wär' es schon Sprungzeit? Aber das andere kehrt ihm plötzlich die andere Seite zu, die kurzen Hornsäbel tief über dem Schnee ihm drohend entgegengestochen.

Kaum sieht der Bock das da oben — er steht eben senkrecht aufgebäumt auf den Hinterläufen am Fels und schmäppelt mit lang zuhaschender roter Zunge was Krautiges da oben weg — kommt er mit wütigen dunklen Bockslauten und gereiztem Geschwänzel des haarigen Sterzgeprutzels hinten auf kurzzackig hin- und herspringenden Wegen heruntergeborstet. Und, die Borsten auf dem Rückgrat steil aufgerichtet schnaubt er auf den anderen, den böckischen, herzu, daß er — der Kleinere macht rasch eine Kehrtwendung von der Geiß weg — in den Schnee vornüber stiebt, das tauig backende Weiß noch aufsprüht und ein Latschenzweig, in dem er, jäh eingerannt, mit den fast meterlangen Zinken des Kolossalgehirns hängen bleibt, ihn herumreißt und den Haarzotteligen in die Schneedecke auf die Seite schmeißt, daß die Läufe hochfliegen und über ihn weg anderseits in den Schnee schlagen. So ein Hitzbock!

Die Geiß blökt herüber, er soll man ruhig sein, sie habe ihm die Zickentreue nicht gebrochen und denke gar nicht an so was!

Aber er hört überhaupt nichts. Sitzt einen Moment, wie überlegsam hinten aufgehockt auf dem Sterz im Schnee, als habe er sich was gebrochen. — Da stiebt er schon wieder hinter dem anderen, nach dem Gehörn zu schließen, jüngeren Steinbock her.

Der hält zu den Geißen oben auf den Kapuzen empor. Ist im Nu eingeholt. Scharmützeln sie zwischen den Felskloben da oben herum. Dem Kleineren scheint der Schneid zu fehlen, diesem Kolossalbengel gegenüber, den ich auf zwei und mehr Zentner schätze: er weicht immer aus. Jetzt stellt ihn der Große. Grunzend. Den fast bartlosen rassigen, grimmig an den Kiefern von Furchen durchrissenen Kopf tief gesenkt. — Dem anderen fahren da notgedrungen auch die Hornsäbel auf der Stirn nieder und mit einem knurrend dumpfen Ton, als rännte Fels auf Fels, knattern sie drei-, viermal ihre Bocksköpfe ineinander. Rammen sich die rauhen, buckligen, fast wie Sägen ausgezähnten, hürnenen Riesendolche auf den Grimmschädeln ineinander. Glotzen sich, Wutstirn vor Wutstirn, aus dunkel blöd wütenden, verfinsterten Lichtern an. Die so dicht voreinander es bedauern, sich nicht zerschmettert zu haben. Und wiegen in der hohlen Wiege ihres ineinanderrasselnden Gehörns die Mordgedanken ihres Liebeshasses. Wie ein paar Holzfäller sägen sie und sägen sie mit den ineinandergerammten Hörnern, als könnten sie nicht wieder voneinander. Und hinten zittern die emporgebogenen kleinen Prutzelfahnen in die hehre, reine Alpenluft, in das grünliche Schmelzglühen der Ätherkuppel die Zickenwut hinaus, die da vorne rammt und rammt um des Rammelns halber.

Sie wechseln bei jedem Gang, wenn sie feierlich wie zwei Kämpen zu neuem Kreuzen der hürnenen Klingen, am ganzen Körper ganz Muskelprall und Muskelwildheit, zurücktreten, den Platz, als gehe es von einem anderen Standpunkt aus besser. Und auf diesem holprigen Gelände, wo der eine bald hoch am Hang, der andere bald tief darunter steht . . .?

Richtig, fliegt jetzt auch der große Steinbock rücklings auf die Hinterläufe ineinander und wird von dem kleineren auf die rechte Breitseite herunter gedonnert. Daß es knirschend kracht.

Aber der Kleine, der Dummerjan, nützt seinen Sieg nicht aus und hoppelt, als sei nichts geschehen, zu der Geiß wieder hinunter, der er vorher seinen Antrag auf Gamsart gemacht hat und fragt eben auf Gamsart wieder an, wie's um ihre Zickentreue nun stehe. —

Die will aber auch trotz seines Sieges, der eben nur ein halber ist, nichts von seinen verliebten Hirngespinsten wissen: zeigt, was der große Bock ihm gezeigt, ihre wenn auch kleiner bescheidenen Hirnauswüchse und rückt dann über den Gletscher weg aus, als er ihr wieder mit einem weicheren Horn die Entgegnung geben will.

An der Gletscherspalte aber holt er sie wieder ein und mit ihm zugleich in schleudernd wilden gewaltigen Sätzen einer Zickenkarriere der Großbock.

Kneift der Kleine wieder. Weicht vor den von hinten anfegenden Hornhieben, die fast tun, als sei hier auf dem krauswelligen Schneesilber des Gletschers eine mörderisch blutbenetzte spanische Stierkampfarena — mancher Stier möchte den Großbock um dies stolze Prachtgehörn beneiden — in feigen Hin- und Hersprüngen an der eisgähnenden Spalte hinauf aus. Bis er vor einem aus riesiger Gletscherkuhle schmal aufragendem Eisstiel antrappelt, auf dem oben ein gewaltiger Felsblock thronend liegt, wie ein riesiges vollbesetztes Tablett auf dünnem, hoch über die Köpfe emporgestemmtem Kellnerarm.

Und mit einem Sprung, wie ihn kaum ein Renngaul in Karriere und ganz gewiß nicht auf der wogig rauhen Gletscherkruste fertig brächte, schnellt der junge Bock plötzlich hoch auf den Gletschertisch empor. Saust aber gleich, da er's wohl nicht ganz schafft, einen keuchenden Moment — ich sehe seinen Atem rauchen — am Rande angeklammert — dann mit wegfedernden Läufen wie in übermütigen Kapriolen wieder auf den Gletscher zurück. Wo ihn der Großbock auf seiner anständigen Hornforke gleich auffangen möchte, — aber daneben sticht.

Der Kleine tollt zu den Geißen wieder hinunter. Die ihm offenbar ihre Verachtung aussprechen. Denn hier dicht an der in den Gletscherspalt vorspringenden Eisbastei stellt er sich seinem wunderbar gelenkig anhoppelnden Gegner wieder, der ihm keine Ruhe läßt.

Hier wetzen sie und rammen sie die krummen Hornsäbel von neuem ineinander, daß die Flanken hinten, schräg knallfest eingestemmt, federn und in den Haarzotteln schaudern und zucken unterm Gegenstoß und Vibrieren der Sehnen und Muskeln. Der Großbock rammt den Jungen auf die Gletscherspalte zu und ich kann schon berechnen, ich brauche nur bis fünfzehn zu zählen, stürzt der Kleine in die eisigen Kiefer, in den blauen Märchengrund in unabsehbare Tiefen hinunter.

Er ergattert nun mit verzweifelter Kraft am Rande zusammengekrümmt wie ein aufs äußerste gespannter Bogen noch eben mit dem rechten Huf die seitlich hinter ihm vorspringende Bastei und rettet sich hierauf noch gerade. Mit einer Kletterbeweglichkeit, wie sie eben nur diese auf den Aussterbeetat Gesetzten haben. Die von geweihprahlerischen Schützen schon fast gänzlich in den Alpen ausgerottet wären, wenn nicht die italienischen Könige und die Schweizer Regierung sie wieder einbürgerten, und gegen diese Schützen schützten, diese mörderischen Lausbuben, die ihren Namen nicht verdienen, der nach meiner Ansicht von Schutz abzuleiten ist.

Der Jungbock sieht rechts und links von sich den gähnenden blauen Tod im Eis und mit unerhörter Bravour, die erkennen läßt, daß er bis jetzt nur gefaulenzt hat, drängt er den alten bei jedem hornkrachen-

den Anrennen dunkelaufgrunzenden Steinbock auf den Gletscher wieder zurück. Dem allerdings auch eine Geiß, die wohl mit dem Jungen Mitleid hat, plötzlich auf die gleiche Art in die Rippen kitzelt, mit der jener den Jungbock in die Gletscherspalte rennen möchte.

Befreit von dem alten Hitzkopf, der sich mit seiner mitleidigen Frau erstmal nun über Horn aussprechen möchte, saust der Junge jetzt wieder an der gähnenden Kluft des Spaltes hinauf. Jetzt von mehreren Geißen gefolgt, die sich wohl mittlerweile bei seinem tapferen Widerstand in ihn verliebt haben. Und heidenausgelassen ob dieses schönen Erfolges bei den Weibsleuten nimmt der übermütige Bengel wieder einen Anlauf, auf den Gletschertisch oben hinauf zu springen.

Gelingt's? —

Gelingt's nicht? —

Tatsächlich, — diesmal hat er klugerweise eine tiefausgebrockte Stelle des Felsentisches angesprungen — thront er plötzlich oben darauf: in dem mächtigen, weiten Rund des leuchtenden Firnenrahmens rings um ihn herum ein wirklich schöner Zickenkönig!

Aber wer kommt da hinter ihm herangeprallt, kaum, daß er sich in den bewundernden Blicken der Weiber da unten weiden will?

Wollen die Eifersuchtshammel sich nun auch noch oben auf dem Gletschertisch gegenseitig auf die Gabel nehmen? —

Kaum, daß der Großbock auch den letzten Satz auf den Felsblock oben hinauf mit einer beispiellosen Nonchalance gemacht hat, kommt unter den drei bis vier Zentnern plötzlichen Übergewichts am Rand der Gletschertisch ins Wackeln.

Ins Taumeln.

Sinkt nach der Gletscherspalte zu jählings unter glashartem Knacken seines dünnen Eisstieles, das wie ein Schuß gellt.

Überschlägt sich einmal.

Ziegenbeine fliegen, Steinbockhörner. —

Und mit einem eisspritzenden, glasexplodierenden Aufprall auf der anderen Seite der Spalte, gegen deren Kante er noch poltert, saust der gigantische Block unter einem unheimlich aufheulenden Brüllton des Gletschers, der durch die Tiefen des Eises graulich schön schauert, wie es nachts in Winterseegründen brüllt, wenn das Eis aufplatzt und aufbäumt im Frieren, in die Tiefe, die märchenblaue. Zwei- bis dreimal läutet es wie Anschlagen einer mächtigen Glocke herauf, da wohl der Fels im Niedersausen von einer Seite zur anderen zwischen den abstürzenden Wänden geschleudert wird. Und da plötzlich nach wenigen Sekunden tief unten: ein urweltlich wildes, dunkles Aufstöhnen! Ähnlich dem aus Meerestiefen hallenden Todesbrüllen des harpunierten Wals, wie ich es hinter Island mal auf einem Waljäger aus den Gründen des arktischen, weithin blutgefärbten Ozeans vernahm, in einem sonst nie wieder auf der Erde gehörten, furchtbaren, zu Herzen gehenden dumpfen Schmerzenston, — der klang, als klage das getötete Meer selbst.

Auf meiner Seite der Gletscherspalte aber galoppiert wie von fünfzig geweihprahlerischen Schützen gehetzt der Jungbock davon, die Spitzen des Gehörns im Jagen fast auf die hinten federnden Läufe gelegt: dicht an mir vorbei. Saust mit glotzig vorgeglasten Augen in blasse Firnenfernen.

Drüben jedoch auf der anderen Seite stehen verdutzt und vereinsamt die verwitweten Geißen. Denn von dem geweihprahlerischen Großbock sehe ich nichts mehr.

Ende des Sommers. Von E. A. Rheinhardt

Ihr alten Seidenfarben, hinverschwendet
Im Nachmittage, nun der Sturm verging,
Breitet euch auf den Sommer, der jetzt endet,
Hebt bunter, leuchtender nun jedes Ding
Neu in das große Licht der neuen Stille,
Darunter noch das Meer ein wenig grollt —
Die alles sänftigt, Vogelschrei und Grille
Und selbst den Schuß, der durch die Macchie rollt.
Wer sah noch gestern Trauben? Heute schwellen
Sie üppig blau im gilbenden Gerank.
Was gestern Dornwerk war, ist heut ein Quellen
Von Brombeerbächen über jeden Hang.
Der Erdbeerbaum hat jetzt im schönen Laube
Zinnoberrote Kugeln aufgehängt.
Im Erikadickicht ruft die wilde Taube.
Und Mais und Hirse gilben herbstversengt.
Und über allem schwebt ihr bunten, holden
Septemberwölkchen. Weit und rein erglänzt
Toskana abendlich, daß sanft und golden
Das heimatlose Herz jetzt Schwermut kränzt.

Das Wallraf-Richartz-Museum in Köln

Von Museumsdirektor Dr. Hans F. Secker

Nachdem im Dezemberheft 1926 Prof. Dr. Schaefer die ihm anvertraute Abteilung des Kölner Museums beschrieben hat, werfen wir nun einen Blick auf diejenigen Sammlungen, die weniger der umsichtigen Liebe des alten Wallraf als der Kunstfreude und dem Urteil seiner Nachfahren zu verdanken sind: auf die Galerie des 17. und 18. Jahrhunderts, die gegenüber dem mit den neuzeitlichen Sammlungen verbundenen Kabinett der Graphik und Handzeichnungen im rechten Erdgeschoßflügel liegt, und auf die Abteilung des 19. und 20. Jahrhunderts, räumlich den ausgedehntesten Teil des Museums, der das halbe Mittelgeschoß mit Gemälden und Skulpturen sowie das ganze, sehr geräumige Dachgeschoß mit rheinischer Malerei ausfüllt.

Heilige Familie. Gemälde von Peter Paul Rubens. 1577—1640

Kinder mit Lamm. Gemälde von Jakob Gerritsz Cuyp. 1594—1651/52

Der Zufall will, daß im Brennpunkt sowohl der älteren wie der neueren Galerie je ein großer Künstler steht, der durch sein Lebensschicksal mit dem Namen der Stadt Köln verbunden ist: Rubens und Leibl. Der Flame hat die zehn ersten Jahre der Kindheit (1578 bis 1587) in Köln verlebt und ist hier mit drei charakteristischen Meisterwerken vertreten; Wilhelm Leibl wurde 1844 in Köln geboren, und seine Kunst ist, insbesondere dank der großzügigen Ankaufspolitik meines unvergeßlichen Vorgängers Alfred Hagelstange, ergiebiger denn irgendwo sonst im Wallraf-Richartz-Museum veranschaulicht.

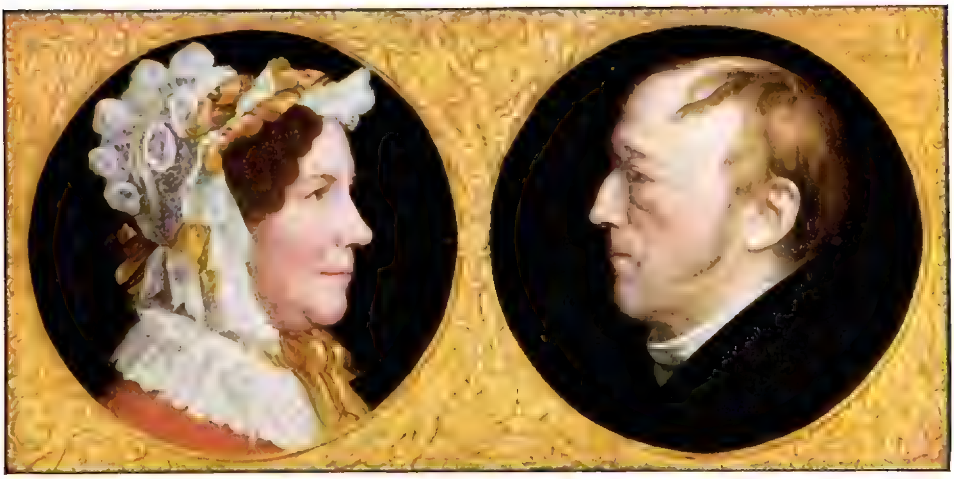
Bildnis. Gemälde von Cornelis Janssens van Ceulen 1593—1661/62

Bevor man in den seit 1923 neugeordneten Räumen die Kunst der Holländer und Flamen besucht, muß man eine Vorhalle durchschreiten, in der einige Werke von Barockmeistern der romanischen Länder zu sehen sind. Wir können uns hier nur darauf beschränken, die wichtigsten Bilder kurz zu erwäh-

Kuchenesser

Gemälde von Adriaen van Ostade

1610—1685



Doppelbildnis der Eltern des Künstlers. Gemälde von Karl Joseph Begas. 1794—1854

nen. Da ist vor allem das große Altargemälde von Bartolomé Estéban Murillo, das den heiligen Franziskus darstellt, wie er betend in seiner Lieblingskirche, der Portiuncula bei Assisi, kniet und um Ablaß für die Pilger betet, die diese Kirche besuchen werden. Der fromme Andalusier hat das Bild um 1675 zusammen mit siebzehn andern Altären für die Kapuzinerkirche in Sevilla gemalt. Einem Maler, der einst die Kirche restaurierte, gab man statt anderen Lohnes dieses Gemälde vom Hochaltar in Zahlung, und so gelangte es in den Handel und schließlich in das Kölner Museum. Die südliche Rhetorik, der bühnenhafte Gegensatz von irdischem Dunkel und himmlischer Lieb-

Mirjam. Gemälde von Anselm Feuerbach. 1829—1880

Familienbildnis. Gemälde von Wilhelm Kleinenbroich 1814—1895

lichkeit, auch wohl die leichtverständliche Bildgestaltung des religiösen Gedankens haben allzeit ein empfänglicheres Publikum gefunden, als die künstlerische Bedeutung dieses Kolossalgemäldes wohl verdient hätte. Aber die Kölner Barockabteilung ist bescheiden, und gerade inmitten der italienischen und französischen Manieristen, die Bibelszenen in großem Format, aber geistig leer vortragen, findet Murillo eine nachsichtigere Würdigung, als wenn zum Vergleich ein Velazquez oder Greco danebenhinge. Edleres bieten einige kleinere Bilder der Vorhalle, insbesondere die „Ideale Landschaft“ von Claude Lorrain, der virtuos gemalte Kopf des alten aus Köln gebürtigen Pariser Sammlers Eberhard Jabach von Hyacinthe Rigaud und die temperamentvolle Studie „Anbetung der Könige“ von Giovanni Battista Tiepolo, die den malerischen Esprit ihres Zeitalters bekundet.

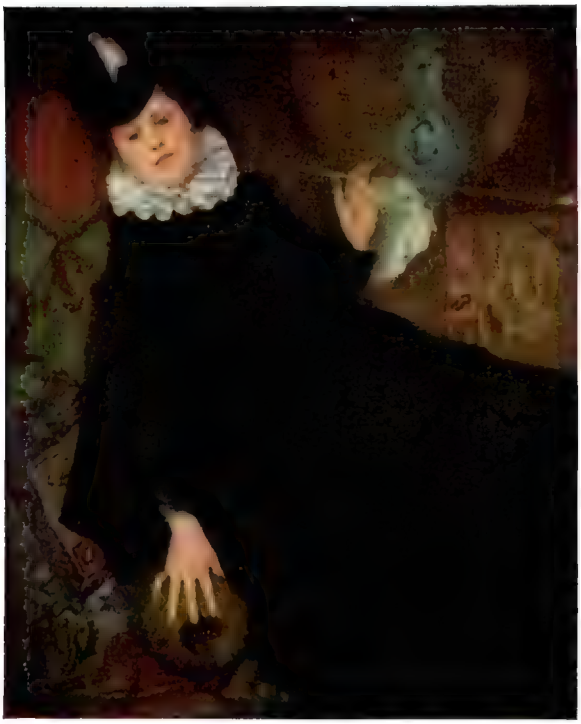
In den nächsten fünf Sälen sind die Niederländer des 17. Jahrhunderts ausgestellt, darunter eine Reihe Werke von hohem Rang. Man kann die Landschaft, das Bildnis, das Sittenbild und die figürliche Komposition an charakteristischen Beispielen kennenlernen, insbesondere die Flamen.

Unser frühestes Werk der belgischen Schule ist die „Marktszene“ von Joachim Beuckelaer, wohl um das Jahr 1570 entstanden, ein buntes Mosaik von Fischen und Gemüsen, Früchten und Geflügel, dazwischen Marktleuten und Käufern, die etwas leblos und wie übermüdete Modelle dasitzen und stehen. Aber dieses Werk leitet bezeichnend über von den altniederländischen Meistern zum kommenden Jahrhundert.

Aufziehendes Gewitter. Gemälde von Adolph von Menzel. 1815—1905

Noch ist die Einordnung der Dinge und Figuren in den Raum, ähnlich wie bei Beuckelaers Onkel Pieter Aertszen, etwas gewaltsam. Auf dem Wege von diesem Meister bis zu Rubens ist uns das Bild „Versuchung der Jugend“ von Otto van Veen, wenn auch zeitgenössische Kopie nach dem etwas abweichenden Original in Stockholm, besonders willkommen als ein Bindeglied in der Entwicklung. Athene versucht einen am Boden liegenden Jüngling den Versuchungen von Venus und Bacchanten zu entreißen. Ein wilder Wirrwarr von halbnackten Körpern läßt kaum den Vorgang erkennen. — Im Jahre 1610 hat Peter Paul Rubens, dreiunddreißigjährig, das in Format und Wirkung gewaltige Bild „Juno und Argus“ gemalt, das erst unlängst von schmutzigem Firnis und angestückten Leinwandstreifen befreit wurde und nun in seiner ursprünglichen Farbenpracht und Ausgeglichenheit das Glanzstück des Rubenssaales bildet. Hier ist an Stelle unübersichtlicher Häufung eine ganz einfache und großartige Komposition entstanden, so sehr das Thema zu einer Überfüllung angeregt haben könnte. Zu bewundern ist auch, mit welchem Geschmack das Grausige des Vorwurfs unterdrückt ist, so daß nur die Harmonie der Farben und des Aufbaus auf uns einwirken. — Aus der zweiten Schaffensperiode des Meisters stammt sodann die 1615 entstandene große „Stigmatisation des heiligen Franz“, bestechend durch die Einfachheit der Komposition, aber grau und kühl, das festliche Rot der Rubenspalette entbehrend und, wenn auch sicher vom Meister selbst entworfen, von Schülerhänden ausgeführt. — Ganz eigenhändig ist dann aber wieder das dritte Rubensbild, „Die heilige Familie“ aus dem Jahre 1633, ein Werk voll zarter Anmut und Farbenschönheit. Joseph, stiefmütterlich in die Ecke gedrängt wie einst auf mittelalterlichen Tafeln, darunter Elisabeth mit dem Johannesknaben, der einen bunten Vogel an langer Schnur aufflattern läßt, und neben diesen rechts, zwei Drittel des Bildraums füllend und dadurch ihren gegenständlichen Vorrang betonend, die Jungfrau mit dem Kinde. Das Ganze so klar und übersichtlich wie ein Relief. — Ebenso wie Rubens, der vier Jahre lang bei Adam van Noort in der Lehre gewesen, gehört auch der Flame Jakob Jordaens zu den Schülern desselben Malers. Auch von ihm besitzt das Kölner Museum drei große Werke. Während aber Rubens eine wesentliche Bereicherung seiner Kunst durch den langen Aufenthalt in Italien erfuhr, merkt man es dem Mitschüler Jordaens an, daß dieser die Heimat nie verlassen hat. Seine Kraftnatur und Freude am Lebensgenuß kommt vielfach zu derberem Ausdruck als bei Rubens, und selbst an unserem Bild „Der gefesselte Prometheus“ ist die Distanz zwischen den beiden Malern deutlich erkennbar. Weniger beeinflußt und im höchsten Grade bewundernswert sind die beiden Bildnisse des Jan Wierts und seiner Frau. Mag auch ihre echt flämische Körperfülle die Dargestellten etwas steif und übersättigt erscheinen lassen: das Licht, das Jordaens durch die Bilder

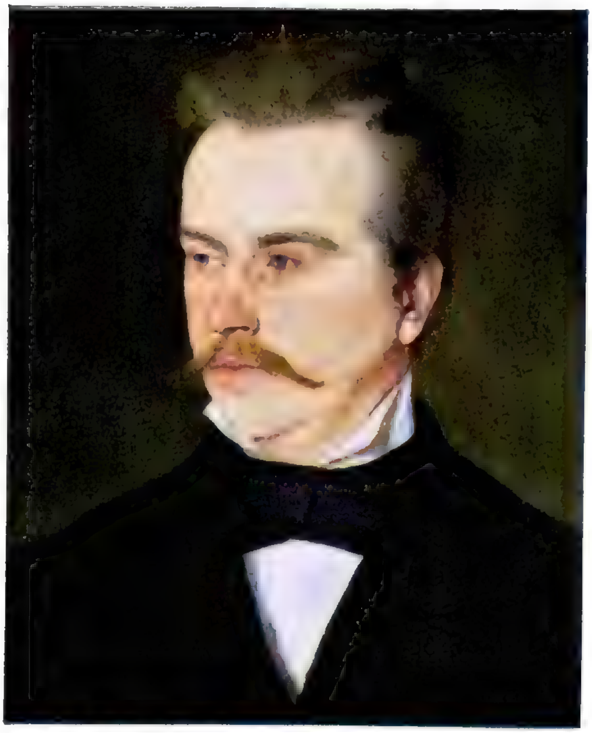
Hauskonzert. Gemälde von Johann Peter Hasenclever. 1810—1853



Die Kokotte
Gemälde von Wilhelm Leibl
1844—1900

dem Himmel einen überwiegenden Raum zuteilt. Man hält sich streng an die Natur des flachen Landes und der mit diesem Lande verwachsenen Menschen, und aus dieser Natur ist die ganze Gegensätzlichkeit zum Charakter der üppigen, oft lauten, großartigen und bunten flämischen Kunst zu erklären. — Leider fehlt einstweilen Rembrandt in unserer Galerie. Seine Nähe ist am stärksten aus dem großen Bilde „Esther und Ahasver" von Jan Victors zu spüren. Der Rembrandtschüler hat, die Art seines Meisters übertreibend, die Wirkung der Szene ganz auf den theaterhaft gesteigerten Kontrast von Hell und Dunkel gestellt, des Lehrers goldbraune Töne und die Vorliebe für reichgeschmückte orientalische Gewänder übernommen, ja sogar in der Komposition sich genau, nur im Spiegelsinne, an das Vorbild Rembrandts von 1660 (im Moskauer Museum) angelehnt. — Mehr Interesse beim Publikum findet gewöhnlich das liebenswürdige „Kinder-

fluten läßt, und die saftige Wärme seiner Farben lassen alles vergessen, was nur mit dem Gegenstand und nichts mit der Kunst zu tun hat. — Auch die große dekorative Wirkung des Stillebens von Frans Snyders kommt von Rubens her. Unser „Früchtestück" auf dem roten Tischtuch, eines der schönsten und besterhaltenen Werke des Meisters überhaupt, zeigt deutlich, welchen Aufstieg dieses Thema seit Beuckelaer genommen hat. Und in gleicher Weise läßt sich an vorzüglichen Beispielen die Entwicklung der flämischen Landschaftsmalerei verfolgen, die soviel Wert legt auf Inhalt und Reichtum, auf phantastische Stimmung und stufenweise geordnetes Licht. Fast immer spielt die Staffage eine erzählende, den Genuß der Landschaft einschränkende Rolle. Aus den gleichzeitigen Landschaftsbildern der Holländer spricht mehr Liebe zur engeren Heimat, Freude am gewohnten Blick über die weite Ebene, deren Horizont tief liegt und



Bildnis des Malers Fischer
Gemälde von Wilhelm Leibl. 1844—1900

Jägerrast. Gemälde von Christian Kröner. 1838—1911

bild“ von Jakob Gerritsz Cuyp, dem Vater von Aelbert. Es nimmt dem Rokoko das Thema des kleinen Schäfers und der Schäferin, zugleich aber auch der Biedermeierzeit die Harmlosigkeit der Wiedergabe vorweg. Der Knabe und das Mädchen, ein Lamm streichelnd, füllen fast den ganzen Bildraum aus und bewirken dadurch einen Eindruck von Monumentalität, wie er auf holländischen Gemälden nicht häufig vorkommt. Das Bild entzückt in allen Teilen: sogar Nebensächliches wie der junge Hund im Vordergrund und die Landschaft mit Kühen im Hintergrund sind mit der gleichen Liebe gemalt. — Es würde zu weit führen, hier auf die kleinen Meisterwerke von Terborch und Ostade, van Goyen und Ruisdael, auf die Seestücke und Bildnisse einzugehen, nur das große Bild der „Gefangennahme Simsons“ von dem Leidener Meister Jan Steen mag noch erwähnt sein als einer der Anziehungspunkte der Galerie. Diese Beliebtheit ist in erster Linie dem Motiv und seiner unterhaltsamen Darstellung zu verdanken, und man versteht es heute kaum, daß Steens Bilder zu Lebzeiten des Malers nur jämmerlich bezahlt wurden. An Reichtum der Erfindungsgabe steht dieser Künstler in Holland neben Rembrandt einzig da. Erstaunlich ist, wie er auch unser biblisches Thema um tausend Beobachtungen aus dem täglichen Leben bereichert. — Im Saal des 18. Jahrhunderts beanspruchen das meiste Interesse die Werke der beiden Rheinländer Anton de Peters und Januarius Zick. Peters nahm in Paris die Richtung Fragonards an und kehrte erst nach der Revolution in die Heimatstadt zurück. Neben den Ölstudien, die Leben haben und großen Geschmack der Farbe, fällt das Bildnis des jungen Wallraf, des Museumsbegründers, bedeutend ab. Zick kam von München und wirkte von 1760 an bis zu seinem Tode in Ehrenbreitstein, von wo er die Malerei am Rhein nachhaltig beeinflußte. Die neuerworbenen Bilder „Anbetung der Hirten“ und „Christus am Ölberg“ veranschaulichen gut seine kleinlich-graziöse, malerisch sehr kultivierte und ausdrucksinnige Art. Aus seiner Schule ging auch der Kölner Maler Caspar Benedikt Beckenkamp hervor, der bereits in das kommende Jahrhundert weist und darum in der Galerie des 19. Jahrhunderts Aufnahme fand.

Am Eingang des Mittelgeschosses öffnen sich — mit Absicht außerhalb der historischen Reihenfolge — zunächst zwei Säle mit Bildern und Studien von Wilhelm Leibl. Der große Sohn Kölns sollte gebührend hervorgehoben und in das beste Licht gestellt werden; und unser Museumsgebäude ist leider nicht gesegnet mit hellen Räumen, die dem grauen Klima hinlänglich Rechnung tragen. Nicht weniger als 30 Gemälde und bildhafte Ölstudien des Meisters nennt die Kölner Galerie ihr eigen. Fast jedes Jahr zwischen 1865 und 1899 ist charakteristisch vertreten. Schon die Kopie, die Leibl, einundzwanzigjährig, nach einem Bildnis des Simon de Vos schuf, überrascht durch ihre Sicherheit und Frische. Ein Jahr später malte er den Vater, den damals dreiundachtzigjährigen Kölner Domkapellmeister, erstaunlich weich und zurückhaltend, noch ohne Kühnheit zwar, aber mit der Selbst-

Parkszene. Gemälde von Ernst de Peerdt. Geb. 1852

verständlichkeit eines Längstgereiften. Der Künstler hat dieses sein erstes Meisterwerk im Jahre 1868 dem Museum seiner Vaterstadt geschenkt. Kurz vor Kriegsausbruch war Leibl in Paris, und aus diesem Jahr stammen der zu Unrecht so genannte „Revolutionsheld" — eine Zigeunerin, flott und breit gemalt wie von Frans Hals —, die „Kokotte" und „Die alte Pariserin". Vor der altmeisterlich fein ausgeführten „Kokotte" hat man wiederholt an Jan Vermeer erinnert; der Vergleich ist zum mindesten lehrreich. Was jedoch den französischen Einfluß anbelangt, den Leibl in seiner frühzeitigen Bewunderung für Courbet und im Verkehr mit diesem Künstler äußerlich, aber auch in der Malweise seiner „Pariserin" geistig bestätigte, so entzog er sich diesem, nach Deutschland heimgekehrt, nie ganz. Namentlich aus unausgeführten Arbeiten der nun folgenden Münchner Zeit wie der temperamentvollen „Konzertstudie", aber auch aus dem großen Auftrag des Bildnisses Pallenberg sen., eines Kölners, sprechen uns die unverkennbaren Vorzüge der damaligen westlichen Kultur an. Der Dargestellte hat das Bild, dessen Impressionismus ihm wohl zu wenig ins einzelne ging, jahrelang auf dem Speicher seiner Möbelfabrik versteckt, bis Andreas Achenbach es von da hervorholte; und heute verehren wir in diesem Bildnis eines der hervorragendsten deutschen Meisterwerke des 19. Jahrhunderts! Aber Leibl selbst scheint mit dem Ergebnis nicht restlos zufrieden gewesen zu sein, denn bald nach dem ebenso dunklen großen Genrebild, der „Tischgesellschaft", die er unvollendet ließ, ging er zum Problem der äußersten Realistik über und schuf, nachdem er von München aufs Land gezogen war, Dinge wie unsere kostbare Neuerwerbung, das Porträt des Malers Fischer. In dieser klaren Sachlichkeit berührt er sich mit dem jüngeren Holbein. Die imponierende Ruhe, das innere Leben und die unübertreffliche Beherrschung des Stoffes machen dieses Werk zu einem Höhepunkt in Leibls Entwicklung. Doch kaum hatte er diese Höhe erreicht, da wechselt er wiederum seine Ausdrucksart. Es kamen die für den Künstler unbefriedigenden achtziger Jahre, an deren Ende er das Wildschützenbild in Stücke schnitt, wovon das Kölner Museum noch ein Bruchstück bewahrt. In den neunziger Jahren aber knüpfte Leibl wieder an die frühere Vorliebe für Innenraumschilderungen an, die Bauern im gedämpften Licht der Stube zeigen und Blicke aus dem Fenster ins helle Grün. Die stille Sprache der Bilder „Bauernjägers Einkehr", „Mädchen am Herd" und „Küche in Kutterling" wird jedem, der sich mit diesen Werken vertraut macht, unvergeßlich bleiben. Gegen Ende wird die Farbe immer aufgelöster, weicher. Die Befreiung von den Sorgen des Alltags, die er dem Berliner Mäzen E. Seeger verdankte, verlieh seiner Kunst neue Kräfte. Die Bilder „Mädchen am Fenster" und „Mädchen mit Samtmütze", beide das gleiche Modell wiedergebend, zeigen den Meister noch ein Jahr vor seinem Tode wieder bei glücklichstem Gelingen. Leibl starb 1900 zu Würzburg.

An diese Ehrensäle für den Sohn der Stadt schließt sich nun die eigentliche

Die Tochter des Künstlers zu Pferde. Gemälde von Max Liebermann. Geb. 1847

Galerie des 19. und 20. Jahrhunderts an, beginnend mit den Klassizisten und Romantikern, endend mit der Malerei und Plastik von heute.

Der Rheinländer Karl Begas hat einen Teil seiner Jugend in Köln zugebracht und hier im Jahre 1821 das etwas befangene, aber farbig so reizvolle „Gruppenbild seiner Eltern und Geschwister" gemalt, auf dem er auch sich selbst, siebenundzwanzigjährig, rechts am Rande stehend, dargestellt hat. Durchs offene Fenster sieht man Sankt Andreas und ein Stück vom Dom. — Eine fast unzeitgemäße Monumentalwirkung hat neben diesem kleinfigurigen und kleinbürgerlichen Bild von Begas das 1826 gemalte Gruppenbild von Moritz Oppenheim: „Die Brüder Jung mit ihrem Erzieher Ackermann". Hier tritt das Konstruktive und Gestellte weit zurück hinter der zufällig erscheinenden zwanglosen Verteilung und der geistvollen Charakteristik der Personen. Der kluge Kopf Ackermanns, den später sein Idealismus zur Beteiligung an den Barrikadenkämpfen des Revolutionsjahrs hinreißen sollte, steht souverän zwischen den Gesichtern der drei Jungen, die beim Nachdenken über eine botanische Frage die verschiedensten Grade von Auffassungsgabe verraten. — Joh. Anton Ramboux aus Trier wurde 1843 Konservator der Wallrafschen Sammlungen und blieb in Köln bis zu seinem Todesjahr 1866. Seinen beiden Bildern „Adam und Eva" und „Die Brüder Eberhard" sieht man aber an, daß sie vorher, noch während Ramboux' römischem Aufenthalt entstanden waren, da er sich im Verkehr mit den dort lebenden deutschen Künstlern bildete und deren religiös-patriotisches Streben übernahm. Dem Kreis seiner Bekannten gehörte auch Julius Schnorr von Carolsfeld an, dessen „Maria mit dem Jesusknaben" von 1820 ein besonders liebenswürdiges Beispiel für den künstlerischen Geist der Deutsch-Römer bietet. — Den folgenden Saal beherrschen, durch ihr riesiges Format auffallend, zwei kölnische Familienbilder, das eine von dem aus Koblenz zugewanderten Simon Meister, 1834 gemalt, das andere von dessen Schüler Wilhelm Kleinenbroich, einem Kölner, drei Jahre später entstanden. Der Zusammenhang gibt sich im schöngepflegten Handwerk wie auch in der ganzen Anlage kund. In beiden Fällen steht eine kinderreiche Familie, als Pyramide angeordnet, im hohen Rahmen; einmal läßt im Hintergrund eine Nebenwand, das andere Mal ein großer grüner Vorhang links in der oberen Ecke Raum für den Ausblick auf eine bekannte Kölner

Stierkämpfer. Terrakotta von Manolo
Geb. Cuba 1870

Kirche offen. Nur ist Meister in seinen Farben reiner und im Aufbau gedrängter, Kleinenbroich koloristisch zurückhaltender und in der Komposition gelockerter. Immerhin, diese beiden letztjährigen Neuerwerbungen bilden einen vielversprechenden Anfang, endlich neben den Kunststätten Berlin und Hamburg nun auch eine Vorstellung vom damals malenden Köln zu geben. Eine größere Kunstschau der Wallraf-Richartz-Gesellschaft soll das wenig bekannte Bild aus der guten, alten Zeit noch im nächsten Jahr nach Möglichkeit erweitern.

An des braven Kölner Malers Egidius Mengelberg Wallrafbildnis vorüber begeben wir uns zunächst ins Dachgeschoß, wo die übrigen rheinischen Maler unter Führung der Düsseldorfer Akademie vereinigt sind. Von den Riesenformaten sind freilich in den letzten Jahren viele für einige Zeit ins Magazin gewandert. Es genügt, wenn das Historienbild mit drei statt mit dreißig großen Beispielen vertreten ist. Und bei den Landschaften von Lessing, Schirmer und Scheuren kann man hier die unwiderlegliche Feststellung machen, daß ihre Studien und kleinen Formate weitaus besser sind als die großen. Das gilt ebenfalls von Andreas Achenbach, indes sein jüngerer Bruder Oswald malerisch kaum je versagt, seien die Maße seiner Leinwand, wie sie wollen. Allerdings gibt es weniger trockene Bilder von ihm als unser „Castel Gandolfo". Selbst der Tiermaler Christian Kröner ist von wirklicher Bedeutung, solange sein Jägerauge die Landschaft frisch vor der Natur abliest, statt im Atelier nachzuerleben und zu sezieren. Und wie köstlich, ganz abgesehen von ihrem Humor, rein als Malerei und Äußerung künstlerischer Leidenschaft betrachtet, ist die neuerworbene Studie „Hauskonzert" von Joh. Peter Hasenclever verglichen mit den figürlichen Farbenphotos eines Hubert Salentin oder Benjamin Vautier! In unserem Hasenclever von 1850 scheinen sich Daumier und Menzel zu begegnen. Übrigens sei an dieser Stelle auch einmal für das vom Publikum so sehr geliebte und von Kennern gern geschmähte Bild „Sommernacht am Rhein" von Christian Böttcher eine Lanze gebrochen. Auch dieses ist Düsseldorfer Erzeugnis, aber

Torso. Bildwerk von Wilhelm Lehmbruck
1881—1919

Brücke von Arles. Gemälde von Vincent van Gogh. 1853—1890

man darf nicht vergessen: von 1862! Und es hat über die romantische Rhein- und Bowle-Stimmung und über den Beigeschmack sentimentaler Erzählerkunst hinaus in der Verteilung der Massen und des Lichts genug der künstlerischen Vorzüge, um es gegen den Vorwurf des Kitsches zu behaupten. Freilich, als kleine Hasencleverstudie wäre auch dieses Werk erfreulicher! — Im Endraum des Dachgeschosses sind die letzten Jahrzehnte rheinischer Malerei von Gebhardt und Neven Du Mont bis zu Campendonk und Hoerle zu verfolgen, viel Gutes, zuweilen auch über die heimatliche Bedeutung nicht Hinausragendes, aber immer irgendwie geschmackvoll oder im besten Sinne dekorativ.

Ins Mittelgeschoß zurückgekehrt hat man zunächst den großen Saal mit der Malerei der siebziger Jahre vor sich, also jener Jahre eines raschen wirtschaftlichen Aufstiegs, der die Lebenshaltung des deutschen Bürgers in einem Tempo förderte, mit dem die Aneignung persönlicher Kultur nicht immer gleichen Schritt halten konnte. Künstler, die den Wünschen des neuen Reichtums entgegenkamen und Sittenbilder malten für den Salon, wie Defregger, Munkacsy und Grützner oder virtuose Bildnisse wie die von Lenbach (Bismarck, Leo XIII.), gelangten zu einer übertriebenen Wertschätzung, neben der die wirkliche Meisterschaft still nur für ihre Kunst schaffender Maler kaum aufzukommen vermochte. Bilder des Leiblkreises, die besser gemalt als unterhaltend sind, spielen auch heute noch für die große Masse der Museumsbesucher eine untergeordnete Rolle; das Stilleben von Ch. Schuch und die Bilder von W. Trübner erschließen sich im allgemeinen nur denen, die es verstehen, Qualität über den Inhalt zu stellen. Arnold Böcklin, der einmal Schirmer-Schüler in Düsseldorf gewesen, ist hier mit dem Phantasiestück „Burg am Meer" nicht gerade vorteilhaft vertreten, aber die märchenhafte Heiterkeit seiner Farben stellt in diesem Saal alle übrigen Bilder mit ihrem braunen Atelierton in den Schatten.

Es folgen zwei Säle mit den Meistern des deutschen und französischen Impressionismus. Wir sehen die aufregend hingegossene Landschaft voll schwerer Stimmung, „Aufziehendes Gewitter" von dem jungen Adolf Menzel, und ein Juwel farbiger Glut: die Studie „Mirjam", ein Frühwerk von Anselm Feuerbach aus seiner Pariser Zeit; dann aus der Schule von Barbizon die „Landschaft mit Obstbäumen" von Ch. F. Daubigny, deren Blätterrauschen und Blütenduft ein Lehrbeispiel für die damals in Frankreich aufkommende neue Art des Sehens sind. Und von G. Courbet „Das Picknick", eines seiner bedeutendsten und seltsamsten Werke vom Ende der fünfziger Jahre. Schwermütig, wie seine Landschaften meistens sind, ist auch die Jagdgesell-

Altes Schloß. Gemälde von Maurice Utrillo. Geb. 1883

schaft, die sich hier am Rande eines Baches niedergelassen hat. Gellend tönt der Klang des Waldhorns durch die müde Natur, ausgestoßen von dem Bläser in rotem Rock, der den Brennpunkt der Komposition bildet. Und fesselnd wie dieser Kontrast des Inhalts ist auch die Malerei, die schwerflüssig ist und doch voller Spannungen, rein und blühend, abwechslungsreich und harmonisch. — Gegenüber hängt „Das Ehepaar Sisley“ (1868), von Auguste Renoir, ein Feuerwerk strahlender Farbe, die sanft in dem grünen Parkhintergrund abebbt. Es ist von Interesse, dasselbe Motiv in der fünf Jahre späteren „Parkszene“ des Düsseldorfers te Peerdt damit zu vergleichen, ein Bild, das strenger gezeichnet und härter in der Farbe ist und die Verschiedenheit zweier Nationen offenbart. Von ihm führt an den verspäteten Romantikern und Idealisten Hans Thoma und W. Steinhausen vorüber der Weg zum Impressionismus eines Max Liebermann, der mit fünf Werken, darunter der kraftvoll und treffsicher hingehauenen „Judengasse in Amsterdam“, gezeigt wird. Aber Liebermann, Max Slevogt („Kürassier“) und sogar der alte, in seiner Malweise so junge Lovis Corinth („Blumenstück“) haben neben der Franzosenwand, auf der außer Renoir, Paul Gauguin, André Derain, der frühe Vlaminck, Utrillo und Vincent van Gogh vereinigt sind,

Alte Bäuerin. Gemälde von Paula Modersohn-Becker 1876—1907

einstweilen einen schweren Stand. Die Gnade jener leichten Selbstverständlichkeit des Hinsetzens von Farbe ganz aus dem Gefühl heraus ist ihnen nicht gegeben. Der nachdenklichere Deutsche hat Hemmungen des Handwerks zu überwinden und kommt im folgenden Saal der Neuen Kunst, wo Picassos faszinierende „Familie Soler“ als Qualitätsmaßstab hängt, besser auf seine Rechnung. Neben den bekannten Malern der „Brücke“ und neben Ferdinand Hodler, Karl Hofer, Purrmann und Großmann sind es namentlich zwei Gemälde, die charakteristisch sind für die Gegenwart: Die Winterlandschaft „Dent du midi“ von Oskar Kokoschka und das „Elternbild“ von Otto Dix. Vielleicht gehören diese beiden Jugendwerke zu den wichtigsten Schöpfungen in der heutigen Kunstentwicklung überhaupt, darum sei auf sie hier zum Schluß noch kurz eingegangen. Als der Österreicher Kokoschka unsere Schweizer Landschaft malte (1908), war er zweiundzwanzig Jahre alt. Um dieselbe Zeit hat er auch das bekannte Bildnis einer Herzogin und das des Professors Forel (Mannheim, Kunsthalle) geschaffen, und diese Zeit war die erfolgreichste seiner Arbeit bis heute. Ein junger sensibler Künstler, innerlichst aufgewühlt, ergriffen von den Geheimnissen des Lebens, geht wie ein Chirurg daran, die Dinge ihrer sichtbaren Haut zu entkleiden. Selten ist so spirituell

Das Ehepaar Sisley. Gemälde von Auguste Renoir 1841—1919

Schneelandschaft. Gemälde von Oskar Kokoschka. Geb. 1886

mit Mitteln des Malers die Seele eines Menschen enthüllt worden wie in den damaligen Porträts. Und ebenso legt er die Pulsadern und Nerven der Landschaft bloß. Hier ist alles ganz entgegengesetzt angefaßt und erlebt, als bei den Franzosen, die nur die schöne Oberfläche mit dem Auge streichelten und die Illusion des Natureindrucks unnachahmlich wiedergaben. Kokoschka ergründet die verborgensten Tiefen eines Stücks Natur und bringt seine Empfindungen zum Ausdruck, indem er den Kampf der Wintersonne gegen den Frost, den Trotz der Vegetation gegen die Todesgefahr des Erstarrens, das Klingen von Telegraphendrähten in der kalten Luft und das holprige Knirschen eines Pferdeschlittens zu einer Summe von unterbewußten Wahrnehmungen verschmilzt, auf die jeder empfängliche Beschauer mit angehaltenem Atem reagiert: so stark ist die Kraft dieses Bild-Erlebens, und es war durchaus keine Übertreibung, wenn gelegentlich vor diesem Werk, — das leider vereinzelt blieb, — an Matthias Grünewald erinnert worden ist. — Ganz anders wiederum, aber ebenso unromanisch und deutsch, das Bild von Otto Dix! Das Erregende des Expressionismus ist einer ruhigen Sachlichkeit gewichen. Der Künstler gibt seine Eltern wieder, verarbeitete, verquälte Menschen, deren Ausdruck stumpf ist und deren Glieder ungelenk sind wie Maschinenteile; er malt dies alles schonungslos und ohne Zärtlichkeit, registriert nur Tatsachen. Aber er erhebt die Dingschärfe in eine höhere Sphäre durch seine Kunst. Das grüne verschlissene Sofa und die verwaschene rote Bluse der Mutter sind noch Stücke Stimmungsmalerei, die Dix heute bestimmt ablehnen würde. Darum ist das Bild so wichtig: es enthält zugleich Elemente der Überlieferung sowie die untrüglichen Zeichen für den Anbruch eines neuen Realitätsgefühls und Stilwillens.

An die Gemädesammlung schließt sich neuerdings die lange Seitenlichtgalerie mit Skulpturen und Bildhauerzeichnungen an; Plastik des 20. Jahrhunderts: Barlach, Lehmbruck, Kogan, Maillol, Huf, Fiori, Haller, Kolbe, Manolo und die Sintenis. Und angesichts dieser Reihe ausgewählter Werke, die teils zur Gotik, teils zum klassischen Idealismus neigen, teils innerlicher Ausdruck und teils Kultur der Oberfläche sind, zeigt sich noch einmal deutlich und handgreiflich, wie die verschiedensten künstlerischen Absichten und Ausdrucksformen nebeneinandergestellt doch einen einheitlichen Begriff von der lebendigen Gegenwart vermitteln können, wenn Qualität sie bindet. Nur in diesem Sinne möchte das Kölner Museum sich vervollkommnen: einerseits die Tradition der rheinischen Heimat pflegen, die schon mit der Malerschule des Mittelalters verheißungsvoll begann, und dann Vorbilder aus aller Welt hinzustellen, die den Kunst Schaffenden und Genießenden einen möglichst hohen Maßstab zeigen.

Landschaft. Gemälde von Carl Hofer. Geb. 1878

Das Fest des Fontanara

Novelle von Alexander von Gleichen-Rußwurm

Vor jedem Fest gibt es einen Augenblick, wo die Festgeber harren, beinahe bange harren, nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind und das schöpferische Werk sozusagen in die Geburtsstunde tritt. Denn ein Fest ist ein Werk eigenartiger Kunst, vergänglichster und doch eindrucksvollster Kunst, ein geniales, souveränes Spiel mit Menschen und Dingen; königliche Verschwendung und strenger Geschmack bauen und schmücken den Zauberbau.

Sein Gerüst ist komisch und fast unheimlich wie jedes Gerüst und Gerippe, aber unsichtbar vermöge von Girlanden und Teppichen, von blühenden Blumen und bunten Stoffen, von blühenden Frauen und glitzerndem Schmuck. Es wird erst wieder komisch und unheimlich, wenn das Fest verrauscht ist und die Nacktheit des Gerippes entblößt, abgeschlagen zutage tritt und fortgetragen wird mit letzten daran flatternden Fetzen.

Vielleicht schlich solche Erwägung unbewußt in den Sinn des Festgebers, der erster fürstlicher Gäste gewärtig an der Brüstung der prachtvollen Ehrentreppe lässig lehnte. Schwermut lag in den rassig schönen Zügen des Harrenden. Es war Graf Fontanara, der größte Meister Pariser Feste. Heute (es war im Jahre 1888) hatte er zur Einweihung seines neuen Palastes alles geladen, was Paris an Geist und Glanz besaß.

Irgendwie war es ihm in Erinnerung gekommen, daß seine Vorfahren, die berühmt gastfreien Grafen Fontanara, Freunde der Troubadours, mit den Königen einst wetteiferten in Gelagen und unerhört prunkvollen Gastereien, weit und breit von den Sängern für ihre Milde gepriesen. Lud der König zweitausend Gäste, mußte ein Fontanara deren dreitausend laden zu Lustlager und Turnier in sein Schloß oder prächtiges Gezelt.

Der letzte Nachfahre dieses glänzenden Geschlechts wollte ein Aufflammen der stolzen Pracht von vergangener Zeit. Freilich war vor Jahren der Reichtum entschwunden, die noch erhaltenen Schlösser sahen damals witwenhaft grau darein, alte fromme Damen geisterten in ihren viel zu großen, verwitterten Hallen, es nickten uralte Diener in zerschlissenen Livreen und staubten mit zitternden Händen zerschlissene Seidenmöbel behutsam ab.

Da faßte der letzte Sohn des Hauses, dessen Schönheit und Keckheit den Frauen sehr wohl gefiel, den Entschluß, sich der Neuzeit durchaus anzubequemen. Statt eine fromme, arme Cousine aus altem Geschlecht zu freien und mit ihr in die Verwunschenheit alter ersterbender Schlösser zu ziehen, fuhr er übers Meer und freite im Lande neuen Reichtums, was — es geschah ja noch Mitte des 19. Jahrhunderts — für den Sohn eines solchen Geschlechts unerhört und schier frevelhaft war, eines Neureichen Tochter, die erste Milliardärin, die nach Europa heiratete.

Als Graf Habenichts war Fontanara auf dies Abenteuer gefahren, mit unerhörter Beute kehrte er heim und ließ die Staunenden und Neidischen erfahren, was amerikanisches Geld in seinen Händen vermochte.

Es war ein Aufschäumen reichen Schöpfermutes, ein Geben und Schenken, Bauen und Gründen, ein mächtiges Verschwenden und leidenschaftliches Sammeln seltener Kostbarkeiten, das unter dem Wappenzeichen der aufsteigenden Sonne vor sich ging. Ein Feenpalast stieg empor und heute war das erste Fest, das seine Vollendung feiern sollte.

Aber war es nicht doch zu teuer erkauft?

Denn so beliebt der leutselige Bauherr war, so unbeliebt blieb die Bauherrin, die unnahbare, gleichgültige, spöttisch lieblose Gräfin. Der Warmherzigkeit des jungen Gemahls gegenüber zeigte sie sich kühl und zog sich fremd zurück. Er mochte stürmisch oder zärtlich pochen, sie schloß ihr Herz nicht auf, sondern vorläufig nur ihre Kassette und betrachtete mit beinahe feindseliger Neugier die Wunder, die Fontanaras hochherzige Verschwendung erstehn ließ.

Möglicherweise konnte sie die Herablassung nicht verwinden, mit der sie von seiner verarmten, stolzen Familie empfangen wurde nach ihrer Ankunft in Europa, die feindliche Neugier und wenig verhohlene Kritik seiner Freunde, die über ihre Toiletten und ihren ausländischen Akzent spotteten. Möglicherweise verzieh sie dem Gatten nicht, daß er, heimlich deshalb beschämt, sich auf das äußerste bemühte, sie zur Pariserin zu machen, wenigstens der äußeren Erscheinung nach zu erziehen und durch Entfaltung fabelhafter Pracht seine Heirat in den Augen der veraltet denkenden Verwandtschaft zu rechtfertigen.

Graf Fontanara blickte nach der Uhr.

War Madame de Fontanara unpünktlich, absichtlich unpünktlich? Warum erschien sie nicht? Aus Laune? Aus kränkender Absicht? Ein Glück, daß die sonst so pünktlichen Fürstlichkeiten sich etwas verspäteten, vielleicht waren ihre Equipagen gezwungen, langsam zu fahren wegen der ungeheuren Menge von Zuschauern, die sich ansammelten, um die prächtige Anfahrt der Gäste und später die Beleuchtung von Palast und Garten zu bewundern.

Als Fontanaras Mißmut schon hoch gestiegen war, gingen die goldenen Vorhänge leise auseinander, die zwischen Alabastersäulen schwer herabwallten, und Esther, die Herrin des Hauses, erschien von zartem Lichterspiel umflossen in so berückender Schönheit, daß ihr Gatte einen Seufzer der Bewunderung, der Überraschung, der stolzen Befriedigung nicht unterdrücken konnte und einen Schritt vortrat, sie zu begrüßen.

Sie aber blieb ruckartig wie eine aufgezogene Puppe plötzlich stehen und in ihren Händen, die von Diamanten blau funkelten, lag eine unmerklich leise, doch entschiedene Abwehr, wie auch in der Haltung des wundervollen Nackens.

Bitter dachte Fontanara: ‚Mein und doch nicht mein, diese Schönheit, wie dieser Reichtum, mein und doch nicht mein.“

Fest schloß er die Lippen, die sich zu einem Ausruf des Entzückens öffnen wollten. Sein Stolz bäumte sich auf gegen ihren Stolz, wie ihr Stolz gegen den seinigen.

So standen sie liebeseinsam inmitten des glänzenden Hauses, voll härtester Feindlichkeit. Fontanara, der oft von Esthers Kälte abgedrängt bei anderen Schönen Trost suchte, gestand sich, während er Esther betrachtete: ‚Keine ist so schön, keine so begehrenswert. Keine wäre die würdige Feenkönigin dieses Feenpalastes, keiner gebührte eine Huldigung, wie sie ihr mein Fest heute bieten soll. Ihr fehlt nur eine Kleinigkeit, nur ein Herz.‘

Esther jedoch, die soeben noch gefährlichen Ohrenbläsereien gegen ihren Gatten gespannt und gläubig gelauscht hatte, steifte ihr ganzes Wesen gegen ihn und schwieg, um ihm ja nicht die Freude eines Lobes über Palast und Fest zu gönnen.

Sie war eins mit dem Zauberreich, das ihr Gold und seine Kunst geschaffen, und doch fremd, weil so unendlich gleichgültig. Die Gemeinplätze aus alter Dichtung paßten auf sie: eine grausame, eine unnahbare Göttin, niedergestiegen auf einer Wolke aus irgendwelcher Ferne, voll Hochmut um sich blickend, bereit, sich schnell wieder aus der Nähe der Sterblichen in ihre Wolke zu entrücken, nachdem ihr Anblick verheerend genug auf sterbliche Herzen gewirkt. Ja — so priesen die Dichter einst ihre grausamen Schönen und solcher Preis gebührte dieser Königin des Festes.

Einem Traum schienen ihre tiefentblößten Schultern zu entsteigen, von hochgelocktem Köpfchen gekrönt, so unwirklich bauschte sich das zarte Gewölk des modischen weißen Tülls, durch und durch von Diamanten durchwirkt, endend in beweglicher Schleppe; wie Eidechsen huschen und sich verstecken, huschten und versteckten sich die diamantglänzenden Schuhe im Tüllgewebe.

Krönend schwebte auf den goldigen Locken, die so hoch wie möglich getürmt waren, ein Sternenkranz unendlich kostbarer, sprühender Steine.

Fontanara erinnerte sich, daß Esther, als er sie heimführte, in dem damals noch hochpuritanischen Amerika gewohnt war, sich so steif und brav und unvorteilhaft wie möglich zu kleiden, daß sie purpurn errötete bei der Zumutung des Hofausschnittes, der unverhüllte Schultern und nackte Arme verlangte. Seinem Wunsche folgend, hatte sie diese Scheu abgelegt und war zur tonangebenden Pariser Modegöttin geworden.

Heute . . . Kein Erröten wogte mehr über die Weiße des Antlitzes, obwohl der Ausschnitt viel von der Wonne des Busens ahnen ließ. Die Schnebbentaille zeichnete eine so schlanke Mitte, daß zwei Hände sie wohl umspannen konnten, wie es die Mode eben gebot. Frauen haben ja eine so merkwürdige, schier hexenhafte Anpassungsfähigkeit gegenüber dem Ideal der eigenen Zeit; streng oder neckisch die Züge, schlank oder üppig die Gestalt, wie es das Begehren des Tages erfordert, steigern sie sich in das Bild hinein und werden das geträumte Bild, nach dem das Sehnen der Stunde verlangt. Sie sind eins mit dieser Sehnsucht.

Dies fühlte Fontanara und heftete die Glut seiner Augen, die schon so manches Herz in Brand gesetzt, auf die Göttin des Tages.

Sie empfand es, richtete aber als Antwort ein wenig trotzig das Kinn empor. Das war vielleicht ihr einziger Schönheitsfehler, dieses ausgesprochen herrische Kinn.

Er klammerte sich an diesen kritisch aufsteigenden Gedanken, um der Leidenschaft Herr zu werden, die Esther ihm einflößte, und sagte mit möglichst kühlem Ton in der Stimme: „Ich fürchtete schon, daß sich die Herrin des neuen Hauses verspäten könnte. Es ist jedoch Ihre Pflicht, die Prinzessin von Gaeta und die anderen königlichen Damen, die wir erwarten, hier zu begrüßen, indes ich ihnen einige Stufen entgegengehe.“

„Mit Hofknicks, ich weiß," erwiderte Esther unendlich hochfahrend. „Mein Hofknicks ist neulich von Ihnen sogar gnädig gelobt worden, und ich glaube fast, auch von Ihrer hohen Verwandtschaft. Aber, wer weiß, ob ich mich heute dazu bequeme? Eine Amerikanerin, wie ich, ist heute doch erhaben über Ihre Prinzessinnen."

Ihm entfuhr ein strafendes: „Esther!"

Die schöne Frau ergänzte aber ihr Wort mit quälender Absicht: „Europa wird nichts als ein Warenhaus für uns Amerikaner werden und wir kramen dann verächtlich darin. Anfangs imponierten uns die Curiosa, ein alter Titel, ein alter Schmuck, eine alte Krone und wir boten mit Eifer bei der Auktion. Wer weiß, wie lange uns dieses Spiel noch Spaß macht!"

Fontanara beherrschte sich und suchte den Angriff mit bitterem Scherz zu parieren. „Warum hassen Sie mich so, meine Gemahlin? Weil Sie mich hassen — oder weil Sie mich lieben?"

Auf diese Frage hätte sich Esther vielleicht selbst keine Antwort geben können.

War es Haß aus Haß oder Haß aus Liebe, daß sie so gierig alles einsog, was ihr über die tollkühne Untreue, die Verschwendung, die angeblichen Laster Fontanaras zugetragen wurde?

War es Haß aus Haß oder aus Liebe, daß sie Tag und Nacht sann, ihm weh zu tun, der so stolz und unverwundbar schien? Daß sie schließlich in eine Art von Verschwörung eingewilligt hatte, um ihn plötzlich aus allen Himmeln zu stürzen?

Sie blickte auf und ab an seiner Gestalt, die so rassig und geschmeidig, so stolz und vollkommen vor ihr stand, daß sie den Gewöhnlichen und Gemeinen gegenüber schon wie eine Beleidigung wirkte, sie prüfte ihn mit dem wilden Wunsch, die Gestalt dieses Hochmütigen zum Knicken und Knien zu bringen. Ihr geschminkter Mund öffnete sich über dem Blitzen der raubtierhaft vollkommenen Zähne und sie murmelte fast hörbar: „Mein, in meiner Macht. Mein Geld kann alles, auch das, auch das!"

Allein das heimlich Furchtbare im Zusammensein der feindlichen Gatten wurde jetzt unterbrochen durch den Beginn des Festes. Musik überfiel die Gäste — man wußte nicht recht, woher sie kam — die wachsende Zahl der Gäste, die nicht ohne eine gewisse Scheu die ungeheuere Marmortreppe aus glattestem roten Marmor würdig zu bewältigen suchte, spießrutenlaufend zwischen den aufgestellten Dienern, deren Puderperücken und reichgalonierte Livreen sich der besonderen Vorsorge Fontanaras erfreut hatten. Nicht weniger als fünfhundert Lakaien waren damit ausgestattet, der noch reicher livrierten Oberdienerschaft nicht zu gedenken.

Die Galawagen — es war zwanzig Jahre vor dem Aufkommen des Automobils — standen in Reihen, einer hinter dem anderen, und die Zuschauer hatten reichlich Muße, die edelsteingekrönten Häupter der Damen darin nicken und glänzen zu sehen. Weiß leuchteten die durch Schminke, deren sich alle gleichartig bedienten, gleichartig anmutenden, kostbaren, hochmütigen Gesichter aus Pelz und Federn hervor. Zuweilen lockerte sich eine Umhüllung, ein weißer Nacken wurde sichtbar in Gefangenschaft seiner Perlenschnüre, und mancher Blick aus der Menge haschte nach Schätzen und Schönheit, die unnahbar waren, mit haßerfüllter Gier.

Dann bewegten sich die Wagen langsam, ruckweise vorwärts, als zögen sie nicht etwa die stilisiert prächtigen Pferde, sondern die Musik, die willkommenheißend dem Zauberpalast entschwebte, zu dessen Pforte hin.

Eingedenk, die vielgefeierte, märchenhafte Gastlichkeit der fernen Vorfahren zu übertreffen, hatte Fontanara fünftausend Einladungen ergehen lassen. Davon machten vielleicht tausend keinen Gebrauch. Immerhin mußten Herr und Herrin des Hauses Tausende von Lächeln aufwenden, auch wenn ausschließlich besonders hochgeehrte Gäste ein einzelnes Lächeln erhielten und die meisten nur gruppenweis verteiltes Lächeln, das gleich mehreren zusammen galt.

Trotz ihrer revolutionären Rede stellte sich Esther als Herrin des Hauses ein und empfing die Gäste korrekt an der Seite des Gatten. Ihr Lächeln funktionierte kühl, aber es funktionierte. Sie stand in der Nähe der Treppenbrüstung aus vergoldetem, geschmiedetem Rosengezweig, einzelne besonders hervorragende Damen mit Nicken und Händedruck begrüßend, während diese in konventionelles Entzücken gerieten über die aufgebotene Pracht des neuen Hauses.

Irgendwie wurde jedoch das Wort des ebenfalls anwesenden chinesischen Gesandten kolportiert, der bemerkt haben sollte: „Bei uns in China heißt es, male dein neues Haus rosenfarb, der böse Geist wird es schon anders malen."

Fontanara stieg regelmäßig einige Stufen hinab, um die ankommenden Fürstlichkeiten zu empfangen, die gerade in Paris weilten, und nach der alten spanischen Etikette gingen denselben höhere Chargen der Dienerschaft voraus, schwer silberbetreßt, mit sichtlich schweren silbernen Leuchtern, deren Wachskerzen brannten, in Händen.

Und Esther konnte nicht anders, als den eingelernten Hofknicks zu machen, angesteckt von den Damen um sie her, die tief in ihre herrlich gebauschten Röcke versanken.

Die Prinzessinnen nickten und lächelten, um sie herum entstand Platz, indes trotz der Geräumigkeit des ersten Saals den Wänden entlang sich schon ein Gedränge bildete und das Gemurmel der vielen Stimmen so laut wurde, wie eine Brandung, die an die goldglänzenden Wände schlug und von ihnen zurückgeworfen weiter tönte.

Bei Gelegenheit eines kleinen Unfalls verstärkte sich diese Brandung. Eine alte Herzogin glitt auf dem spiegelglatten Boden aus und verstauchte sich den Fuß. „So etwas bringt kein Glück," murmelte es in der Menge nicht ohne Schadenfreude.

„Heißt es nicht," so wurde entgegnet, „dieser Palast hat mehr gekostet, als die ganze Amerikanerin wert ist, die Bilder, die Kristallüstres, die Möbel, die aus den berühmtesten Schlössern gesammelten Schätze seien alle noch gar nicht bezahlt."

Jemand, der Fontanara darüber befragte, „um dem Gerücht entgegenzutreten," erhielt die Antwort: „Freilich sind meine schönen Sachen nicht bezahlt, denn sie sind unbezahlbar."

Als er dies hörte, meinte Arthur M . . ., der Herausgeber des damals führenden Organs der eleganten Welt, des „Figaro": „Sollten Gräfin Esther und ihre Familie und die Händler, die alles geliefert haben, sich mit diesem Wortspiel begnügen?" Er war Fontanara feindlich gesinnt, da dieser einmal seinen Hochmut gekränkt hatte. Der bekannte Literat schien ganz Glatze, rosige Glatze. Man mußte erst mühsam von seiner Glatze, die so vordringlich war, abstrahieren, um zu merken, daß er ganz kleine, sehr kluge, ewig zwinkernde Äuglein besaß und eine Art Kußmäulchen, in Wangen gebettet, die ebenso glattrosig glänzten wie die Glatze. Das große Lichterspiel des Festes schien es besonders darauf abgesehen zu haben, gerade auf Arthurs Haupt zu strahlen. Unwillkürlich blickte man auf ihn und hörte auf ihn.

Jetzt bot Fontanara der Prinzessin von Gaeta, der vornehmsten unter den königlichen Damen, den Arm zum Rundgang durch die zum erstenmal sich öffnenden Säle, in denen es schier verwirrend von seltenen Kostbarkeiten schimmerte, und erklärte mit Geduld der etwas tauben alten Dame im Brüsseler Spitzenkleid, das schon leicht altmodisch wirkte, die Allegorien der Künste, welche die Wände schmückten.

Indes die Festgäste langsam dahin wandelten dem langsam voranschreitenden Paare nach, fielen Rosenblätter leise auf sie nieder, weiße im ersten Saal, gelbe im zweiten, hellrosa im dritten und dunkelrote im vierten großen Raum.

Dazu bemerkte Arthur M . . . sofort: „Ich hoffe, der Protz denkt nicht, uns unter Rosen zu ersticken, wie der römische Kaiser — Heliogabal . . . oder war es Nero? — mit seinen Gästen verfuhr."

Aber der Rosenregen rieselte nur zart und die Blätter nisteten sich neckisch in Tüll und Gaze der duftigen Roben oder wurden ein wenig unwillig heruntergefegt, wo sie auf einer Uniform oder dem Schwarz des Frackes kleben blieben.

„Gibt es auch etwas zu essen oder nur zu schauen?" meinte irgend jemand ungeduldig.

Doch schon kreisten Becher, Schalen und Schälchen, die in der Tat unbezahlbar sein mochten, mit Früchten, wie man sie in Paris noch nicht gesehen, und anderen eigenartig leckeren Dingen.

Unterdessen erreichte man das Ende der langen Flucht.

Hier begrüßte die Gäste eine stattliche Anzahl von Harfen, an denen Harfenistinnen saßen, die gleich Engeln gekleidet zarteste Arpeggien erklingen ließen. Unter deren Akkorden, die etwas so erwartungsvoll Majestätisches hatten, daß die Brandung des wogenden Gesprächs einen Augenblick ebbte, öffnete sich mit einemmal lautlos die Längswand des Festsaals. Ein überraschter Aufschrei empfing die Überraschung. Statuengeziert führten Stufen abwärts zu einem unbekannten, lichterglänzenden Wasser, das Lustbarken wimmelnd belebten.

Dies war der erste Plan des Bildes. Abgeschlossen war es scheinbar durch einen Garten von Edelsteinen, denn die Festbeleuchtung war so überraschend durchgeführt, von buntglänzenden Fontänen durchschimmert, von Lichtarabesken durchflochten und durchwoben, daß die Kulissen des Gartens, flimmernd in Bewegung, bunt durcheinander spielten und jenes Märchengeheiß erfüllt war: lebende Blumen. Faltern gleich bewegten sich Elfen und schüttelten lichtsprühende Schwingen. Nixen tanzten von Boot zu Boot und mitten im Feuerwerk, das sich jetzt entfesselte, flogen weiße Schwäne schreckhaft verwunschen.

Auf diese weißen Schwäne war Fontanara besonders stolz. „Ihrer sind fünfundzwanzig," berichtete er der Prinzessin, aber es schienen viel mehr zu sein, so unablässig flogen und stoben und kreisten sie umher, aufgescheucht durch Raketen und Feuerbälle, ihre hellen Schwingen widerleuchtend in phantastischem Farbenspiel.

Jetzt überwog das Kindliche des Publikums über die grundsätzlich neidische Kritik. Die Schwäne siegten für Fontanara. Ungeheuerer Jubel brauste, man sah alte Senatoren in die Hände klatschen, selbst Arthur M . . . fand ein herablassend erfreutes Lächeln, und einen Augenblick ruhten die schlimmsten Zungen von Paris.

Nixen und Elfen verteilten Geschenke unter die Gäste, Kobolde boten in seltsamen Gläsern süßen, starken Wein.

Die Lust am Schönen, am Glänzenden, die Bezauberung des Märchens ließ Tausende von Wangen glühen. Eine berühmte Schönheit suchte unauffällig im Gedräng Fontanaras Hand zu fassen, eine andere lächelte ihm vielversprechend zu.

Doch plötzlich . . . stimmte es etwa mit dem Verknistern des Feuerwerks und dem endgültigen Entfliehen der Schwäne? . . . ging ein feindliches, geheimnisvolles, unfaßbares Etwas durch die Menge. Es entstand eine beängstigende Stille. Dann drängte man panikartig, als sei das schöne Haus plötzlich irgendwie bedroht.

Wo es zum Stillstand kam, flüsterte es leis, Gruppen bildeten sich mit erschreckten Gesichtern, man las verstohlen irgend etwas, gab es weiter von Hand zu Hand. Schadenfreude, gemischt mit Schreck, malte sich auf den Mienen, Köpfe wurden geschüttelt, Schultern hochgehoben, entblößte Schultern, befrackte Schultern, es tuschelte, es flüsterte.

Dazu spielte noch immer Musik, Erfrischungen wurden gereicht, doch man wehrte die köstlichsten Dinge ab wie eine Zudringlichkeit, denn was sollte noch munden nach der unerwarteten, für viele Gaumen unübertrefflich schmeckenden Würze von Fontanaras Fest — die sub rosa verbreitete, rasch unbarmherzig um sich greifende Nachricht von Fontanaras Skandal.

Die Blätter, die ihn brachten, gerade an diesem Abend brachten, waren irgendwie eingeschmuggelt, vielleicht zuerst von Arthur M . . in geschützter Ecke vor kleinem Kreis kommentiert worden. Nun wuchs und wuchs die Stimme des Klatsches.

Latenter Neid, der solange schon gegen den Gastgeber unter der Asche geglüht, bekam Luft, sprühte zur Flamme auf, legte sich wie dicker Rauch in den Saal.

Wer hörte oder gar las, wie es um Fontanara stand, strebte zum Ausgang, suchte Abschied zu vermeiden, flüchtete feig.

Fontanaras amerikanische Verwandte, der Schwiegervater, der Schwager waren plötzlich unerwartet in das Fest getreten mit groteskem Schauer wie Banquos Geist, wie der steinerne Gast an Don Juans Tafel.

So hieß es. Sie forderten Rechenschaft über die vergeudeten Millionen, sie hatten ausgerechnet, was Fontanara — Don Juans unzählige Liebschaften, was seine unzähligen Spielernächte angeblich kosteten. Sie hatten ihn einen frechen Abenteuerer und Grafen Habenichts genannt und ihm gedroht, ihn seine eigene stolze Treppe hinunterzuwerfen, bettelarm zu verstoßen. So raunte, so munkelte man, so hatten es die Blätter vorausverkündet.

Die vielfach betrogene Frau hatte ihre Leute aus dem fernen Westen nach Paris beschworen, sie möchten unauffällig, heimlich, überraschend erscheinen, um sie an dem Betrüger zu rächen, sie von dem Wüstling befreien, ihn beschämen, ihn verjagen.

Tatsächlich war Fontanara nirgends mehr zu erblicken.

Zuletzt hatte man ihn bemerkt, angesichts einiger amerikanisch aussehender Herren; bestürzt habe er sich mit diesen zurückgezogen in irgendein entlegenes Gemach, die Gäste ihrem Schicksal und ihrer namenlosen Neugier überlassend.

Esther war von einigen kühn vordringenden Freundinnen oder Pseudo-Freundinnen befragt worden, ob es wahr sei, daß sie gedenke, sich von Fontanara scheiden zu lassen.

Sphinxhaft lächelnd antwortete sie: „In der Tat — allerdings — ohne Zweifel,“ und lauschte nur wie von ferne dem affektierten Bedauern, das ihr zuteil wurde, bis auch sie irgendwie im Gedränge verschwand und nicht mehr gesehen wurde.

In dem fernen Gemach, in dem Fontanara stand vor seinen amerikanischen Verwandten und den von ihnen mit herüber genommenen Anwälten, die trotz des Festes Ledermappen, berstend von feindlichen Papieren, unter dem Arm trugen, klang fern und seufzend noch etwas von der Festmusik, die programmäßig weiterspielte.

Ihre Modewalzer, schmachtend und süß, waren eine seltsame Begleitung der scharfen und nüchternen Worte der eingedrungenen Herren, die den Gastgeber mit Zahlen überfielen, auf Delatorenklatsch eifrig pochten und ihn zu übertölpeln, niederzurennen suchten.

Fontanara konnte ihnen mit Recht erwidern, daß die Altertümer, die er verständnisinnig gesammelt und die seine Gegner verachteten, — denn die Mode des Sammelns war noch nicht verbreitet und namentlich nicht bis Amerika vorgedrungen — ein ungeheueres Vermögen darstellten, neugewonnen für Esther.

Solcher Überhebung lachten sie grimmig, nannten sie Irrsinn und erklärten, sein Tag

sei zu Ende. Auf Wunsch Esthers sei längst alles nötige Material gesammelt worden, um die Scheidung zu rechtfertigen, die sie beantragten, und der gräfliche Gemahl der schönen Esther könne sich als seines Postens enthoben betrachten.

Fontanara antwortete hochfahrend: „In diesem Augenblick bin ich hier noch Hausherr und kann daher meine verehrten Festgäste hier und heute nicht ohrfeigen, noch dies hier und heute von meinen Lakaien besorgen lassen. Aber es wird besorgt, von mir und meinen Lakaien je nach Ihrem Rang und Stand, meine Herren. Ich habe noch Leute, die zu mir halten, Leute, die ich von klein auf gekannt, Bauernsöhne aus meiner Heimat, aufgewachsen nächst meinem ruinenhaften alten Schloß. Diese sind gewiß die letzten Treuen — die Gäste" . . . er öffnete eine Tür und spähte . . . „haben sich freilich verzogen. — Holla! Jasmin, Jean, Fleury, Jacques!"

Einige baumstarke Leute erschienen, denen man trotz der feinen Kleider und Perücken die Bauern ansah.

„Ich bitte euch, Kinder," rief er ihnen zu, „wenn ihr zu euerem Grafen in Treue halten wollt, befreit mich jetzt vom Summen dieser Fliegen. Fegt die Fliegen hinaus — und wenn das geschehen ist, begebt euch zur Frau Gräfin und sagt, ihr Gemahl wünsche sie noch einmal zu sprechen, hier, auf der Stelle. Sollte sich die Frau Gräfin etwa weigern, ihrem Mann den schuldigen Gehorsam zu leisten, dann befehle ich euch, tragt sie mir herein. Sie wiegt ja leicht, sehr leicht sogar!"

Jacques, Jasmin, Fleury und die anderen handfesten Leute grinsten erfreut.

Das war saftig, das erinnerte an die Zeit, wo Robert Fontanara als Knabe wilde Räuberspiele mit den bäuerlichen Kameraden gespielt. Da war er ihr geliebter Hauptmann gewesen in den verlassenen Gärten des Schlosses und am Meer.

Eine schöne Zeit — damals.

Der Hochmut der reichen Amerikanerin hatte die Leute oft erbost, und so kam der Auftrag nicht unwillkommen.

Eilig verzogen sich die Herren des Familienrats, und wenige Augenblicke später waren die feindlichen Gatten vereint und allein.

„Setzen Sie sich, Madame," gebot Robert Fontanara, auf einen seiner unbezahlbaren und leider auch unbezahlten Fauteuils weisend.

Esther blieb trotzig stehen.

„Ich gedenke nicht, es mir lange hier gemütlich zu machen," sagte sie. „Es sei denn, daß mir Ihre Leibgarde den Weg versperrt, so hoffe ich, in fünf Minuten dieser letzten Unterredung ein Ende zu bereiten."

„Sie werden hierbleiben, solange ich will," antwortete Robert, drehte den goldenen Schlüssel der mächtigen Tür im Schloß, zog ihn ab und steckte ihn ein.

Esther war nachgesprungen, doch sie besann sich rasch, daß ein ohnmächtiges Ringen um den Schlüssel für sie nur lächerlich sei, und verließ sich lieber auf ihre Zunge, das Schloß zu sprengen.

Zwischen ihren schönen Zähnen zischte es hervor: „Der Bettelgraf wird hier nicht mehr lange den Herrn spielen."

Wie berauscht von ihrem entsetzlichen Liebeshaß stand sie da, denn jetzt, da alles vollendet, ihr Verrat gelungen war, brannte der Entschluß unheimlich und furchtbar in ihr. Sie fühlte ihre unglückliche, eifersüchtige Leidenschaft für den Gatten wie mit den Fängen eines wilden Tiers ihr Herz zerfleischen.

Und sie verlangte Schmerz um Schmerz.

Es war unerhört, so zu leiden, wenn er nicht litt, sie war ja der Einladung seiner Leibgarde hierher gefolgt, freiwillig, sogar ungeduldig, weil es sie namenlos gelüstete, ihn im Staub zu sehen, die Wonne seiner Niederlage als perverse Liebeswonne zu empfinden.

Aber Fontanara behielt die Ruhe einer Maske und seine Stimme klang eisig gelassen, als er begann: „Der Bettelgraf hat Ihnen noch einige Worte zu sagen, aber beruhigen Sie sich, nicht um zu betteln."

„Sie können mit meinen Anwälten die gewünschte Unterredung pflegen," sagte Esther mit einer heimlichen Glut, die zur Kühle des Wortes nicht paßte. „Ich habe Ihnen nur noch dies mitzuteilen. Sie tragen nichts von hier fort, nichts, nichts. Sie gehen bar von dannen, bar und bloß. Sie haben alles verspielt, verwettet, vertan."

„Das stimmt nicht, Esther," antwortete er merkwürdig mild und belehrend. „Der Bettelgraf besitzt ein Geheimnis, das in Amerika noch unbekannt ist, und mit dem er, während man ihn kurzsichtig nur als Verschwender betrachtete, ungeahnte Schätze gehoben hat."

„Er besitzt, was nur Tradition geben kann und verleiht," fuhr er nach kleiner Pause fort, „Geschmack, Madame. Und Geschmack wird der nächste große Marktwert. Die Altertümer, die ich sammelte, und die von Ihren Herren Verwandten als Trödel bezeichnet wurden, verzehnfachen ihren Wert in wenig Jahren. Mein Name, meine Kenntnisse brachten sie in Mode und diese

Mode wird gerade in Ihrer Neuen Welt plötzlich und hinreißend auftreten. Jedes Stück, das ich erwarb, wird eben deshalb, weil ich es erwarb, einzigartig und berühmt. Ich schenke Ihnen zurück, Madame, was ich von Ihnen empfing mit einem Wucheraufschlag. Ich schenke zurück mit dem freimütigen Geständnis, daß es mir äußerst bitter ist, mich von diesen Schätzen, mich von dieser Pracht zu trennen, in der mein Kunstvermögen, meine Arbeit steckt."

Esther warf einen Blick des Hasses um sich her. Ihre wütende Eifersucht ging auch auf leblose Dinge.

„Ich behalte nichts von Ihren Sammlungen," sagte sie. „Ich zerstreue alles in alle Winde . . . für mich ist es Kram."

Ohne ihrer Worte zu achten, fuhr Fontanara fort, verträumt, fast zu sich selbst: „Ja, ich leugne nicht, daß ich leidenschaftlich an den Dingen hänge, die Sie mir so erfreut entreißen und vergeuden wollen. Nichts liegt mir weniger als arm zu sein. In meiner Jugend war es mir eine Qual, unser wundervolles altes Schloß zerfallen zu sehen, da ich nichts tun konnte, es zu retten. Ich hätte wie eine Karyatide tragen, stützen wollen, das kostbare Gebälk zu erhalten — — es war mir furchtbar, unsere Gärten, durch die so viele berühmte und herrliche Gestalten einst wanderten, verwildern zu sehn. Alles verkam, verwitterte, erlosch, verkümmerte — — ich war ohnmächtig dagegen. Ich konnte nicht mehr jagen, nicht reiten, ein einziges lahmes Pferd stand noch im Stall. Ich konnte den Leuten nicht helfen, die mit mir verarmten, nicht, wie es einem Fontanara gebührt, Gold um mich werfen, jedem armen Mütterchen in den Schoß, die Leute kleiden, bewirten, die Künstler anfeuern, Feste geben, wie es mir im Blut liegt als eine Notwendigkeit, als eine Pflicht. — Arm, arm! Ein Fontanara — arm! Gedrängt von Gläubigern, von respektlosen Gesichtern gedemütigt, indes es mir oblag und zugehörte, nur Untertänige um mich zu sehen, nur Dankbare, nur Erfreute und Beglückte! Ich sah um mich zusammenstürzen und verfallen, was die Vorfahren gebaut, und sah Häßlichkeit wuchern, wo ich glühend Schönheit und Glanz begehrte, wo ich bauen und schaffen wollte und meinen Dichtern königlich goldene Körner streuen und meine Werkleute zu Künstlern erziehen und meine Liebchen zu Fürstinnen und meine weißen Windhunde mit Türkishalsbändern schmücken . . ."

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch hielt er inne und setzte ganz einfach hinzu: „Ich habe sehr begehrt, reich zu sein, Esther."

Was war das?

Esther war gekommen, ihn zu demütigen, sich an seiner Niederlage zu ergötzen und jetzt — —? War es nicht, als demütige er sie durch das freimütige Bekennen dieser furchtbaren Wahrheit, daß er sie nur genommen hatte, um reich zu sein? Und welches tiefbohrende Leid geschah ihr, die doch gekommen war, um Freude an seinem Schmerz zu haben?

„Es ist gut," sagte sie fast tonlos. „Daß Sie eine Geldheirat suchten — und leider auch fanden, ist nichts Neues."

„Als ich Sie zuerst sah, Esther," fuhr er unbeirrt und unbarmherzig fort, in seiner Erinnerung wühlend, „waren Sie unbedeutend, verlegen, fremdartig, schlecht angezogen. Doch man nannte Sie die reichste Erbin der Neuen Welt. Mit kecker, knabenhaft kecker Abenteuerlust zog ich, ein Habenichts, in das reiche Amerika, und führte Sie heim, die reichste Braut."

„Und als Morgengabe boten Sie mir Ihr verwittertes Schloß, die Moderluft Ihrer Verwandtschaft, Ihre verhungerten Leute — —"

„Ich traute Ihrer Jugend und Neuheit, die poetische Aufgabe zu erfassen, die Ihnen zufiel, neues Leben zu gestalten, eine herrliche Verjüngung. Das war die erste Enttäuschung meines Lebens, als ich merken mußte, Sie hatten kein Herz."

„Für das alte Gemäuer," unterbrach ihn Esther.

„Für die Wälder und Triften, für den Zauber des Landes, das solange Besitz und Stolz meiner Familie gewesen, für den Namen, den Sie nun trugen, für die Ergebenheit der Leute."

„Sie haben recht," unterbrach Esther wieder. „Das alles langweilte mich bald unaussprechlich."

„Ich brachte Sie nach Paris," erzählte er weiter. „Ich konnte Ihnen kein Herz schaffen, aber als Künstler schuf ich dennoch eine neue Esther. Ich schuf Ihre Schönheit! Ich machte die linkische Fremde zu einer Gräfin Fontanara. Ich bildete Sie aus zur Königin unter den schönsten Frauen, ich habe etwas Unvergleichliches geschaffen — und wie ein toller Künstler, Esther, verliebte ich mich in das eigene herrliche und kalte Werk."

Nach diesen Worten standen die beiden einander gegenüber und musterten sich.

Er hielt die Arme verschränkt, sie aber mußte an sich halten, um die Arme nicht weit zu öffnen, um der eigenen, übermächtigen Sehnsucht zu trotzen.

Denn jetzt wußte sie, was sie verschleudert hatte. Plötzlich und furchtbar grell, wie

Die Rakete. Gemälde von Wilhelm Heise

Die Ursachen der französischen Revolution von 1789

Von Max Lenz

„Im Gedanken des Rechts war also jetzt eine Verfassung errichtet worden, und auf diesem Grunde sollte nunmehr alles basiert sein. Solange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herum kreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß der νοῦς die Welt regiert; nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren sollte. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mitgefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.“

Mit so überschwenglichen Worten hat kein Geringerer als Hegel das Wesen und die weltgeschichtliche Bedeutung der großen französischen Revolution zu charakterisieren versucht und den Eindruck beschrieben, den sie, die das Erlebnis seiner Jugend und das den Werdegang seiner Philosophie selbst bestimmende Ereignis gewesen war, auf ihn gemacht hat; so hat er, um in seiner eigenen Sprache zu sprechen, die Epoche von 1789 im Gedanken gefaßt. Als er jene Sätze niederschrieb, hatte das Ungewitter der Tiefe, das im Sommer jenes Jahres ausbrach, bereits seinen Donnergang vollendet. Das System der fünf Großmächte, eine Schöpfung des vorausgegangenen Jahrhunderts, das es aus allen Fugen gerissen hatte, war wieder hergestellt, und ihre Kabinette, Sieger wie Besiegte (denn auch Frankreich hatte wieder Aufnahme gefunden) waren bemüht, die Risse im Bau, die sich bald genug gezeigt hatten, zu verkleben und den Erdteil in Ruhe zu erhalten. Denn schon begann es allerorten aufs neue zu gären. Und es waren nicht bloß die Kräfte der Revolution, welche die Regierenden beunruhigten; stärker und gewaltsamer waren, zunächst wenigstens, entgegengesetzte Tendenzen, Strömungen, die aus noch viel größerer Tiefe herkamen und auf nichts Geringeres abzielten als auf die Austilgung aller Keime des revolutionären Geistes und die Rückeroberung aller verlorenen Positionen. Wenn, wie Hegel meinte, Hunderttausende in der Revolution das Morgenrot der Freiheit, den Anbruch eines Völkerfrühlings, eine Erneuerung der Menschheit begrüßt hatten, so sahen jetzt Millionen in ihr Abgründe der Hölle. Vergangenheit und Gegenwart standen gegeneinander auf und rangen um den Sieg und die Gestaltung der Zukunft.

Auch Hegel hatte seine Philosophie in den Dienst der Reaktion gestellt. Der Rausch, der einst auch den jungen Studenten, den Zögling des Tübinger Stifts mit fortgerissen hatte, war in ihm verflogen; als Berliner Professor diente er dem Staat, der aus der Knechtschaft heraus in einer Erhebung ohnegleichen das Beste dazugetan hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, welche die Revolution über Deutschland geworfen hatte, nun aber nichts anderes mehr erstrebte, als den Frieden zu wahren, und jede darüber hinausgreifende Agitation mit eiserner Strenge niederhielt. Dennoch hat Hegel in seiner Weise auch in Berlin sich jederzeit zur Revolution bekannt. Er vermochte beides zu vereinigen, die Idee des Staates an sich, den er in Luthers Lehre verwurzelt und in Preußens Monarchie verkörpert sah, und das Prinzip der Revolution, die den Gedanken des Rechts zur Basis einer neuen Verfassung des Staates gemacht und damit das Prinzip der Freiheit in die Welt der Wirklichkeit eingeführt habe; er sah in ihr den Eingang zum letzten Stadium der Welthistorie, zur Geschichte unserer Tage, eine neue Stufe in der Folge der Geister, in denen der Weltgeist, der Allwaltende, sich den Weg zu seinem Ziele, dem absoluten Wissen bahne. Von dem Katheder her verkündigte der große Philosoph solche Lehre; die Sätze, mit denen wir diesen Essay einleiteten, sind den Vorlesungen entnommen, die von seinen Schülern nach seinem Tode in seiner „Philosophie der Geschichte“ herausgegeben wurden. Und von seiten der Regierung durfte er, solange er seinen Minister und die Räte seines Ministeriums für sich hatte, nichts besorgen. Es war gerade die Aufgabe, die sie ihm gestellt, und das Ziel, das er selbst von jeher seiner Philosophie gesetzt hatte: über den Gegensatz der Parteien hinweg und fern von jeder Teilnahme an den Kämpfen des Tages nichts als der Wissenschaft des reinen Denkens zu dienen. Sie waren seine Gönner und Freunde, ja mehr noch, seine Schüler, er sah sie vor sich auf den Bänken seines Hörsaals.

Wir unserseits wollen ihm nicht auf die Höhe seiner Ideenwelt mit der dünnen Luft ihrer Abstraktionen folgen, wohin nur ein schwindelfreier Kopf sich wagen kann, in der es wenigstens dem Empiriker, auch wenn er sein eigenes Fach einigermaßen be-

herrschen möchte, schwer wird, sich zurechtzufinden. Um so weniger als wir, auch ohne uns von dem festen Boden der Tatsachen zu lösen, im Hinblick auf die Weltbedeutung der französischen Revolution zu einem analogen Ergebnis gelangen würden. Denn wir brauchen uns nur den Charakter des altfranzösischen Staates und die Aufgaben, die ihm durch seine Geschichte gestellt waren, klarzumachen, um in der Revolution, die ihn stürzte, die Notwendigkeit, ja mehr noch, das Fortschreitend-Gestaltende, das Zukunftbauende und in Wahrheit eine Epoche der Weltgeschichte, die Eröffnung eines neuen Zeitalters zu erkennen.

*

Es war die Monarchie, die unter Ludwig XIV. Europa das Gesetz diktiert, die aber ihrem eigenen Willen gegenüber keine Schranken gekannt hatte. Bis ihr von außen her die Grenze gesetzt wurde. Dies geschah genau ein Jahrhundert vor dem Ausbruch der Revolution, durch den Eintritt Englands in den Bund der kontinentalen Gegner Frankreichs; mit ihnen vereinigt zwang England in zwei gewaltigen Waffengängen, von 1688 bis 1714, den stolzen König nieder.

Danach schien es eine Zeitlang, als könnte es zu einer Versöhnung beider Mächte kommen; sogar zu einem Bündnis traten sie für einen Moment zusammen. Seitdem aber Kardinal Fleury (1740) Frankreich aufs neue in den Krieg gegen die rivalisierende Macht hineingesteuert hatte, war jeder weitere Friedensschluß für beide nur noch ein Atemholen, ein neuer Versuch, sich stark zu machen, um dem Gegner ans Leben zu kommen. Wie sehr im übrigen die Konstellationen in der europäischen Politik wechseln und sich verschieben mochten, England und Frankreich waren Generationen hindurch immer auf den entgegengesetzten Seiten zu finden. Sieger blieb England; wie die alte französische Monarchie, so warf es auch das neue Frankreich, das aus der Revolution hervorgegangene Kaisertum zu Boden. Von da ab hat keine französische Regierung, mochte sie monarchisch sein oder republikanisch, es wieder auf einen Konflikt mit England ankommen lassen; nur in Gemeinschaft mit der britischen Diplomatie oder unter ihrer Konnivenz hat Frankreich seit 1815 neue Kolonien gewinnen, seine Stellung in Europa behaupten oder auch erweitern können. Nur so hat es die Niederlage von 1870 rächen, den Weltkrieg gewinnen und auf den Trümmern Deutschlands von neuem seine Vormacht auf dem Kontinent aufbauen können.

Diese Erwägung führt uns auf den Sinn, zugleich aber auch auf die Notwendigkeit, das Schicksalhafte jener Kämpfe hin. Es war von Anfang an ein Ringen der beiden führenden Mächte Westeuropas um die Weltherrschaft und damit die Achse, um die sich alle Konstellationen der allgemeinen Politik in diesem Jahrhundert drehten; das Schicksal beider Hemisphären hing davon ab, ob Frankreich oder England das Feld behaupten würde. Daß die Erde den Nationen Europas gehören würde, war bereits entschieden; auf allen Kontinenten und ihren Meeren hatten europäische Flaggen geweht. Nun aber handelte es sich darum, welche Gruppe unter diesen Nationen den andern den Rang ablaufen würde: ob in Zukunft die koloniale Welt mit Frankreich an der Spitze ein romanisch-katholisches oder unter Englands Führung ein germanisch-protestantisches Gepräge haben sollte. Dies war bereits der Kampfpreis in dem Kriege um die Erbfolge in den spanischen Reichen gewesen, als Ludwig XIV. das Protektorat über die romanische Welt anstrebte; niemals hat seine Politik eine katholischere Farbe gehabt. Und noch stärker drängte im Siebenjährigen Kriege, mitten in dem Jahrhundert der Aufklärung, die Entwicklung dahin; nahezu alle romanischen Nationen und die ganze katholische Welt standen damals hinter Frankreich.

Auch war dies niemals unter besseren Aussichten in einen Krieg hineingegangen. Unter Ludwig XIV. war es von seinen Feinden rings umstellt gewesen, und umsonst alle Anstrengungen des Königs, den eisernen Ring zu zerbrechen; im Jahre 1756 aber war es der französischen Diplomatie gelungen, die Verbündeten Englands auf dem Festlande einzukreisen; zu seinen katholischen Freunden hatte es noch die byzantinische Großmacht in Europa, Rußland, und sogar Schweden, das vor einem Jahrhundert noch die germanisch-protestantische Vormacht gewesen war, Retterin des evangelischen Deutschlands, und das Deutsche Reich selbst hinzugewonnen; einer Koalition, wie Europa sie noch nie gesehen hatte (sie umspannte nahezu den ganzen Kontinent), hatten Preußens großer König und die paar norddeutschen Reichsstände, die zu ihm und England hielten, Widerstand leisten müssen, um die Briten zu Herren der ozeanischen Welt zu machen.

Um so stärker war der Rückschlag für Frankreich, als es nun doch vom Kriege ablassen und sich für besiegt erklären mußte. Seine Schiffe waren vernichtet, seine Heere geschlagen, seine Kolonien nahezu verloren, und der Staatshaushalt heillos zerrüttet; ruhmloser war noch nie ein Krieg für Frankreich beendigt worden. Wenn es beim Friedensschluß einen Teil seiner Besitzungen in Indien und auf den Antillen zurückerhielt, so mußte es doch aus Nordamerika völlig weichen: Kanada und alle Ansprüche auf Neuschottland und Neufundland, dazu das Ohio-Becken, um dessen Besiedelung der große Kampf entbrannt war, mußte es aufgeben; selbst Louisiana, das Land am Mississippi, vielleicht die aussichtsreichste aller seiner Kolonien, ging verloren; es mußte sie seinen Verbündeten, den Spaniern, über-

lassen, als Ersatz für Florida, das die Engländer für sich beanspruchten, die damit von der Südspitze jener Halbinsel her bis zur Hudsonbai die Herren waren. Bis zum Kriege war Aussicht gewesen, von dem Missisippi her, den die Franzosen bereits in seinem ganzen Lauf beherrschten (Neu-Orleans und St. Louis waren ihre Gründungen) bis zu den Seen im Norden eine Brücke zu schlagen. Damit war es fortan zu Ende, denn die Spanier, deren Kolonien schon jetzt überall den Engländern offen lagen, konnten ihrem Unternehmungsgeist noch weniger als Frankreich Schranken entgegensetzen. In seiner ganzen Breite lag der nordamerikanische Kontinent als Beuteobjekt vor ihnen. Umsonst hatten nun die französischen Kolonisten für ihre alte und für ihre neue Heimat gekämpft, unter der Flut der englischen Kolonisten mußten sie verloren gehen; ihr König aber behielt nichts als ein paar Inseln an der Ostküste, Stationen für die Fischereien seiner Untertanen in der Bretagne und der Normandie.

In Europa stand es etwas besser. Wenigstens seine eigenen Grenzen hatte das Königreich gewahrt. Aber die Zeiten, wo französische Heere Deutschland von einem Ende bis zum andern durchzogen, wo deutsche Stände, Katholiken wie Protestanten, sich um Frankreichs Banner geschart, von Paris her die Entscheidung ihres Schicksals erwartet hatten, waren vorüber. Niemals war das Deutsche Reich so ohnmächtig gewesen wie in dieser Zeit; gerade im Süden und Westen, dort wo vor Jahrhunderten rheinauf rheinab der Kern deutscher Kraft gelegen, war nun alles Bruch und Trümmer geworden —, und niemals hatten dennoch alle diese kleinen Dynasten und die geistlichen Herren in des Reiches Pfaffengasse sorgloser nach Westen geschaut: ihre Blicke waren in Furcht oder Hoffnung viel mehr nach Wien und nach Berlin, auf die beiden deutschen Vormächte gerichtet, in deren Machtkämpfen ihre eigenen Geschicke auf der Wagschale lagen. Auch Polen, einst der sicherste Posten für Frankreichs Stellung im Osten, war ihm entglitten; es hing nun ganz von den drei Großmächten ab, die seit dem Beginn des Jahrhunderts im Osten emporgekommen waren; Frankreich mußte tatlos beiseite stehen, als das Würfelspiel über Sein oder Nichtsein der befreundeten Nation begann. Älter noch waren die Beziehungen, die den Staat mit der Türkei verknüpften; sie gingen bis in die Anfänge seines Kampfes gegen das Weltreich Karls V. zurück, in dem auch die Osmanen ihren Hauptgegner gesehen hatten. Und noch immer suchte die französische Diplomatie diese Freundschaft zu pflegen. Jedoch war ihr das nur solange erlaubt als Österreich — wie es nach dem Siebenjährigen Kriege zunächst der Fall war — sich Rußland entgegenstellte. Als aber Wien und Petersburg sich die Hand gegen die Pforte reichten, mußte Frankreich selbst aus dem Spiele bleiben: die Freundschaft mit Österreich, die auch den Siebenjährigen Krieg überdauert hatte, und die Rücksicht auf Rußland, das man sich nicht zum Feinde machen durfte, hinderten jedes Eintreten zugunsten des alten Freundes; allen Traditionen seiner Politik entgegen mußte Frankreich sich jeden Einfluß auf die Umgestaltung des Ostens versagen.

Nun lagen freilich auch auf der Gegenseite die Dinge so, daß man an eine Erneuerung des Kampfes nicht denken konnte. Zwischen Preußen und England war das Band schon im Kriege zerrissen. Von den Briten nicht bloß verlassen, sondern verraten, war es Friedrich dem Großen nur durch das Ausscheiden Rußlands aus der Front seiner Feinde möglich geworden, dem Druck der großen Koalition bis ans Ende zu widerstehen. Mit England blieb sein Verhältnis auch im Frieden gespannt. Die Aussicht, in dem russischen Nachbar einen Freund und Verbündeten zu erhalten, war aber bereits vor dem Frieden durch die Ermordung des Zaren, die seiner Gemahlin den Weg zum Thron geöffnet hatte, enttäuscht worden; der König mußte froh sein, als sich das Verhältnis zu Rußland wieder herstellte. Er konnte an nichts anderes denken als den geretteten Staat, abgemattet und verarmt wie er war, durch das überaus schwierige Fahrwasser zwischen den ihn umgebenden Mächten friedlich hindurchzusteuern.

Demgegenüber war Frankreichs Lage ungleich günstiger. Von Rußland abgesehen, das aber auch nicht feindlich gesinnt war und nur geschont werden wollte, war die Koalition von 1756 aufrecht geblieben, und durch den Zutritt der bourbonischen Höfe, der schon am Ende des Krieges erfolgte, nur verstärkt. Jahrhunderte hindurch hatten Frankreich und Spanien um die Führung der europäischen Politik gekämpft. Nun aber war alle Rivalität zwischen ihnen wie ausgelöscht. Die Kurie, deren Politik in den alten Zeiten immer durch den Wettstreit der beiden Mächte bedingt gewesen war, und die dadurch die Möglichkeit gehabt hatte, Herrin ihrer Entschlüsse zu bleiben, war jetzt völlig an sie gebunden. Sie hätte, auch wenn sie es gewollt hätte, nichts anderes tun dürfen als sich dem Willen der katholischen Mächte unterwerfen. Auch die andern noch freien Staaten Italiens mußten den Geboten derselben folgen: Venedig war an Österreich, Genua, wie von alters her, an Frankreich gebunden, auch Piemont, das seine Stellung sonst immer zwischen beiden Mächten gesucht hatte, daran gefesselt. Es gab für die Politik beider Mächte keine Alpen und keine Pyrenäen mehr. Auch an seinen alten Beziehungen zur Eidgenossenschaft, insbesondere zu den Berner Geschlechtern, hielt der Hof von Versailles fest; die französische Armee zählte zwölf Schweizer Regimenter. Und nicht anders war es im Norden: Holland hatte sich von dem englischen Einfluß

nahezu freigemacht, dort, wie in Schweden, gab es Parteien, die den Bund mit Frankreich jeder andern Verbindung vorzogen.

Alles in allem eine Lage, die es Frankreich und seinen Verbündeten gestattete, wenigstens im Süden des Erdteils mit Nachdruck aufzutreten. Im Mittelmeer hatte die französische Politik damals eine größere Stellung als England. War ihr der Osten verschlossen, so durfte sie in den Gewässern, welche die französischen und spanischen Küsten umspülten, sich um so sicherer fühlen. England besaß zwar in Gibraltar noch immer die Pforte zum Mittelmeer, Minorka aber, eine Eroberung, die der Krieg Frankreich gebracht hatte, blieb in dessen Händen. Es gelang ihm sogar, 1769 durch den Kauf Korsikas von Genua, dem es gehörte, eine neue starke Stellung im Mittelmeer zu gewinnen.

Dennoch konnte man von seiten der bourbonischen Höfe an eine Erneuerung des Weltkrieges fürs erste nicht denken. Wenn es schon den Siegern, England und Preußen, Mühe machte, die Wunden, die der große Krieg geschlagen hatte, zu heilen, so waren die Besiegten noch weit mehr dazu genötigt; nur wenn sich in ihrem Innern die zerstörten Kräfte wiederherstellen und neue, größere, stärkere entwickeln ließen, konnten sie hoffen, ihre Flaggen aufs neue über das Weltmeer zu tragen und die Ziele ihres Ehrgeizes zu erreichen: Reform, Neuorganisation ihrer Macht wurde für sie alle die Losung.

*

Wie ist es im Laufe nur eines Jahrhunderts zu dieser völligen Umkehrung des Machtverhältnisses der beiden führenden Mächte in Europa zueinander gekommen? War Frankreich das ärmere Land, seine Bevölkerung geringer als diejenige Englands mit seinen Kolonien? Gab sein Boden weniger her, waren seine Gegner tüchtiger, intelligenter, beweglicher, hingebender an den nationalen Gedanken und von stärkerem Willen zur Macht beseelt, einiger in ihren Parteien, gesicherter nach außen und geduldiger im Ertragen des Unglücks?

Nichts von alledem.

Frankreich besaß im Jahre des Friedens von Utrecht (1714) eine Bevölkerung von 20 Millionen, Großbritannien zählte damals nicht mehr als 6—7 Millionen. Die Kolonien kamen in bezug auf die Bevölkerung neben den Mutterländern für beide Mächte kaum in Betracht. Die englische Auswanderung, obwohl bereits stärker als diejenige Frankreichs, rechnete dennoch im Jahr nur nach Tausenden. In Neuengland überwog das britische Element nur um weniges die Zahl der Ansiedler, die aus Deutschland und Holland hinüberkamen; in den Südstaaten verschwanden die Weißen unter den Massen der Schwarzen, die ihnen das Land bebauen mußten; in Kanada saßen im Jahre 1763 nicht mehr als 600 Engländer unter 60 000 Franzosen; auf allen anderen Besitzungen der Engländer jenseits des Weltmeers, in Afrika, Ost- und Westindien war ihre Nation nur durch Soldaten und Beamte oder Kaufleute und etwa noch Missionare vertreten. Mit andern Worten: der Aufbau der angelsächsischen Rasse, die heute 150 Millionen umfassen mag, ihre Ausbreitung über die Erde, ist erst ein Werk des 19. Jahrhunderts geworden; das 18. Jahrhundert gehört auch in bezug auf die Volkszahl noch Frankreich an.

Erst von hier aus ermessen wir ganz die Bedeutung des Friedens von 1763. Er hat die Vorbedingungen geschaffen für das, was wir heute vor Augen haben: die Vorherrschaft des Angelsachsentums auf der Erde.

Wir müssen aber noch hinzunehmen, daß die Bevölkerung der beiden britischen Inseln mit nichten eines Sinnes und eines Stammes war. Ein Haß von Jahrhunderten, unauslöschlich damals wie heute, trennte die Bewohner der grünen Insel von den Angelsachsen, die jene in brutaler Erniedrigung und Knechtschaft hielten. Auch Schottland war, obschon durch das Königshaus selbst mit Altengland verbunden, dennoch feindselig und widerspenstig gesinnt. Erst durch den Sieg von Culloden über den letzten Stuart, den Prätendenten auf die schottische Krone (1747), gelang es den Engländern, dies Land endgültig mit dem ihrigen zu verbinden. Auch Frankreich hatte noch fremde Bestandteile, es hatte sie erst im letzten Jahrhundert hinzugewonnen. Aber weder die Deutschen im Elsaß und in Lothringen, noch die flämischen Teile seiner Bevölkerung im Nordwesten dachten an Trennung; sie fühlten sich eher von der großen Monarchie angezogen und es begann sich bereits ein politischer Gleichklang zwischen ihnen und der herrschenden Nationalität auszubilden, an dem vor allem die religiöse Einheit Anteil hatte, welche ganz Frankreich, wiederum im Gegensatz zu England, umschloß. Es gab unter den 25 Millionen, welche Zahl die Nation bis zum Ausbruch der Revolution erreicht hatte, nicht mehr als eine Million Protestanten.

England war allerdings mittlerweile relativ stärker gewachsen; aber noch zählte es nicht einmal die Hälfte der französischen Bevölkerung.

Gewiß bot ihm seine insulare Lage Vorteile für die Verteidigung dar. Aber es waren doch nicht die Wogen allein, sondern die Herrschaft über die Wogen, es waren ihre Siege zur See, welche den Briten die Sicherung gegen ihre Feinde verschafften. Im übrigen war die englische Küste sehr viel weniger geschützt als die Frankreichs, und die Bedingungen, um eine Flotte zu bauen, für Frankreich keineswegs weniger günstig; denn es besaß nicht bloß die Küsten des Ozeans, sondern auch die des Mittelmeers, zu dem, wie bemerkt, ihr Nebenbuhler England nur erst den Zugang durch die Meerenge von Gibraltar in der Hand hatte, und

wo es sonst keinen Nebenbuhler zu fürchten brauchte: mithin Raum genug für eine Küstenbevölkerung, um ebenso große Flotten, wie die ihrer Gegner, zu bemannen. Zu Lande sperrten es gegen Süden und Südosten mächtige Gebirge ab, und eine dreifache Kette von Festungen gegen Osten und Norden. Fügen wir dazu seine großen, durch ein Netzwerk von Kanälen verbundenen Handelshäfen, welche in der Tiefe der breit ausladenden Mündungen ihrer Ströme gegen feindliche Überfälle weit gesicherter waren als die von England, und Kriegshäfen wie Brest und Toulon, die hinter ihren Felswänden jeder Flotte vollkommenen Schutz gewährten, so dürfen wir sagen, daß es kein Land in Europa gab, welches alle Bedingungen der Sicherung in solchem Maße genoß wie Frankreich.

Zwar besaß England in Kohle und Eisen Schätze des Bodens, welche Frankreich in diesem Maße entbehrte. Aber das Jahrhundert des Dampfes war noch nicht gekommen, eine Schwerindustrie gab es bisher nirgends in der Welt, und Handel und Gewerbe blühten, von der Regierung nach allgemein gültigen Grundsätzen sorgsam gehegt, in Frankreich nicht weniger als jenseits des Kanals. Städte wie Bordeaux und Marseille konnten sich sehr wohl mit Liverpool und Bristol messen, und Paris mehr noch als London sich rühmen, die Kapitale des geistigen Europa und seiner vornehmen Gesellschaft zu sein. Man hat oft davon erzählt, einen wie schweren Schlag an seiner wirtschaftlichen Kraft Frankreich durch die Vertreibung der Hugenotten erlitten habe. Aber auch die Altgläubigen wußten zu arbeiten, und ihre wirtschaftliche Regsamkeit wurde durch ihr Bekenntnis nicht gehemmt. Wenn die europäische Gesellschaft in dem Leben und Treiben des französischen Hofes ihr Vorbild sah und den dort herrschenden Geschmack auf allen Gebieten der Mode und der künstlerischen Kultur nachahmte, so wurden das alles ergiebige Quellen für den Wohlstand des Landes. Englands Ackerbau mochte weiter vorgeschritten sein; dafür beherrschten die französischen Weine die europäischen Märkte. Und Getreide wurde immerhin in Frankreich mehr gebaut als das Land selbst gebrauchte, zumal seitdem um die Mitte des Jahrhunderts auch auf diesem Gebiet das Interesse in den weitesten Kreisen erwacht war. Und dem Eifer entsprach der Erfolg. In allen Provinzen wuchsen die Erträge. Sie halfen bereits dem Lande die schweren Kriegsjahre 1756—1763, die ihm das Meer verschlossen, überstehen. Die neue ökonomische Schule der Physiokraten, welche im Gegensatz gegen das merkantilistische System für die Freiheit der Bewegung im Innern und nach außen eintrat, suchte gerade in dem Boden die wahre Quelle des Reichtums. Auch der Handel mit den Kolonien hob sich im Frieden aufs neue. Gerade die Verluste, die man erlitten, trieben dazu an. Zumal Westindien blühte mächtig auf, und die Häfen an der Westküste, Bordeaux, Nantes und le Havre, führten von da her dem Lande neue Reichtümer zu. Mit einem Wort, die Kräfte Frankreichs waren in reichster Entfaltung begriffen und Regierung wie Volk begierig, sie auszubreiten; es kam nur darauf an, sie zu sammeln, zu organisieren und die Hemmungen zu beseitigen, die ihnen veraltete Ordnungen und partikulare Willkür bereiteten.

*

Wer aber hätte dies anders vollbringen, und von wem hätte man es eher erwarten können als von der **Krone**! Daß sie das Recht dazu hatte, ward von niemand bestritten, ein Abweichen von dieser Auffassung nicht einmal geduldet. Auch historisch hatte niemand ein größeres Anrecht daran als sie. Es war der Weg, auf den die Geschichte sie geführt, seitdem der gemeinsame Ahnherr ihrer Dynastien, Graf Louis Capet, den festen Kern seiner Isle de France um Paris her geschaffen hatte. Wie sie allezeit die Führung in der Hand gehabt hatte, wo immer es gegolten, die Feinde des Landes abzuwehren, so hatte sie auch alle Eigengewalten, die sich auf dem Boden Frankreichs erhoben, niedergeworfen, die abgesplitterten wiedergewonnen und die widerspenstigen unterworfen: Ruhm, Größe und Glück Frankreichs waren allezeit mit ihr verbunden gewesen, sie war Symbol und Anker der nationalen Einheit geworden. Oft genug hatten ihre inneren und äußeren Gegner im Kampf gegen sie einander die Hand gereicht. Aber der Sieg der Monarchie über die Landesfeinde hatte die eigenen Vasallen immer um so tiefer unter sie gebeugt und die Nation nur um so enger um die Krone geschart, mit lebendigem Gemeinsinn und stolzem Selbstgefühl erfüllt. So war es noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts in dem Kampf der Fronde gewesen, dem letzten Versuch der großen Vasallen, die Krone unter ihren Willen zu zwingen. In derselben Zeit, da die englische Aristokratie sich das Recht des Widerstandes gegen den Anspruch der Krone auf die Prärogative im Staat erkämpfte, gaben ihre Standesgenossen in Frankreich jede Hoffnung darauf auf; ihr Degen gehörte fortan dem König; sie standen neben dem Thron, und mit ihm zusammen sind sie untergegangen.

*

Freilich fehlte noch vieles, um von einer Konzentration des politischen Willens in der Monarchie sprechen zu dürfen. Denn die **feudalen Grundlagen** des Reichs waren trotz aller modernen Ordnungen, mit denen sie überbaut und durchsetzt waren, noch nicht abgetragen, sie waren kaum in ihren Fundamenten erschüttert. Geblieben waren die Provinzen und die ständische Gliederung in Stadt und Land, mit allen ihren Abstufungen, vielgestaltig, in einem wirren Durcheinander, das nur die Geschichte des Landes

und der Kämpfe, durch die es zu einem Staatskörper zusammengewachsen war, widerspiegelte. Die Generalstände, welche einst in Konkurrenz mit der Krone die Einheit der Nation dargestellt hatten, waren seit 1614 nicht mehr berufen; aber große Provinzen wie Languedoc und Bourgogne waren noch immer ständisch gegliedert und besaßen eine umfassende Selbstverwaltung, sogar das Recht, Steuern zu bewilligen und umzulegen. Zwar war im Hintergrunde überall der zentrale Wille sichtbar, und die letzte Entscheidung lag eben doch bei dem Träger der Krone und seinen Mandataren, den Intendanten: aber ohne Reibung erreichten diese selten ihr Ziel, und oft genug mußten sie vor dem Eigenwillen der partikularen Gewalten und ihrer Inhaber zurückweichen.

Es waren die alten Geschlechter, die Seigneurs, die von jeher die Herren des französischen Bodens gewesen waren, mit dem einst die öffentlichen Rechte in der alten Monarchie verwachsen gewesen waren, und von dem noch immer der Satz galt, daß keine Stelle an ihm ohne Herrn sein dürfe: die Familien, die mit der Krone durch die vielgliedrige Kette des Lehnwesens verbunden gewesen, seit Jahrhunderten ihre Kriege geführt oder auch gegen sie für die eigenen Rechte und Ansprüche gefochten hatten. Was sie noch an Eigengewalt besaßen, waren Reste der halbsuveränen Stellung, die sie in der alten Zeit innegehabt hatten, Vorrechte, die ihnen die Krone bei ihrer Eingliederung in den neuen Staat noch hatte lassen müssen. Nur innerhalb der Schranken, die ihnen seitdem gesetzt waren, durften sie jetzt dieselben ausüben: aber um so eifersüchtiger hielten sie daran fest.

Nun waren es allerdings nur noch Wenige, die eine fürstengleiche Stellung im Lande bewahrt hatten; die Masse der Seigneurs sah über die Grenzen ihrer Provinzen kaum hinaus. An Standesgefühl jedoch fehlte es ihnen ebensowenig wie den Großen. Reinheit des Blutes blieb für sie das oberste soziale Gesetz, und an ihre Privilegien, so gering sie sein mochten, ließen sie so wenig rühren wie jene; auch dann nicht, wenn sie dieselben nur noch den Bauern gegenüber geltend machen konnten, die auf ihren Gütern saßen.

So waren es im wesentlichen doch nur die großen Familien Frankreichs, diejenigen, welche in früheren Jahrhunderten eine oft die Macht des Königs selbst überschattende Stellung innegehabt hatten, die noch in Staat und Gesellschaft ihren Einfluß zur Geltung bringen konnten. Ihre Besitzungen umfaßten zum Teil noch halbe Provinzen. Tausende von Eingesessenen hielten sie in Abhängigkeit. Sie selbst standen dem Namen nach noch immer an der Spitze der Provinzen oder der kleineren Bezirke, in die das Königreich zerfiel, als Gouverneure, Vizegouverneure, Kastellane, Baillis und wie die Würden der mittelalterlichen Monarchie sonst heißen mochten. Die Macht, die mit diesen Stellungen verbunden gewesen war, in Verwaltung und in Rechtssatzungen, im Krieg und im Frieden, war ihnen genommen, aber die Einkünfte, die oft in die Hunderttausende gingen und zum guten Teil erblich, an den Träger des Namens, sowie einst die Landschaft selbst, geknüpft waren, hatte man ihnen gelassen. Mochten ihre Würden auch nur noch leere Paradetitel sein gegenüber der Autorität, welche die Vertreter der Monarchie in den Provinzen ausübten, so sicherten ihnen dennoch ihr Name und ihre Besitzungen einen Einfluß, vor dem jeder andere zurücktrat, und ein Ansehen, das sie unter Umständen bei der Zentralverwaltung selbst gegen die Intendanten des Königs in Vorteil setzte.

Von dem Verwaltungsdienst hielten sich diese Großen ebenso fern wie die Geringeren vom Adel. Ihre Stellung verpflichtete sie dem König nur zum Dienst mit dem Degen. Auch hier in den Abstufungen, die ihre soziale Stellung bot. Die hohen Ämter waren fast immer für die großen Herren reserviert.

Auch mit der richterlichen Laufbahn gab kein Seigneur sich ab. Diese blieb einer besonderen Klasse von Familien vorbehalten, die sich im Gang der Zeiten wiederum zu einem besonderen Stande, dem Adel der Robe, zusammengeschlossen hatten. Aus dem Bürgertum hervorgegangen, bildete dieser eine Mittelschicht zwischen jenem und dem Adel des Degens. Auch diese Klasse der Privilegierten war in sich mannigfach gegliedert, darunter Familien von hohem Ansehen, die zuweilen (es sei nur an Montesquieu, den Parlamentspräsidenten von Bordeaux, erinnert) in dem erblichen Besitz ihrer Stellen waren. Mit der Monarchie selbst emporgekommen und aus den bürgerlichen Schichten sich ergänzend, auf den Universitäten des Landes mit dem geistigen Rüstzeug ausgestattet, das zur Bewältigung der juristischen und administrativen Aufgaben des neuen Staates notwendig war, und das der alte Adel, dem in dem mittelalterlichen Frankreich auch diese Funktion anvertraut gewesen war, gar nicht handhaben konnte, boten sie der Krone ein vorzügliches Material dar für den Aufbau der Institutionen, durch die sie den Sonderwillen der Seigneurs zu brechen oder beiseite zu schieben suchte. Aus ihnen nahm sie ihre Intendanten, und indem sie ihrem Ehrgeiz Gelegenheit bot, die Schranken ihres Standes zu überschreiten und bis in die höchsten Stellen des Landes zu gelangen, fand sie bei ihnen in Konflikten, in die sie mit den frondierenden Elementen geriet, stets willkommene Helfer.

*

In diese von tausend Resten des Feudalwesens ganz durchsetzte Monarchie war eingebaut die älteste, einheitlichste und mächtigste aller Korporationen des alten Frankreichs, die Kirche. Sie war noch älter als die Monarchie selbst. Sie war auf dem

Boden Frankreichs bereits heimisch gewesen, als dieser noch ein Teil des römischen Imperiums, sie selbst aber eine Provinz der geistlichen Macht war, welche das Römerreich ganz übersponnen und alle Kulturen, die in seinem Umkreis geblüht, in sich aufgenommen, im Innersten verwandelt und ihrem eignen Geist untertänig gemacht hatte; alle ihre Metropolitansitze und die meisten ihrer Episkopate stammten aus jener Zeit. Sie war die Staatskirche, die Kirche Frankreichs, die Kirche, welche die katholische Religion, die Religion von Trient, nicht bloß zu schützen, sondern auch zu fördern und zur einzigen Religion im Königreich zu machen bestimmt war. Wenn die Monarchie, die noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre protestantischen Untertanen mit brutaler Härte verfolgte, späterhin dieselben tolerierte, sie wenigstens in ihrer Existenz nicht mehr bedrohte, so handelte sie hierin gegen ihre eigenen Gesetze; denn erst zwei Jahre vor dem Ausbruch der Revolution ist das Edikt Ludwigs XIV. aufgehoben worden, auf Grund dessen die Hugenotten vergewaltigt oder ausgewiesen worden waren.

Auch hatte diese Kirche ihres Ursprungs niemals vergessen. Alle anderen Privilegierten leiteten ihre Rechte und Besitztitel von der Krone ab: die Kirche allein gründete die ihrigen auf eine Autorität, welche über alle irdische Hoheit hinausreichte; sie war von jeher viel mehr die Verbündete als die Untertanin der Krone gewesen, so hatte sie, mit ihr Frankreich, den Staat und die Nation, aufgebaut. Viel tiefer, als es jemals von seiten der deutschen Kaiser geschehen, war die Kurie durch die französische Krone gebeugt worden, und doch hatte Rom, sehr im Gegensatz zu Deutschland, die französische Kirche niemals zum Abfall von der Krone bringen können. Durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch war sie mit der Krone zusammengegangen; sie hatte ihr nicht bloß gegen die Feinde des Landes, sondern auch gegen den Bischof von Rom beigestanden, bis zur Zersprengung des Verbandes der Gesamtkirche selbst. Aber den geistlichen Zusammenhang mit Rom hatte sie trotzdem zu allen Zeiten festgehalten. Als im 16. Jahrhundert die Gefahr heraufzog, daß das mit den nationalen Machtzielen verbündete Königshaus zum Protestantismus übergehen könnte, war es vor allem die Kirche gewesen, welche als die Beherrscherin der Massen sie dem römischen Glauben erhalten hatte: der Stifter des bourbonischen Hauses, Heinrich IV., der als Thronerbe sich mit jener Absicht getragen hatte, war in dem Moment, da er den Thron bestieg, zu ihr wieder zurückgekehrt. Die Einheit des Glaubens in Frankreich wiederherzustellen und immer fester zu machen, dahin war seitdem das Steuer des Staates gerichtet gewesen; auf diesem Wege hatten Richelieu und Mazarin, und nach ihnen Ludwig XIV. die französische Politik fortgeführt. Wenn sie Toleranz gegen die Hugenotten geübt hatten, so war es immer nur auf Zeit gewesen; und wenn sie auch dann noch mit Rom wiederholt in Streit geraten waren, so hatte auch dies am Ende immer wieder zu neuer Verbundenheit beider Mächte geführt. Dies war um so leichter gewesen, als die Konflikte mit der Kurie immer mit der Unterdrückung der von dem katholischen Glauben abweichenden Richtungen (mochte es den Anhängern Calvins oder den Jansenisten gelten), Hand in Hand gegangen waren: niemand war gegen die Hugenotten schärfer aufgetreten als Bossuet, der Bischof von Meaux, derselbe Hirte seiner Kirche, der der Krone im Kampf mit der Kurie treu zur Seite gestanden und in seinen philosophisch-politischen Schriften die Monarchie als die höchste, von Gott mit der Schöpfung selbst eingesetzte Gewalt gefeiert hatte. Und dieser Kirche hatte die Krone nicht nur die Erhaltung ihrer Untertanen im Glauben, sondern auch ihre Erziehung anvertraut, von der untersten Dorfschule her bis in die Lehrräume der Sorbonne; sogar in den Kriegsschulen (man denke nur an Napoleons Unterricht in Brienne und Paris) lehrten geistliche Brüder, nicht nur Religion, sondern auch Geschichte und Literatur.

Bei alledem war die Kirche immer eine Macht für sich geblieben. Die Selbstverwaltung, die sonst in den Provinzen wie in allen übrigen Korporationen durch den Machtwillen der Regierung gekreuzt und oft beinahe aufgehoben war, hatte sie sich ungeteilt erhalten. In ihren „Konvokationen“, die in bestimmten Zeitabschnitten, alle fünf oder zehn Jahre, zusammentraten, verhandelte sie mit den Kommissaren des Königs über die Höhe des Anteils, den sie der Regierung von ihren Einnahmen zu bewilligen gedachte. Denn sie war die größte Grundbesitzerin in Frankreich, und kaum geringere Summen bezog sie aus den ihr zur Verfügung stehenden Zehnten. Sie verweigerte niemals, der Krone diesen Tribut zu entrichten, aber sie hielt darauf, daß sie selber das Maß desselben bestimme. „Dons gratuits“, freiwillige Gaben, nannte sie die Summen, welche sie an die königlichen Kassen abgehen ließ. Und niemals vergaß sie sich selbst. Der Krone hatte sie Raum gegeben, ihre Macht zu entfalten, aber in ihre eigenen Rechte gestattete sie ihr keinen Eingriff: die ältesten Urkunden der heiligen Geschichte holte sie hervor, wenn es den Vertretern der Krone einmal einfiel, im Namen des Staates Dienste oder Gelder von ihr zu fordern. Sie gab dem König, was des Königs war; aber die Höhe ihrer Leistungen zu bestimmen, behielt sie sich selbst vor.

Dabei hatte auch sie sich im Lauf der Zeiten der sozialen Struktur des „ancien régime“ durchaus angeglichen; auch in ihr gewahren wir die gleiche Trennung zwischen den Privilegierten und den unteren Schichten, deren wir vorhin gedachten. Als Diener

der Kirche gehörten zwar alle Träger der Tonsur dem ersten Stande im Staate an, die Curés mit ihren 500—600 Livres im Jahr ebensowohl wie etwa die Bischöfe von Cambray und Straßburg mit ihren nach Hunderttausenden zählenden Einkünften. In der Tat aber gingen jene fast ausschließlich aus dem kleineren Bürgertum oder der bäurischen Bevölkerung hervor, und ihre Bildungshöhe überragte oft kaum die ihrer Dorfgemeinden. Obschon der Idee nach die Gläubigen vor Gott alle gleich waren und der Zugang zu allen Würden der Kirche auch den Niedrigstgeborenen offen stand. Es mochte wohl vorkommen, daß einmal ein höherer Geistlicher aus den unteren Ständen hervorging. Der Regel nach aber blieben die Prälaturen und nicht bloß die Bistümer (deren es 134 im alten Frankreich gab, 100 mehr als in Deutschland), sondern auch die zahlreichen Abteien und Priorate, die Kapitel und Kanonikate ebenso den vornehmen Häusern vorbehalten, wie die hohen Stellen in der Armee und den Provinzen den Angehörigen des Adels, sei es des Degens oder der Robe. Und die Benefizien zu vergeben, war von alters her das Vorrecht des Königs.

Fassen wir dies alles zusammen, so sehen wir eine Krone, die der Idee und ihren Ansprüchen nach absolut war, und Korporationen, welche tatsächlich im Besitz der wichtigsten Funktionen des Staates waren. Dem Adel blieb die Führung der Armeen, den Parlamenten die Rechtsprechung, der Kirche die Leitung der Seelen von der Kanzel, im Beichtstuhl und in der Schule. Armee, Verwaltung und Besteuerung waren die drei Organe, durch welche sich die absoluten Kronen überall im alten Europa erhoben. Auf sie gegründet, hatten vor allem Preußens Könige sich zu Herren im Lande und ihren Staat zu einer Macht erhoben, die ihm eine Stelle unter den Großmächten des Erdteils verschafft hatte: in Frankreich aber waren sogar diese Organe von den feudalen Elementen überwuchert worden; auch sie spiegelten die Doppelnatur der Monarchie wider.

(Fortsetzung und Schluß folgt)

Zwei Impressionen am Meere!

Von Ernst Zahn

Am Strande

Blauer Himmel, blaue Fluten!
Unablässig rauscht das Meer,
Und hinein in weißen Gluten
Senkt die Sonne Speer um Speer.

Aus der Heimat schied ich gestern.
Kunde noch erreicht mich nicht,
Weiß nicht, ob sie mich verlästern,
Ob man gut dort von mir spricht.

Bin an fremden Strand verschlagen.
Was da war und was da wird,
Keinen kann ich danach fragen.
Nur die Sonne flammt und flirrt.

Unbekannte Mächte schweben
Zwischen Gehn und Wiederkehr.
Unablässig rinnt das Leben,
Unablässig rauscht das Meer.

Das Segel

Fern am Ende aller Dinge,
Wo sich Meer und Himmel schloß,
Steht ein Segel regungslos,
Weiß wie eine Schwanenschwinge,

Steht dort ohne Ziel und Landung.
Eine tiefe Stille wohnt
Über Meer und Horizont.
Nur ans Ufer rauscht die Brandung.

Ging ein Wunsch ins Gold der Weiten?
Suchte dort ein Mensch den Strand,
Bis er tief erschrocken stand
Vor der Ferne Ewigkeiten?

Stunden gehen hin. Es rötet
Sich der Westen bei und bei.
Nur das Segel steht, als sei
Wind und Sehnsucht ihm ertötet.

Nur das Segel färbt sich nimmer.
Einsam, reglos, fern und fahl
Wie ein Sinnbild ew'ger Qual
Steht es dort und wartet immer.

Sterbende Amazone. Bildwerk von Emil Jensen

Bilder aus dem Sudan

Von Rudolf de Haas

Mit Bildern von Alexander Jakowlew

Seit im Frühlicht der Weltgeschichte im Kielwasser der „roten Männer" aus dem Lande Kanaan die Galeeren des Karthagers Hanno das Grüne Vorgebirge umschifften, reichte der Arm der tyrischen Neustadt vom Saum Kyrenes über die Säulen des Herkules und das uralt phönizische Cadiz hinaus bis nach Sierra Leone, ja vielleicht bis an die Wasser des Golfs von Guinea und den Götterberg von Kamerun.

Jedoch der wagemutige Punier, der sich nach der heimatlichen Erde seiner Vorfahren auch in Karthago noch stolz „Kanaaniter" nannte, der im Vollblut der Phönizier alle Meere befuhr und der kalten Brise der Nordsee ebenso trotzte wie der Tropenglut Senegambiens, dachte nie daran, sein Leben dem Sandmeer anzuvertrauen. Wohl war der Karthager nach einem Wort der Alten aus dem Tyrier Libyer geworden. Sobald er sich stark genug dazu fühlte, weigerte er den Nomadenscheichs den Zins und bewirtschaftete die reiche Erde Nordafrikas mit zielbewußter Energie selbst. Unter der Peitsche der Zwingherren bebaute ein Heer gefesselter Sklaven den Boden, an die zwanzigtausend im Besitze eines einzigen Kolonisten. Niemals aber gelüstete es die karthagischen Pflanzer, den Schleier zu lüften, der jenseits der Sümpfe des Lacus Tritonis und der Atlaswände die schweigende Wüste verhüllte, aus der die Karawanen des Sudan ihre Schätze vor die Tore der Byrsa brachten. Vom Sandmeer Tripolitaniens, von den südlichen Hängen des aurasischen Gebirges wanderte kein wehrhafter Zug der am Golf des Bu Kornein angesiedelten, sonst so kühnen und abenteuerdurstigen Kanaaniter an die Wasser des Tsadsees oder des Nigers . . .

Weiter als der tyrische Kolonist kamen auch Rom und Byzanz nicht. Am Portal der Sahara machten sie halt.

Anderthalb Jahrhunderte hatten die Neurömer aus der Stadt des Konstantin das afrikanische Mittelmeergestade in Besitz, als auch ihre Stunde schlug. Die Besieger der Vandalen erlagen den in frischer Jugendkraft anstürmenden Mosleminen. Der Halbmond ging über den Pyramiden auf. Das Kreuz der Byzantiner sank von den Zinnen der Byrsa von Karthago wie vor ihm der Tempel des römischen Jupiter und das Heiligtum des phönizischen Eschmun.

Die Säulen des Herkules erbebten vor dem „Allahu akbar!" der Beduinen des Mekkaners.

Der Sohn der arabischen Wüste schreckte auch vor der afrikanischen nicht zurück. Er folgte dem einheimischen Libyer, dem Berber, in die Tiefen des geheimnisvollen Sandmeers.

Der Schleier der Sahara sank. Die jungfräuliche Wüste, die wie eine Braut dem Erlöser aus dem Osten entgegengeschmachtet hatte, erwachte aus der Dämmerwelt der Träume. Von den Syrten her und aus den Felsschluchten des Atlas stoben Sandtromben und Staubwolken hoch. Frühlingsfarben wie der junge Dattelwald der Oasen kleidete sich im Hintergrunde die Welt im Norden. Es war das grüne Banner des Propheten, das über der Frühlichtschwelle des Firmaments aufblitzte. Meharis stürmten heran, schnelle Dromedare, denen kein Roß es gleichtat. Weiße Kapuzen flimmerten über bronzefarbenen, kühnen Gesichtern, weiße Mäntel flatterten über buntfarbigen Sätteln. Welle auf Welle brauste heran wie die wandernden Dünen im

Ana, das Weib des Yalinga (Bantu-Neger)
Äquatorial-Afrika

Wehen des Samum. Durch die weite, wilde Wüste stob der Zug, bis der Saum des Sandmeers erreicht war, bis jenseits des Großen Schweigens neue, fremdartige Oasen auftauchten und bald hernach unermeßliche Steppen voll bunten Tierlebens und seltsamen Menschengewimmels.

Die Welt des „Sudan" war erreicht, das Land der „Schwarzen", wie das arabische Wort besagt, die Gebiete der Neger südlich der Sahara.

Am Eingang dieses Reiches bewillkommnete sie ein Wunder der Erde der Tropen, die Adansonia digitata, benannt nach dem Franzosen Adanson, der sie im 18. Jahrhundert von Senegambien aus kennenlernte und in einer Monographie beschrieb, besser bekannt als der „Affenbrotbaum", Seite 67, Träger uralter Sagen und abergläubischer Vorstellungen wie vielleicht kein anderer Stamm des dunklen Erdteils. Als Wahrzeichen einer neuen Welt steht er vor uns, an einem Dorftümpel der Sudanbewohner, deren Kegeldachhütten an den Ausläufen der Sahara erbaut sind. Der Wunderbaum, der „Baobab" der Westafrikaner, findet sich südlich der Großen Wüste von Senegambien, den Ländern am Tsadsee und Nubien und Abessinien an bis nach Rhodesien, Angola und Deutsch-Südwest. Er erreicht ein ungeheures Alter. Adanson fand an einem Stamm von 9,4 Meter Durchmesser Inschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert und schätzte das Alter dieses Baumes auf 5150 Jahre. Die schönen weißen Malvenblüten erfreuen das Auge. Die Frucht, die an langen Stielen von dem zur Trockenzeit blattlosen Baum herabhängt, enthält ein erfrischendes, süßsaures Mark, dessen Genuß uns im ostafrikanischen Kriege eine willkommene Abwechslung bot.

Sehr gut und anschaulich hat der Maler die Landschaft wiedergegeben, farblos trotz ihrer Farben, wie die Natur sich zeigt, wo die Wüste von allem Leben Abschied nimmt. In der Art der Zeichnung wird man an die Niederländer erinnert, an Breughel z. B., ebenso in der Farbtönung, in dem fahlen Gelb und Blaugrün.

Wenn wir Land und Leute im Sudan näher kennenlernen wollen, so brauchen wir uns gar nicht sonderlich anzustrengen. Alexander Jakowlew hat es uns leicht gemacht. Er führt uns auf Seite 69 Dromedare und Rosse der Gläubigen des Propheten vor Augen, die von Norden heranziehen. Wir schließen uns ihnen bereitwilligst an, nur daß wir den Vorhang der Jahrhunderte zurückrollen und in den Reitern einen Vortrupp der Araber uns vorstellen, die diese Welt zuerst sahen.

Mutter mit Kind der Bantu-Neger in Äquatorial-Afrika

Sie haben die Oasen am Saum der Sahara hinter sich gelassen und gelangen in die unermeßliche Steppe mit dem über sie hingebreiteten blauen Mantel Allahs und den zu ihrem Triumphempfang sich rüstenden Girlanden grünweißer Euphorbien.

Über die Natur des Sudan geben wenige Worte ausreichenden Aufschluß. Das weite Land zwischen dem Saum der Sahara und dem tropischen Urwald des Küstengürtels trägt durchweg den Steppen- und Savannencharakter. Eine Ausnahme bildet nur der westliche Sudan, der die Flußgebiete des Senegal und Niger umschließt; Urwald und die den Übergang zur Steppe vermittelnde Parklandschaft gestalten dort wie in vielen Gegenden Ostafrikas die Natur vielseitiger. Eine Trockenzeit und eine Regenzeit charakterisieren das Klima des Sudan mit den für Steppengebiete üblichen, von den deutsch-ostafrikanischen Hochplateaus her uns wohlbekannten Temperaturschwankungen.

Während das Land für die Beurteilung keine Schwierigkeiten bietet, hat das Völkerproblem auch heute noch keine einheitlich anerkannte Lösung gefunden. Gewisse An-

haltsfäden zur Entwirrung der Rassefragen bieten sich aber auch dem weniger geschulten Auge auf den ersten Blick.

Die vordringenden Araber, mit deren Auftauchen im Sudan das Frühlicht in diese Welt fällt, stoßen auf hellfarbige Rassen, auf Neger und auf von uns als Pygmäen bezeichnete Zwergstämme, die ebenfalls heller als die Neger sind, hell bis hellgelb. Diese gänzlich voneinander abweichenden Völker hatten sich bereits zur Zeit der Ankunft der Araber vielfach untereinander vermischt und sind heute in ihren Einzelindividuen nicht immer ganz leicht richtig einzutaxieren.

Von den drei Rassen, die die Araber im Sudan antrafen, waren die hellfarbigen Stämme ebenfalls aus Nordafrika gekommen, wie die Angehörigen des Propheten. Sie gehörten indessen nicht den Semiten an, wie die Araber, bildeten vielmehr mit den alten Libyern, den heutigen Berbern, sowie wahrscheinlich auch mit den alten Ägyptern und anderen eine große Familie. Es sind die Hamiten. Außer durch die helle Haut werden sie da, wo sie die Reinheit des

Ortschaft an den Ausläufern der Sahara in der Nähe des Niger. Vorn links ein uralter Affenbrotbaum

Blutes bewahrt haben, durch den hohen, schlanken Wuchs, das schmale, ovale Gesicht mit der wohlgeformten Nase und das lockige, nicht, wie bei den Negern, krause Haar charakterisiert. Von Hause aus sind sie alle Hirten. Ihre Sprache unterscheidet sich von den übrigen afrikanischen Sprachen dadurch, daß sie ein Maskulinum und ein Femininum kennt, eine mannigfaltige Pluralbildung aufweist und Ablauterscheinungen. Zu den Hamiten gehören das Herrenvolk der Fulbe und das handelstüchtige und gewerbfleißige Volk der Haussa. Beide sind Mohammedaner.

Die dunkelhäutige Negerrasse, die außer durch die Farbe sich durch das krause Haar, die Langköpfigkeit und den vorspringenden Unterkiefer charakterisiert, zerfällt in die weniger körperlich als vielmehr sprachlich sich unterscheidenden Sudanneger und Bantuneger. Unter Sudannegern verstehen wir die Stämme, die sich zwischen den Bantu im Süden und der Sahara im Norden niedergelassen haben. Ihre Sprachen bestehen aus einsilbigen Wurzeln, die Vor- und Nachsilben gar nicht oder doch kaum kennen und durch musikalische Töne, wie im Chinesischen ähnlich, unterschieden werden. Sie haben weder das grammatische Geschlecht wie die Hamiten noch die Klasseneinteilung der Bantu und bilden den Plural meist durch Anhängung einer Silbe. Bantuneger heißen die eine einheitliche Sprachgruppe bildenden Neger des südlichen, das große Dreieck bildenden Teils von Afrika. Ihren Namen haben sie durch den Deutschen Bleek nach dem ihre Sprachen in mehr oder weniger veränderter Form durchziehenden Wort „bantu“ = „Menschen“ erhalten. Im Norden reichen diese Stämme bis in die Nordwestecke von Kamerun hinein. Die Bantusprachen haben ebensowenig ein grammatisches Geschlecht wie die Sudansprachen und kennen auch keinen eigentlichen Ablaut, unterscheiden sich aber durch die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung von den Sudansprachen, teilen außerdem die Substantiva durch Vorsilben in Klassen ein und benutzen diese Vorsilben auch zur Bildung der Sätze. Sie haben eine reichentwickelte Grammatik und auch im Fürwort und Zeitwort eine große Formenfülle. Seine Entstehung verdankt das Bantusprachsystem wahrscheinlich der Mischung einer den Sudansprachen ähnlichen Urform mit einer Hamitensprache, die der der Fulbe ähnlich ist.

Die Pygmäen, zu denen die Bagielli in Südkamerun gehören, sind die durchschnittlich 150 Zentimeter nicht erreichenden Zwergvölker, die in einer ganzen Anzahl von Stämmen in Afrika verbreitet sind und unter anderen die Buschleute im Süden umfassen. In ihnen haben wir nach fast allgemeiner Annahme eine der ältesten Menschenrassen und jedenfalls die Ureinwohner Afrikas zu erblicken. Durch die Hamiten im Norden und die Bantu im Süden sind sie aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen mehr und mehr verdrängt worden.

Junge Mädchen der Bantu-Hamiten

*

Der Maler führt uns auf Seite 65 in den bunten Völkerstrudel des Sudan ein. Es ist ein häßlicher Typus. Der vorstehende, außerordentlich schwülstige Mund mit der überragenden Oberlippe fällt sofort in die Augen. Der sehr starke Hals läßt den Schluß zu, daß er einem untersetzten Körper aufgebaut ist.

Euphorbien. (Im Sudan)

Mashemma, Hauptmann der Reiterei des Sultans Serki Müssa (Sariki-n-Musulmin)

Ein Weib aus dem französischen Äquatorialafrika ist es, dem Teil des Sudan, der vom Tsadsee her östlich um Kamerun herumgreift und nahe der Kongomündung die Küste des Golfs von Guinea erreicht. Das Blut der Sudanneger fließt durch ihre Adern.

Das anscheinend auf einen Tuchhintergrund mit ganz primitiven Zeichnungen gestellte Bild der Mutter mit dem Kinde ist vortrefflich (Seite 66). Die Art, wie die Frau ihr Baby trägt, springt zunächst in die Augen. Das Kind reitet auf der Hüfte der Mutter und wird durch das Tuch gehalten, das über die Brust geschlungen ist. Das Kind sieht aus wie ein alter Mann. Das ganz besonders feine Bild läßt die Frage nach der Blutmischung in den Hintergrund treten. Eine Sudannegerin aus Französisch-Äquatorialafrika ist auch diese Frau.

Die Frage nach dem Stamm wird sofort akut bei dem ersten Blick auf Seite 68. Wie eine Riesin steht das schlanke junge Mädchen vor uns. Wir staunen zunächst über die sehr langen Arme und Beine und die hohen Hüften. Der lange, schmale, ovale Kopf fällt uns auf und an ihm insonderheit die außerordentlich hohe Stirn. Bei der Betrachtung der dieselben Merkmale aufweisenden Figur zur Rechten erregen wiederum die an junge Fohlen gemahnenden unteren Gliedmaßen die besondere Aufmerksamkeit. Wenn man von der etwas breiten, negroide Einflüsse verratenden Nase absieht, so tritt uns in der Hauptgestalt der un-

Reiter des Fulbe-Sultans Dsherma in Wattepanzern in der Niger-Kolonie Niamei

verkennbare Typus der Hamiten entgegen. Starke Metallringe zieren Arme und Füße der Figuren; der sehr schöne Lendenschurz und die geschmackvollen Halsschnüre verstärken den angenehmen Eindruck. Den Hintergrund bildet die an die Palme gemahnende schlanke Papaye, der um seiner erfrischenden Früchte willen besonders geschätzte Melonenbaum.

Die Gruppe der Mädchen leitet uns von

„Tej-tej“, Papyruskähne auf dem Tsadsee

selbst über zu dem männlichen Vertreter ihrer Rasse auf Seite 70.

Wie andere Figuren Jakowlews ist der Reiterhauptmann scheinbar in das Überschlanke stilisiert. Wir bewundern die geschickte und geistvolle Behandlung der Kleidung und der Landschaft. Der Kontrast zwischen Himmel und Turban und dem schwarzen Gewand fällt zunächst in das Auge; das Blau hebt das Rot noch wirkungsvoller heraus. Es ist dem Maler gelungen, das Unheimliche der Erscheinung in erster Linie auf den Beschauer wirken zu lassen. Man fühlt sich zurückversetzt in die Zeiten der Sklavengreuel. Besonders wird dieser Eindruck durch die Peitsche und das in der Manschette bzw. dem Armband steckende Messer hervorgerufen, ebenso durch die spitzige Spange des rechten Arms, den man bei oberflächlicher Betrachtung für einen Dolch halten könnte. Der schwarze Überwurf verstärkt das Düstre der Persönlichkeit. Die Füße haben in ihrer Flachheit und Schlankheit, sowie in ihrer scheinbar etwas übertriebenen Länge etwas Schlangenhaftes. Der Mann ist barfuß, sieht aber trotzdem sehr elegant aus.

Die hinter der Hauptfigur ankommenden Leute sind in ihrer Bewegung ausgezeichnet beobachtet. Mit wenigen Mitteln ist die satte, finstre Ruhe orientalischer Machthaber ausgeprägt. In den begleitenden Figuren drückt sich die ganze Servilität der Neger aus.

Auf dem Bild zeigt sich die Stärke des künstlerischen Temperaments und die Eigenart der Auffassung Jakowlews. Es ist erstaunlich, mit wie zarten Farben doch die Glut wiedergegeben ist. Wie bei allen Bildern sind auch hier die Hauptfiguren und ihre Ausschnitte sehr künstlerisch gesehen.

Das reich gestickte und phantastisch anmutende Kostüm bringt uns auf die Frage, wer dieser hamitische Reiterführer ist. Der „Serki Müssa“, sein Herr, ist wohl identisch mit dem Sariki-n-Musulmin, wie der Titel des Sultans von Sokoto lautet, dem „Beherrscher der Gläubigen“. Es ist der Sultan des großen Fulbereiches, das Othman dan Fodio 1802 auf den Trümmern der Haussamacht gründete; Sokoto erbaute er als seine Hauptstadt. Über die einzelnen Teile seines Reiches setzte er die „Lamido“ genannten Statthalter oder Vasallen, die ihm alljährlich persönlich ihre Huldigung brachten und ihre Tributzahlung überreichten. Seine Herrschaft reichte vom Niger bis nach Adamaua in Kamerun. Durch die Ankunft der Europäer und die Begründung ihrer Kolonialmachtstellung sank seine Bedeutung zu einer Schattenexistenz herab.

Seite 71 führt uns dem Anschein nach ein wundervoll entworfenes modernes Plakat vor Augen, das irgendeiner frohen Laune der Phantasie seinen Ursprung verdankt. Bei näherer Betrachtung kommen wir auf den Gedanken, mittelalterliche Ritter zu schauen, die zum Turnier ausziehen, nur daß der Schauplatz im Morgenlande liegt. Wir kommen der Wirklichkeit schon näher. Es ist die Kriegsausrüstung der Fulbe-

Befestigte Sudanstadt

reiterei, aus der Kreuzzugserinnerungen hervorleuchten mögen. Der Sudan, der Tierhautpanzer und Eisenpanzer hervorgebracht hat, zeigt uns hier die Wattepanzer, mit denen die Fulbe Roß und Reiter gegen die Pfeile der von ihnen in

Arabische Siedlung beim Fort Lamy südöstlich vom Tsadsee

das Gebirge zurückgedrängten einheimischen Negerbevölkerung schützten. Die metallnen Helme sind durch Federbüsche prächtig verziert.

In der Art, wie die Muster der Wattepanzer gehandhabt sind, zeigt sich die große Begabung des Malers für die Einteilung der Fläche. Der strahlend blaue Himmel ist ein geschickt gewählter Hintergrund für das viele Rot und Gelb. Man hat sofort den Eindruck von Reitern, ohne zunächst von den mit Stoff verhüllten Pferden außer den Ohren und Augen etwas zu sehen. Das Bild ist geschmackvoll in Farbe und Form, wirkt monumental und gar nicht unruhig, trotzdem es in Einzelstücke zerlegt ist, und dünkt uns eine Schau aus dem Reich der Märchen.

In dem Maße, wie die Fulbe im Laufe der Zeit aus einfachen Hirten ein Herrschervolk wurden, nahmen sie die Sitten und Gebräuche der unterworfenen Haussa an, aus denen sie noch heute mit Vorliebe ihre Weiber wählen. Es ist daher kein Wunder, daß sie bis auf den später eingewanderten und rein verbliebenen Hirtenstamm der Bororo in den Haussa völlig aufgegangen sind. Als fanatische Mohammedaner haben sie nicht nur den Haussa, sondern allen Unterworfenen mit Ausnahme der in die Gebirge geflüchteten und hier ihrer Reiterei trotzenden Heidenstämme den Islam aufgezwungen.

Ursprünglich hatten die Fulbe den Kral, der aus primitiven Hütten mit rundem Kegeldach bestand, wie wir sie auf dem ersten Bilde sehen. Seite 73 zeigt uns ihren Fortschritt im Haussa- und Araberstil. Die Türen der Häuser erinnern an die Form, die sich bei ägyptischen Tempelbauten findet. Die Bäume der Lehmstadt haben den fahlen Ton der Sahara vom Wüstenstaub angenommen. Das Bild ist um die Mittagszeit gemalt, denn die Schatten sind klein. Eine große Virtuosität in der Behandlung der Perspektive tritt zutage. Der Blick überfliegt das orientalisch-biblische Stadtbild und betrachtet die Wüste, aus der für die Sudanstädte so oft die verhängnisvolle Wetterwolke in Gestalt todbrohender Beduinenschwärme nahte, die nach den Reichtümern des fruchtbaren Südens Begehr trugen. Alle Sudanstädte sind mit gewaltigen Mauern umgeben. Das bedeutendste Handelszentrum ist nicht die in einem Meer grüner Wipfel versteckte Hauptstadt Sokoto, die zwar den bedeutendsten Pferdemarkt hat und eine bemerkenswerte Ton- und Eisenindustrie aufweist, sondern das von der Vegetation vernachlässigtere Kano, der eigentliche Puls des Sudan, in dessen Nähe sich die besten Webereien und Indigofärbereien befinden; auch Leder, Eisen und Silber werden hier verarbeitet. Für die Ausfuhr nach Europa kommen heute hauptsächlich Erdnüsse in Betracht. Cha-

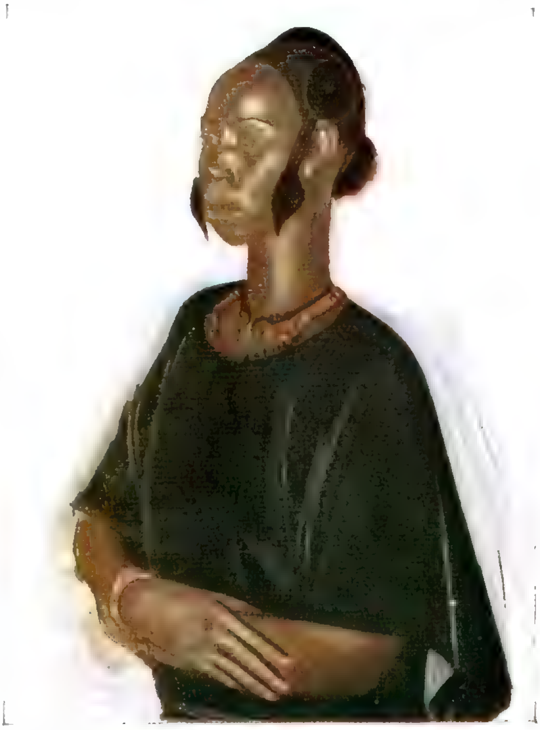
rakteristisch für die Sudanstädte sind die an China gemahnenden, dort „Kang" genannten heizbaren Lehmpritschen, die in den kalten Nächten den Ofen ersetzen. Die sanitären Verhältnisse spotten, wo der Europäer nicht eingreift, jeder Beschreibung. Die Toten werden in den Höfen und unter den Wohnhäusern begraben. In den Tümpeln, aus denen das Wasser geschöpft wird, trifft man verwesende Tierkadaver und Unrat jeder Art. Sperlinge nisten in den Städten wie bei uns, nur nicht in den Häusern, sondern in den Kronen der Palmen und anderer Bäume. Die Zugvögel aus dem Norden finden sich ein. Neben ihnen gewahrt man, sobald man dem Urwald und seinen Flußgebieten mit den bunten Königsfischern, den Graupapageien und den blauen Bananenfressern mit ihren blutroten Schwingen den Rücken gekehrt hat, auch in den Bezirken der Sudanstädte als Vertreter einer mannigfaltigen Ornis den prächtigen Tantalus Ibis, den Nimmersatt, den herrlichen Kronenkranich, riesige Kropfstörche, schwarze Kormorane, heilige Ibisse, Schwarzhalsreiher, bunte Nectarinien und langschwänzige Glanzstare. In den Affenbrotbäumen horstet mancherlei gefiedertes Volk, unter anderem die

Eingeborenen-Brücke beim Fort Archambault in Äquatorial-Afrika

philosophischen Marabus. Auf den Stadtmauern recken träge die Geier ihre Schwingen.

Wir nähern uns dem Zentrum alter Reiche, die in Staub zerfielen, dem Tsadsee. Der Name Kuka taucht in unserer Erinnerung auf. Es war die Hauptstadt des einst so mächtigen Reiches Bornu, das der ägyptische Sklavenjäger und Mahdifreund Rabeh 1894 eroberte und zerstörte, nachdem er zwei Jahre zuvor bereits Bagirmi eingenommen hatte. Am Widerstand der Fulbe fand er die Grenze seiner Macht; sein Vorstoß nach Süden scheiterte.

Die Grazie der Papyrusboote auf dem Tsadsee ist unvergleichlich auf dem in Zeichnung und Farbe geschmackvollen Bild (auf Seite 72). Man empfindet die Wucht der Bewegung selbst mit und verspürt die Schnelligkeit des Dahinschießens physisch. Wie einen mächtigen Bogen hält der Eingeborene die Stange. Die Schlankheit der Glieder der Bootsleute und die Schnäbel des Fahrzeugs erinnern an Stabheuschrecken. Wundervoll ist die Färbung des Wassers und des Grüns, besonders interessant auch der kalte blaue Rock des Vordersten.



Junges, arabisches Mädchen aus Fort Lamy beim Tsadsee

Im Süden des Tsadsees sitzt in einer Kopfzahl von 100 000 der Araberstamm der Schua, dessen Wanderungen aus seiner asiatischen Heimat von der Wissenschaft eingehend untersucht sind. Seite 74 zeigt uns eine arabische Siedlung in Fort Lamy südöstlich vom Tsadsee, Seite 76 ein arabisches Mädchen von ebendaselbst, das aber, wie besonders die Mundpartie ausweist, Negerblut in starker Beimischung in seinen Adern hat. Fort Lamy liegt Kusseri gegenüber, dem Sitz der deutschen Residentur unserer ehemaligen Kameruner Tsadseegebiete, unweit der Vereinigung von Logone und Schari; hier wurde Rabeh 1900 von den Franzosen geschlagen und getötet und damit sein mächtiges Reich zerstört. Das Fort hat von einem der siegreichen Generale seinen Namen erhalten. Auf dem Bilde der arabischen Niederlassung kommt die stehende Hitze zum Ausdruck. Heißes Licht liegt über der Mauer. Die Farben wirken trotz ihrer Zartheit sehr intensiv. Während für den Sudan im allgemeinen die schattenspendende Tamarinde charakteristisch ist, erinnert der Baum links an die Kigelia aethiopica, den uns von Ostafrika her wohlbekannten „Leberwurstbaum“. Das Mädchen von Fort Lamy wirkt ganz modern, als ob sie ein europäisches Kleid anhätte. Abgesehen von dem sofort sich als negerhaft charakterisierenden Unterkiefer, dem wulstigen Mund und den flachen Backenknochen fallen die Riesenohren auf und die sehr schön gewölbte Stirn. Eigenartig ist der lange, säulenartige Hals.

In den Ländern am Tsadsee wird der Ackerbau fleißig betrieben, in den Sumpfgebieten wächst der Reis wild. Im Logone-Schari-Tiefland gibt es teilweise schöne Weide. Dornbuschwald ist ebenfalls reichlich vertreten. In den Steppen jagen die Araber den Strauß.

Südöstlich von Fort Lamy liegt Fort Archambault, oberhalb der Vereinigung der beiden Hauptströme, die den Schari bilden. Hierher führt uns das Bild von Seite 75, die Karawane, die die Brücke passiert.

★

Ein letzter Blick fällt noch einmal auf Seite 69. Mit den von Norden aus der Wüste kommenden Arabern sehen wir im Geiste Jahrhunderte später die ersten deutschen Pioniere von Tripolis über Kuka kommen, Barth und Rohlfs und alle die anderen, die ihr Leben daran wagten, den dunklen Erdteil zu erhellen.

Heute fährt das Dampfroß von Lagos aus in 44 Stunden mitten in das Herz des Sudans, nach Kano, der großen Handelsmetropole. Die fremde, bunte Welt ist erschlossen.

Die Straße / Novelle von Fritz Bondy

Der Norditaliener hat unter seinen vielen liebenswürdigen Eigenschaften eine, die man schon als Schwäche bezeichnen muß. Er liebt den Straßenbau über alles.

Ganz harmlos quetscht sich romantisch-verfallenes Gemäuer eines verlorenen Dorfes in die Reben hinein. Umsonst, das Auge des Straßenbauers ruht wohlgefällig darauf, er selbst aber ruht nicht, der „Capomaestro“ macht den Voranschlag, der Gemeinderat besichtigt, irgendeine in metaphysischen Höhen thronende Straßenbaubehörde gibt kostenlos den Segen — am Ende ist er gar nicht kostenlos, denn auch in den metaphysischen Höhen lebt man nicht bloß von Makkaroni —, die Gemeinde bewilligt ächzend vor Stolz und Steuern das nötige Geld, und dann kommen die Arbeiter. Lauter nette, angenehme Leute, die ihr Handwerk fabelhaft verstehen, miteinander Dialekt reden, Fremden aber höflich in einem Französisch Auskunft geben, in dem das „R“ nur so kollerollt. —

In den Gemeinden Terrassona und Ventidue bedurfte der Straßenbauehrgeiz wahrer Orgien zu seiner Befriedigung.

Terrassona gelang es, eine seiner Straßen, die zu einem einzelstehenden Gehöft führte und dort in den Wiesen ein ruhmloses Ende fand, von sechs auf zwölf Meter zu verbreitern. Nun konnte man ruhig der Entwicklung zur Großstadt entgegensehen.

Aber Ventidue ließ sich auch nicht lumpen. Seine Hauptstraße prunkte noch von Neuheit, da erreichte man durch kluge Voraussicht und ökonomische Verteilung der Möglichkeiten, daß man diese neue Hauptstraße dreimal hintereinander wieder aufreißen und schließen durfte.

Erst wurde die Kanalisation gelegt, dann kam die Gasleitung und endlich wollte man doch nach einigen tatenlosen Wochen sehen, ob Gas und Wasser einander nicht ins Gehege strömten.

Terrassona konnte diesen Erfolg der Nachbarn nicht lange auf seiner zwölf Meter breiten Straße schlafen lassen. Man studierte die Geographie sorgfältig, man sandte Expeditionen aus, und wahrhaftig, es gab eine Stelle, wo der Straßenbauwahn sich austoben konnte.

Da standen drei kleine Häuser in ihren Gärten an einem guten breiten Weg; an der andern Seite des Weges dehnte sich eine ungeheure Wiese, die vergebens darauf wartete, zum Bauplatz zu avancieren. Die Bewohner der drei Häuser waren mit ihrem Weg ganz zufrieden, nur wenn es zwei Monate ununterbrochen geregnet hatte, glich er einem Miniaturmississippi.

Das sollte anders werden.

Die üblichen Instanzen wurden in Bewegung gesetzt, der Weg war auf einmal belebt wie die Tauentzienstraße um Weihnachten, und ein Statistiker erbrachte den Beweis für die Notwendigkeit des Straßenbaus durch die Feststellung, daß schon jetzt siebenhundertdreißig Automobile jährlich den Weg frequentierten.

Diese Feststellung glückte dadurch, daß jeden Morgen das Auto des Bäckers den drei Häusern ihr tägliches Brot brachte und dann auf demselben Weg zurückfuhr.

Umsonst erklärten die Bewohner der drei Häuser, daß sie die Straße durchaus nicht brauchten, daß es schade um jeden Centime wäre — es nützte nichts, der Gemeinderat beschloß den Bau und dekretierte, daß die Anrainer und späteren Hauptnutznießer erhebliche Beiträge zu leisten hätten. — — —

In jedes Menschen Seele sprechen zwei Stimmen; die eine legt sich, wie das der Stoiker Epiktet verlangt, immer wieder die Frage vor: „Was würde Sokrates an deiner Stelle tun?“

Die andere aber ist die Stimme des ewigen Michael Kohlhaas. —

Der alte Borgaglia war zweifellos mit der stoischen Philosophie wenig vertraut; in der Praxis kaum und in der Theorie schon ganz gewiß nicht. Er hielt es lieber mit Kleist, den er auch nicht kannte. Und die Stimme des Michael Kohlhaas sprach ziemlich laut in ihm.

Als der Bau der Straße beschlossen war und zwei von den drei durch diese Wohltat betroffenen Hausbesitzern sich murrend fügten, da setzte der alte Borgaglia den Hut auf das flatternde weiße Haar und marschierte in die Stadt.

Der Advokat Rivasca kannte seine Kundschaften und besonders vor der Hartnäckigkeit des Borgaglia hatte er einen ungemeinen Respekt. Nur schüchtern widerriet er: „Was wollen Sie denn, Borgaglia! Ihr Grundstück steigt doch im Wert, wenn die Straße gebaut wird.“

„Das ist mir gleich. Mein Grundstück ist zweihundert Jahre in meiner Familie, und der Weg war immer gut genug.“

Solcher Art waren die Argumente, denen der Advokat zu begegnen hatte.

Der Hinweis auf den Fortschritt im all-

gemeinen, der immer neuer Straßen bedurfte, zog natürlich auch nicht. Borgaglia fand für den Fortschritt keine liebevolleren Worte, als er für Sokrates gefunden hätte. Mochten sie die Straße bauen, von ihm sollten sie keine fünf Centesimi dazu bekommen, und die erhöhten Steuern würde er auch nicht zahlen.

Aber die Arbeiter kamen und begannen den Weg aufzuwühlen.

Das gab den ersten Zusammenstoß.

Denn die Straße sollte natürlich breit sein; man konnte ja dem zukünftigen Verkehr nicht jetzt schon Fesseln anlegen. Es mußten daher den drei Hausbesitzern ebenso wie dem Besitzer der Wiese reichliche Streifen ihres Landes genommen werden.

Da marschierte Borgaglia abermals zum Advokaten Rivasca.

„Es sind doch nur ein paar Meter,“ sagte der.

„Nicht eine Handbreit!“ erklärte der alte Borgaglia und hämmerte mit der Faust auf den Tisch, als ob es der Kopf des Bürgermeisters von Terrassona wäre.

Den Prozeß verlor er aber, und die Arbeiter räumten hohnlachend das Gemisch von Stacheldraht, Blech und Buchs fort, das Borgaglias Grundstück abschloß.

Es wurde die zweite Instanz bemüht, doch unterdessen ging es mit der Straße voran. Karren kamen und brachten große Steine und Sand, auf beiden Seiten wurden Mauern aufgerichtet, denn wenn man schon eine Straße baute, sollte sie auch gleich etwas höher gelegt werden. Nötig war das wohl nicht, aber es kostete mehr und war geeignet, den Ruhm von Ventidue zu verdunkeln, das auf solchen Einfall nicht geraten war.

Nachdem die Mauern standen, galt es die breiten Gräben aufzufüllen, die zwischen ihnen und dem alten Weg klafften.

Auch das gelang mit Hilfe des Abfalls von vier benachbarten Dörfern; die verbogenen Ölbüchsen Terrassonas lagen friedlich neben den Eierschalen von Sorranzo, neben der Asche von Palagno und zerbrochenen Weingläsern von Ventidue.

Die zweite Instanz war nicht klüger als die erste und bestätigte der Gemeinde das Recht, dem alten Borgaglia den zum Straßenbau nötigen Landstreifen zu enteignen. Aber der alte Borgaglia war ein wohlhabender Mann und jetzt erst ganz auf den Geschmack des Prozessierens gekommen.

Und der Advokat Rivasca fühlte sich nicht verpflichtet, seinem Klienten abzuraten. Mochte der Bauer immerhin zur dritten Instanz gehn. Selbst, wenn man da abgewiesen wurde, gab es noch genug Wege, den Prozeß zu erneuern, und der Advokat Rivasca hatte schließlich drei Töchter.

Die Gräben füllten sich, die neue Straße bekam sozusagen ein Gesicht, und man schüttete jetzt die ganze Länge lang Steine auf, grobe, große Steine, die unglaublich viel Spitzen hatten und den Bäcker dazu bewogen, sein Automobil an der Ecke warten und den Austräger zu den Häusern stolpern zu lassen. Die Sohlen des Austrägers gingen ihn nichts an, dagegen waren die Gummireifen teuer.

In diesen Wochen hätte jedenfalls der Statistiker von Terrassona Mühe gehabt, seine Verkehrsziffern zusammenzubekommen.

Doch schließlich war das nur ein Zwischenstadium, das bald überwunden sein mußte. So dachten wenigstens die Gemeinderäte.

Aber der Gemeinderat — allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz — denkt, und die dritte Instanz lenkt. Ein Formfehler bestimmte diese dritte Instanz, den ganzen Rechtsfall noch einmal an die erste zurückzuweisen.

Das alles erzählt sich schnell, aber in Wirklichkeit dauerte es Monate. Die Gemeinde hatte darüber das für den Straßenbau bewilligte Geld ausgegeben, der alte Borgaglia eine Hypothek auf sein Grundstück aufgenommen und der Advokat Rivasca die Mitgift für seine älteste Tochter zusammengebracht.

Die Straße aber blieb, wie sie war, der Brotausträger weigerte sich, sie zu betreten, und die Bewohner bahnten sich von der Rückseite ihrer Grundstücke her einen Weg über schlammige Wiesen.

Da entschied die erste Instanz, der alte Borgaglia sei im Recht gewesen, und die Gemeinde müsse ihm den enteigneten Streifen in dem Zustand zurückerstatten, wie er gewesen war.

Das hieß, die Steine, die schönen, vieleckigen Steine wieder forträumen, die Mauer einreißen und das Gemenge von Buchs und Blech und Stacheldraht wieder aufführen, das jetzt tief im Fundament der Straße ruhte.

Eine stürmischere Sitzung hatte das Municipio von Terrassona noch nicht erlebt. Die eine Partei, des Streites müde und vor allem in Angst vor Steuererhöhungen größten Stiles, war bereit, sich zu unterwerfen, aber die andere wollte nun auch bis zur dritten Instanz vordringen. —

Der Gemeindesekretär Moscati machte sich schließlich anheischig, den Fall zu einem glücklichen Ende zu führen; man müsse ihm

nur freie Hand lassen und, wenn alles gelänge, auch eine kleine Erhöhung seiner Bezüge zugestehn. Da man ja nichts Besseres wußte, ging der Gemeinderat darauf ein.

Es gab nämlich in dem unbeugsamen Kohlhaascharakter des alten Borgaglia doch einen schwachen Punkt. Er war ein wenig eitel. Nicht so sehr auf seine eigene halsstarrige Person, aber auf seine Familie, die in Terrassona ansässig war, als es noch überhaupt keine Straßen gab. Nicht so sehr, daß er seiner Eitelkeit große materielle Opfer gebracht hätte, aber für den Plan des Gemeindesekretärs reichte es doch.

Als Borgaglia am übernächsten Morgen erwachte und wie gewöhnlich auf die neue Straße blickte, da erhob sich gerade ihm gegenüber eine schöne, eiserne Tafel, und darauf stand mit schwarz lackierten Buchstaben:

Corso Borgaglia.

Er rieb sich die Augen, stieg hinunter, kletterte über die eckigen Steine. Wahrhaftig, die Tafel war da und die Stange, die sie trug, so tief in die neue Straße einbetoniert, als ob man noch den Auferstehenden beim Jüngsten Gericht den Weg über den Corso Borgaglia weisen wollte.

Der Alte kratzte sich hinterm Ohr. Das sah doch eigentlich sehr hübsch aus: „Corso Borgaglia“!

Aber da gerade der Sekretär Moscati ganz zufällig vorbeischlenderte, schnitt Borgaglia ein höhnisches Gesicht und sagte: „Damit fängt man mich nicht ein!“

„Wer denkt denn an so was?“ erwiderte Moscati arglos. „Es war ja immer bestimmt, daß die Straße nach Ihnen heißen sollte. Die Borgaglia sind doch die älteste Familie von Terrassona. Aber die Tafel ist erst gestern fertig geworden.“

„So, so,“ knurrte Borgaglia, besah noch einmal die Tafel und zog sich zurück.

Die nächsten Tage verliefen ohne Zwischenfall. Die Gemeinde ließ ihren Prozeß in der Schwebe, und der alte Borgaglia tat nichts, um das Urteil der ersten Instanz vollzogen zu sehen.

Aber am dritten Tag meldete ein zum Spion bestellter Dorfjunge, daß der alte Borgaglia nicht mehr durch die schlammigen Wiesen gegangen sei, sondern über die neue Straße.

Das hatte der Sekretär abgewartet, um den entscheidenden Streich zu führen.

Die Tafel war nämlich mit ganz besonderem Raffinement auf jenem Streifen aufgestellt worden, um den der Prozeß ging. Und eines Tages sah der alte Borgaglia, wie zwei Maurer sich mit Hacken an dem Fundament der Tafel zu schaffen machten.

Sie arbeiteten nicht gerade feurig und in großem Tempo, aber hin und wieder fiel doch ein Schlag.

Dem alten Borgaglia war es, als träfe jeder Schlag ihn in den Magen.

„Was macht ihr denn da?“ fragte er.

„Wir nehmen die Tafel weg.“

„Aber warum denn?“

„Das Stück soll doch wieder so aussehen, wie es früher war.“

Der alte Borgaglia hätte jetzt triumphieren dürfen. Aber — er wunderte sich selbst darüber — es war ihm gar nicht nach Triumph zumute. Er sah die Tafel an, sie stand noch schlank und fest, und die lackierten Buchstaben glänzten.

„Was soll denn damit geschehen?“

„O, das wird sich noch verwenden lassen! Die Buchstaben kratzt man einfach ab, und dann kann man drauf schreiben, was man will. Am Bahnhof brauchen sie immer solche Tafeln.“

Die Buchstaben kratzt man einfach ab ...! Am Bahnhof ...! Und was würden sie am Ende darauf schreiben ...? Statt Corso Borgaglia ...!

Der Träger des berühmten Namens schnitt diesmal ein saures Gesicht.

„Wartet doch eine halbe Stunde,“ meinte er. Und dann ließ er den Maurern eine Flasche Wein aus seinem Keller bringen. Es war ja kein Barbera und kein Chianti, aber immerhin ein guter „Nostrano“.

Und er selbst ging unterdessen zum Sekretär Moscati.

Was zwischen den beiden Männern verhandelt wurde, erfuhr man nicht genau.

Aber da die Maurer gleich darauf abberufen wurden, da die Tafel stehn blieb, da eine unbarmherzige Dampfwalze die kantigen Steine in den Boden des Corso Borgaglia drückte, da der Sekretär Moscati seine Gehaltserhöhung bekam und die Straße am nächsten Sonntag feierlich eingeweiht wurde, läßt sich annehmen, daß man zu einer Einigung gelangt war.

Der alte Borgaglia hatte ja schließlich den Triumph des Rechtes — wenigstens theoretisch — erlebt. Und das war ihm die Hauptsache.

Obwohl es gewiß nicht nebensächlich war, daß für alle Zeiten und Geschlechter, wenn Terrassona sich zur Weltstadt entwickelt hatte, die Menschenmenge über den Corso Borgaglia strömen würde. —

Rückkehr aus dem Süden

* * *

Gedichte von Karla Höcker

Traum

Es weht ein Hauch von Süden her
Und rührt dich an: und Lächeln bricht
Aus dem verschütteten Gesicht, —
Denn süß von ferne ruft das Meer — —

Und Silberglanz, und alter Wind,
Und wie die weißen Straßen sind,
Und wie ein Knabe träumend steht,
Wie zögernd heißer Tag vergeht —

O altes Lied, o wohlbekannt,
Wie zuckt die sonnenbraune Hand
Zurück, zurück in jenes Land!

Dein Inn'res ist wie Spiegelglas,
Das strahlt und blendet und zerbricht:
Da glänzt die schmale Wange naß,
Da senkt sich schmerzlich dein Gesicht — —

Ferner Freund

Ferner Freund, ich sage deinen Namen
Leise in die uferlose Nacht!
Sieh, kein Stern am schwarzen Himmel wacht,
Jener, die im Sommer zu uns kamen — —

Ferner Freund, Gebirge sind und Weiten,
Dunkle Täler zwischen uns gestellt;
Riesenhaft da draußen rauscht die Welt —
Aber leise klingen unsere Saiten.

Und im Dunkeln schwebt es: Lächeln, Klagen?
Sieh, dein ferner Freund, er lauscht und wacht!
Viele Stimmen hat die große Nacht,
Aber eine nur, um dir zu sagen,

Daß durch Täler, Straßen und Gefälle
Unsre Hände leise sich berühren:
Denn die Nächte sind wie offne Türen,
Und ein Berg vergeht wie eine Welle!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Geschichten aus meinen Vortragsfahrten

Von Gabriele Reuter

Manches Jahr, sobald der Winter nahte, begann ich mich zu rüsten für die Fahrten durchs deutsche Land und darüber hinaus, nach Nord und Süd, nach Ost und West, in großen und in kleinen Städten aus meinen Werken vorzulesen. Schließlich wußte ich oft nicht mehr, welcher Marktplatz zu welcher Stadt — welcher Vorsitzende zu welcher literarischen Vereinigung gehörte. Und wo war es doch, daß der Saalbesitzer sich heimlich von hinten an mich heranschlich, um mir während des Vortrags die Uhr zu weisen — weil das Lokal für einen Maskenball gemietet und auch schon recht karnevalistisch ausgeschmückt war?

Bestieg ich im Morgengrauen den Schnellzug und hörte um mich her von betriebsamen Herren mit großen Musterkoffern ihre Unterhaltung über Absatz und Marktpreis ihrer Waren, kam ich mir richtig vor wie eine Geschäftsreisende in Literatur. Sitzt man am Schreibtisch, umgeben von ehrfurchtsvoller Stille, versunken in Träume von rhythmischen Sätzen, von der Melodie der Worte und der Formung lebensvoller Gestalten, denkt man nicht daran, daß man „Ware“ fabriziert — Ware, für die Bedarf ist oder kein Bedarf — das letztere ist schlimm — und daß Vortragsreisen der Förderung des Bedarfs dienen, was man in der Geschäftssprache kurz und gut als „Reklame“ bezeichnet. Die eigne Person, eine kleidsame Toilette fügt man als besonderes Reizmittel hinzu. Nun . . . Je nach der Stimmung nennt man dieses sich auf dem Podium der Neugier der Menge zur Schau stellen „eine Entwürdigung“ — oder „eine Ehrung des Dichters durch sein Volk“. Man kann alle Dinge in der Welt von verschiedenen Seiten anschauen und sie sind dann auch recht verschiedenfarbig beleuchtet.

Gegen den rauschenden Beifall einer großen Menge ist kein Schaffender gleichgültig. Wir wollen uns nicht idealistischer gebärden, als wir sind, wir wollen freimütig zugeben, daß öffentliche Vortragsabende viel zur Befriedigung der menschlichen Eitelkeit beitragen. Und wenn man eine Frau ist — ich ahne nicht, wie Männer in dieser Hinsicht empfinden — für eine Frau ist das leise bewundernde Raunen, das durch den Saal geht, ehe man noch ein Wort gelesen hat, das vielleicht durch den literarischen Ruf und vielleicht durch die Erscheinung hervorgelockt wird, süßer und einschmeichelnder als der Beifall am Schluß.

Zuweilen spielt in die Vorlesung eine ganz zarte Freude hinein. Man entdeckt unter der Fülle von Köpfen ein sympathisches, lauschendes Gesicht — man fühlt, wie jede Pointe, jede kaum spürbare Feinheit, die man liebt, dort verstanden — gewürdigt — genossen wird. Wendungen, die einem größeren Publikum entgehen, spiegeln sich in Lächeln, Trauer, Spannung wider auf diesem sympathischen Gesicht. Und nun liest man nur noch für diesen einen oder für diese eine. Man empfindet eine Beschwingtheit, die bisher nicht vorhanden war, man spricht feuriger, nuancierter — man gibt sich in einer tieferen Weise hin für diesen Freund oder diese Geistesschwester dort drüben in der zweiten oder dritten Reihe, die man niemals kennenlernen wird. Und man bewahrt die Erinnerung an gewisse Kopfbewegungen, an aufgeschlagene Augen, zuckende Lippen von Menschen, deren Schicksal und Sein uns immer fremd bleiben wird, lebhafter als das von Leuten, mit denen man in jahrelangem gesellschaftlichen Verkehr steht. Schenkte man ihnen doch für wenige Minuten ein Stück der eignen Seele.

Ziehe ich den Schluß aus meinen vielen Vortragsreisen: an wertvollem und sicherem Gewinn haben sie mir eine bedeutende Bereicherung meiner Menschenkenntnis eingetragen. Man begab sich für eine Weile aus dem gewohnten häuslichen Kreise, gewann überraschende Einblicke in andere Gesellschaftsklassen, in tragische, mindestens in eigenartige Familienverhältnisse. Solche Erfahrungen wurden mir vorzüglich dann zuteil, wenn ich nicht in den konventionellen Hotels übernachtete, sondern als Gast in Privathäusern aufgenommen wurde. Im allgemeinen vermied ich dies lieber, denn die Tage waren viel anstrengender, wenn auch farbiger und belebter. Zu allen Zeiten haben mir die Menschen ein sonderliches Vertrauen entgegengebracht. Ich war kaum eine Stunde in einer Familie, und ich erfuhr, ohne jedes Zutun meinerseits, von dem Gespenst, das sich in der Verborgenheit fast jedes Haushalts verbirgt, mag er äußerlich noch so friedevoll glänzen. Bei Zerwürfnissen zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern usw., versuchte regelmäßig jede Partei einige Augenblicke zu erhaschen, mir den Fall von ihrem Standpunkt aus darzustellen, das ergab dann die sonderbarsten Gegensätzlichkeiten. Überall sollte ich raten — entscheidende Unterredungen

herbeiführen, leichtsinnige Söhne zur Arbeit und Vernunft mahnen, vergrämte Ehefrauen zur Lebensfreude ermuntern, treulose Ehemänner zu neuer Wärme gegen die Angetraute anfeuern. Das waren nur die typischen Fälle, von den ungewöhnlichen Komplikationen verbietet mir selbstverständlich die Diskretion zu reden. Da befand ich mich denn in schwieriger Lage. Ich sollte und mußte meine Gedanken für den Abend zusammenhalten, dabei interessierten mich die menschlichen Schicksale oft so stark, daß dies fast unmöglich wurde und ich mich erst auf dem Podium zusammenreißen konnte. Natürlich war es meistens ganz unmöglich, den Wünschen der guten Menschen zu willfahren und bestimmend in den Lauf ihres persönlichen Geschickes einzugreifen, das ja durch Charakter- und Temperamentsanlagen bedingt wurde, die völlig außer dem Machtbereich der mir zugeschriebenen Zauberkraft lagen. Auch bemerkte ich bald, daß den Vertrauenden die Eingriffe, die sie zuweilen mit Tränen von mir forderten, am Ende kaum willkommen gewesen wären. Es genügte ihnen vollständig, sich nur einmal restlos auszusprechen, einem Menschen ihr Leid zu klagen, der am nächsten Morgen schon entschwunden sein würde und sie nie mehr, auch nicht durch einen Blick, an eine Stunde der Schwäche und Hingabe erinnern konnte.

Welche tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens zeigt sich doch in der Einrichtung der kirchlichen Beichte, die nicht nur die Sünden, sondern allen menschlichen Kummer — und wo wäre der nicht von Schuld durchsetzt? — wohltuend in sich aufnimmt. Die Beichte existiert für weite Kreise nicht mehr und der Arzt oder der Dichter muß an die Stelle des Priesters treten. Beiden traut man geheime göttliche Weisheitskräfte zu — leider sind sie nicht in dem Maße ausgerüstet und gelehrt zu dem Beruf des Seelenführers, wie der echte Priester es ist, in dessen Gewalt es steht, die Vergebung des Himmels als kostbarste Trostgabe zu schenken.

Hin und wieder hatte man auch als simples Weltkind die Freude, ein verwirrtes Gemüt mit ein paar vernünftigen Worten zurechtrücken zu können. Von einem solchen Begegnis, das mehr zu den heiteren Fällen gehörte, will ich erzählen. Ich muß voranschicken, daß bürgerliche Familien häufig angenehm überrascht waren, in der „berühmten Frau“ kein Phänomen, das mit überirdischem Augenaufschlag in samtenem Nachthemd oder wallenden Floren durch die irdischen Fluren wandelte, zu finden, sondern ein Menschenkind wie andere angekleidet, das sich, wenn die Rede darauf kam, für Kinderpflege und Kochrezepte interessierte, ja auf diesen Gebieten nicht unbewandert war. Die Mutter eines unsrer ersten Industriellen, eines gewaltigen Geldmanns, erklärte mir offenherzig, daß sie sich nur mit innerem Widerstreben entschlossen habe, mich in ihr Haus aufzunehmen, da kein gutes Hotel in dem Städtchen vorhanden sei, und sich nun aufs höchste überrascht finde, in der ersten Schriftstellerin, die ihren Weg kreuzte, eine völlig vernünftige Person zu finden. Ich verstand mich gut mit der prächtigen Frau von derbem rheinischen Humor. Einigermaßen betroffen war ich, die alte Dame vor dem Ofen meines Zimmers hockend zu finden, um eigenhändig einzuheizen — da ihr die Mädchen bei solchen Gelegenheiten leicht zuviel Kohlen verbrauchten!

Meine Theorie, daß in der Mutter die Eigenschaften latent vorhanden seien, die bei dem Sohne durch Taten in die Welt treten, bestätigte dieser kleine Beweis von großer Sparsamkeit aufs beste.

— Doch ich wollte eigentlich nicht von der Mutter eines phänomenalen Sohnes berichten — sie wäre die letzte gewesen, mich in ihr intimes Leben schauen zu lassen — sondern von einem weit harmloseren, bescheideneren Menschenkinde. Es war eine junge Witwe in einer schlesischen Stadt, der ich von dem dortigen Frauenverein als Gast zugewiesen worden war. Ein behagliches Heim, gutes Essen, gesunde, wohlerzogene Kinder, die hübsche, frische Frau. Ich fühlte mich wohl bei ihr, doch merkte ich ihr bald etwas Gequältes, Gedrücktes an. Auch sie gestand mir, daß sie etwas zwangsweise in die Rolle der Mäzenatin geraten sei, deren sie sich keineswegs würdig fühle. Als ich sie beruhigte und ihr versicherte, ich spräche von allen Dingen auf der Welt lieber als von „Literatur“, kam es denn heraus, daß die gute Seele, seit sie, eine willenlose Beute, den energischen Damen des Frauenvereins in die Hände gefallen sei, ein Leben führen müsse, das ihrer ganzen einfachen Natur von Grund aus zuwider sei. Sie solle sich unaufhörlich „zur Persönlichkeit entwickeln“, und die Damen ließen ihr mit diesem Verlangen keinen Tag Ruhe. Und sie wisse doch im Grunde gar nicht, wie sie es anzustellen habe. Sie nähme jetzt teil an dem Lesezirkel des Frauenbildungsvereins, so sei sie jetzt gezwungen, in einer Woche Bölsches Liebesleben in der Natur, alle drei Bände in einer Woche auszulesen, und dann solle sie im Verein darüber berichten. Das sei ihr eine schauderhafte Aufgabe, vor der sie sich entsetzlich fürchte, denn sie könne nun einmal nicht soviel lesen — sie sei es nie gewöhnt worden und könne nicht solange stillsitzen. Ihr Zimmer sei überschwemmt von Broschüren über Frauenfragen, sie quäle sich mit dem Bewußtsein ihrer Nutzlosigkeit, weil sie in keinem Berufe tätig sei und nur so fröhlich und zufrieden in ihrer Ehe und später allein mit ihren Kindern dahingelebt habe. Dies sei offenbar eine Schande und die Damen vom Frauenverein bewiesen es ihr auch bei täg-

lichen Besuchen. Sie hätten ihr jetzt eine französische Erzieherin für ihre Kinder besorgt (es war vor dem Kriege), damit sie sich ungehemmter ihrer geistigen Entwicklung widmen und auch Vorlesungen an der Universität hören könne. Aber ihr graue vor dem fremdsprachigen Wesen in ihrem Hause, das sie sicher ihrer Unbildung halber verachten, und vielleicht vor ihren Kindern lächerlich machen werde.

Ach — seufzte die Ärmste recht beweglich und ihre hübschen braunen Augen füllten sich wahrhaftig mit Tränen, sie wollte ja so gerne sich entwickeln — schon um ihren Kleinen gutes Vorbild zu werden — aber es fehle ihr doch jede Grundlage und sie verstehe die klugen Bücher nicht — und sie hasse die energischen Damen vom Frauenverein — und ob ich denn auch fände, daß alle die Qual für sie notwendig sei? —

Da habe ich herzlich gelacht — konnte gar nicht wieder aufhören und unter lauter Heiterkeit habe ich ihr gesagt, sie solle das Liebesleben in der Natur resolut zurückschicken und das Referat darüber ablehnen, und die Französin nicht in ihr Haus lassen, sondern ruhig weiter auf gut Deutsch mit ihren Kleinen Schulaufgaben machen und mit ihnen spielen und sich überhaupt nicht von den energischen Damen des Frauenvereins tyrannisieren lassen. Sie solle ihr eigenes Leben leben, wie es ihre gesunde Natur ihr vorschreibe, und nicht das fremder Leute, wenn die es auch noch so gut mit ihr meinten. Und eine Persönlichkeit werde man nur durch ein allmähliches inneres Reifen in Erfahrung und Beobachtung und in dem Durchfühlen jeglichen Kummers, jeglicher Lebensangst und jedes Glücks bis in ihre innersten Gründe — aber niemals durch das Lesen unverstandener Bücher. Ich war auch ketzerisch genug, einige Zweifel zu äußern, ob die energischen Damen vom Frauenverein wohl schon Persönlichkeiten geworden seien, da sie ihr so falsche Wege wiesen.

Auf dem Bahnsteig fiel mir die liebe Frau — denn das war sie — stürmisch um den Hals und küßte mich von Herzen, in überströmendem Dank, weil ich sie erlöst habe, richtig erlöst aus dem Banne des Frauenvereins. — Ob sie nun ferner den Mut gehabt haben wird, ihren eigenen Weg zu gehen, oder andern Einflüssen unterlegen ist, habe ich nie erfahren.

Sollten auf diese kleine Historie hin wilde Entrüstungsschreie aus Frauenbildungsvereinen mich erreichen, so will ich gleich von vornherein erklären, daß ich ihre Arbeit aufs äußerste schätze und hochachte. Hier ist nur von einem Fall die Rede, wo sie am ungeeigneten Objekt unternommen wurde. Es läßt sich ja auch nicht leugnen, daß das allgemeine Bildungsstreben, von dem die Frauenschaft ergriffen ist, manche einfache, frische weibliche Natur auf Höhen lockt, auf denen sie schwindlig und taumelnd höchst unnützlich umherirrt, während sie im friedlich-grünen Tal gewohnter geradliniger Pflichten ein fruchtbares, gesegnetes Dasein führen könnte. Denn eines schickt sich nicht für alle. Sich selbst und seine Möglichkeiten erkennen und das eigne Selbst behaupten gegen alle Einflüsse von außen, ist wohl eine Weisheit, die die Frau am schwersten lernt.

*

In Aachen, Antwerpen, Brüssel hatte ich gelesen — nun war Köln an der Reihe und hier kam die Höhe — sozusagen die Krönung der anstrengenden Rheinfahrt.

Der herrliche alte Gürzenich-Saal — ein zahlreiches empfängnisfähiges Publikum — ein angeregtes abendliches Fest — es war alles mit viel Umsicht, ja mit Liebe vorbereitet. — Es kam keine einzige Entgleisung vor, wie in Elb-Florenz, wo man mir im Restaurant treuherzig versicherte: die Mitglieder der literarischen Vereinigung äßen zwar nur für eine Mark, aber ich dürfte mir auch eine Portion für zwei Mark aussuchen . . . Nein — in Köln war alles in großem Stil gehalten. Kein Wunder, denn der Freund, der Dichter und Schriftsteller, Herr Johannes Fastenrath hatte alles arrangiert und in seinem Hause wohnte ich auch. Frau Fastenrath kannte ich schon aus alten Schriftstellertagungen, an ihre frühverstorbene Schwester, die Wiener Dichterin Forster, hegte ich eine wehmütig-freundschaftliche Erinnerung — dies gab dem Verkehr mit meinen Gastfreunden gleich einen zutraulichen, ja herzlichen Ton. Wer hätte sich nicht wohlfühlen sollen in diesem Heim, wo der Reichtum durchgeistigt und durchwärmt war von der Liebe, dem Verständnis für künstlerisches Schaffen. War doch der verstorbene Fastenrath selbst Dichter und Gelehrter und besaß ein Herz von kindlicher Reinheit und Güte. Seine Frau aber war wie eine leise Begleitmusik zu seinem Wesen. Diese vereinte Gemütsart wirkt noch weit über Fastenraths Tod hinaus durch die Fastenrath-Stiftung für bedürftige Schriftsteller, die soviel Lebenssorge der Schaffenden lindert.

Es gibt wohl keinen Poeten, der nicht eine gewisse Schwäche für den Luxus hegt — oder bekämpft! Der sich umgeben von schönen Dingen, von edlen Möbeln, von Blumen, Bronzen, weichen Teppichen und guten Bildern, bei erlesenen Speisen und alten Weinen nicht gesteht: Eigentlich gehörtest du in solches Milieu und es ist eine Art hartnäckiger Unlogik des Schicksal, den Zwischenzustand der Kärglichkeit und der gehetzten Arbeit um das tägliche Brot nicht endgültig mit den dir einzig gemäßen Lebensumständen zu vertauschen. Nun — das Schicksal wird da wohl nach geheimen Gesetzen verfahren. Ich behagte mich in dem köstlichen Prachtbett mit seinen daunengefüllten Seidendecken, genoß das exquisite Frühstück, das die zierliche Zofe auf

schwerem Silbertablett mir an eben genanntes Prunklager stellte, genoß den Anblick der blinkenden alten Silbergeräte, des hauchdünnen Täßchens fast noch intensiver als Kaviar, Gelees, geröstete Weißbrotschnittchen und den erlesenen Tee. Und während das heiße Wasser in reicher Fülle in die Marmorwannen rauschte, konstatierte ich einmal wieder, daß ich für dieses alles doch eigentlich geboren sei.

Ein freundschaftliches Mittagessen vereinte einige der Hörer des gestrigen Abends, unter ihnen Anton von Perfall, den Romanschriftsteller und Feuilleton-Redakteur der Kölnischen Zeitung. Auch Ernst Scherenberg aus Elberfeld war herübergekommen — Ernst Scherenberg, der einst meine erste kindliche Novelle in sein Blatt aufgenommen hatte. Zwischen damals und heut lag eine lange arbeitsreiche Zeit und er freute sich in wahrhaft rührender Weise, mich so schön arriviert zu sehen.

Bei der Mittagstafel und bei dem folgenden Wiener „schwarzen Kaffee" lernte ich auch die berühmte rheinische Fröhlichkeit kennen — in diesen Räumen leicht gezügelt durch guten Geschmack, aber nicht gehemmt.

Am nächsten Abend sollte ich in Solingen, der Region des Stahls und der Messer, lesen. Frau Fastenrath behielt mich den Tag über noch bei sich. Sie meinte, in Solingen habe ich nichts zu versäumen und es wäre besser gewesen, ich hätte die Vorlesung auf eine frühe Nachmittagstunde verlegt, um mit dem Nachtzug zu ihnen zurückzukehren.

Ach ja — das wäre freilich besser gewesen. —

Wir suchten einen möglichst späten Zug aus dem Gewirr des rheinischen Bahnnetzes heraus, was nicht eben leicht war, weil wir uns dazwischen noch viel zu erzählen hatten.

„Sehen Sie hier — das paßt glänzend," sagte die liebenswürdige Frau. „Punkt sechs Uhr sind Sie in Solingen. Da können wir noch gemütlich Tee trinken — Sie fahren kaum dreiviertel Stunden."

So geschah's. — Wir nahmen dann Abschied, ihr Gatte hatte eine Sitzung und sich bereits bei mir beurlaubt. Der Diener brachte mich im geschlossenen Coupé zum Bahnhof — denn es begann nach beinahe frühlingsmilden Tagen plötzlich heftig zu schneien.

Ich saß wohlbedient und wohlversorgt in einem völlig leeren Abteil zweiter Klasse und sah mit einigem Unbehagen, wie sich Eisblumen an den Fenstern zu bilden begannen, während der Sturmwind dicke Schneewülste gegen die undurchsichtigen Scheiben peitschte. Die Namen der vielen kleinen Stationen konnte ich nicht verstehen. Ich behielt also die Uhr in der Hand und als der Zeiger auf Sechs wies und der Zug wieder haltmachte, öffnete ich die Tür, nahm meinen Handkoffer und stand gleich darauf, während der Zug schon weiter in die Finsternis toste, auf dem finsteren Bahnsteig.

„Solingen?" fragte ich den rotbemützten Beamten.

„Nein — Remscheid," antwortete er kurz und sachlich.

Ich glaube, mir entfuhr ein Schrei. „Ja — ich soll doch um acht Uhr in Solingen eine Vorlesung halten — wie in aller Welt komme ich denn noch dorthin?"

„Das wird schwer halten," meinte der Beamte, nun schon mehr für den Fall interessiert. „Sie hätten müssen auf der letzten Station umsteigen. Hat man Ihnen das nicht gesagt?"

„Nein — das hat man mir nicht gesagt," stammelte ich kleinlaut. Er belehrte mich, nach längerem Suchen in seinem Büchlein, daß ich allenfalls, wenn ich mit dem nächsten Zuge zurückfahre und mit dreimaligem Umsteigen auf einem allerdings viel weiteren Wege um sieben Uhr die Messerstadt noch erreichen könne.

Was blieb mir weiter übrig, als dem Rat zu folgen? Ich stand die ganze Zeit am offnen Fenster, ließ mir den Sturmwind um die Ohren und den Schnee in die Augen fegen, um nur nicht die Namen der kleinen Stationen zu verfehlen, bei denen ich umzusteigen hatte. Alles glückte merkwürdigerweise und gegen sieben Uhr hörte ich wahrhaftig zu meiner unaussprechlichen Erleichterung den Namen „Solingen" ausrufen. Stieg also aus und fragte noch einmal: „Dies ist doch also Solingen?"

„Ja, wollen Sie denn nach Unter- oder nach Ober-Solingen? Dann müssen Sie nämlich noch eine Station weiter . . ."

Der Zug war schon fort. Ich beschloß, mein Heil in Unter-Solingen zu versuchen, fragte nach einer Droschke.

„Die gibt's hier nicht. Es geht eine Elektrische. Sie müssen sich aber beeilen — dort den Berg hinauf. Gepäck nimmt sie nicht mit."

Ich schaute verzweifelt um mich her. „Ist denn kein Dienstmann da?"

Endlich wurde einem Jungen mit einem Handwagen mein Koffer anvertraut. In einer guten halben Stunde würde er vielleicht oben sein.

‚Im Notfall lese ich im Reisekleid,' dachte ich und jagte in Sturm und Schneetreiben — Glatteis war auch — den Berg hinauf. Warum die Elektrische so weit vom Bahnhof entfernt ihren Halteplatz hatte, verstehe ich auch heut nicht. Ich saß und fuhr in die Dunkelheit hinein, bis wir auf einem kleinen Marktplatz hielten, rechts eine Destille, links eine Destille. Ich frug nach dem Hotel mit dem fürstlichen Namen, das man mir als Nachtquartier genannt hatte. Aus der Destille rechts kam mir der dicke Wirt mit dem schlanken Lehrer aufgeregt entgegen.

„Na Gott sei Dank, daß Sie da sind — ich habe schon Blut geschwitzt vor Angst ... das Zimmer ist auch geheizt."

Ich wurde durch den Schankraum ein Treppchen hinaufgeführt in das einzige

Gastzimmer, in das sich die ganze Kälte des Winters zurückgezogen zu haben schien. Sogar das Feuerchen, das im Ofen flackerte, hatte einen kalten gelben Schein.

„Die Hotels sind in Ober-Solingen," erklärte der Leiter der literarischen Interessen von Solingen. „Aber da unser Versammlungssaal hier am Markt liegt, dachte ich . . ."

„Ja, ja — sehr richtig," sagte ich zerstreut. „Könnte ich wohl einen heißen Tee haben?"

„Aber gewiß, gewiß . . ." Es kam eine Steinguttasse mit einem Rudiment von Henkel, die einen trüben Trank enthielt ... O laßt mich von ihm schweigen! Auf gründlichere Reinigung verzichtete ich angesichts des Waschbeckens, das man auch für ein Seifennäpfchen halten konnte, strich mir nur ein wenig das Haar zurecht, nahm meine Bücher und wollte hinuntergehen, als der Knabe mit dem Koffer eintraf und die Eitelkeit mich leider trieb, nun doch noch das reichlich dekolletierte, schmelzfunkelnde Abendkleid anzulegen.

Diese weltliche Gefallsucht sollte sich schwer rächen.

War das Zimmer kalt gewesen, so war der Saal noch hundertmal kälter. Auch blieb das Publikum unruhig, denn bald erhob sich diese, bald jene Dame, sich eine Umhüllung aus der Garderobe zu holen — so viele gehäkelte Tücher, gestrickte Kragen und Schals habe ich mein Lebtag nicht beisammen gesehen. Besonders ein Schal mit römischen Streifen, der etwas exotisch Seidenes imitieren sollte, fesselte meinen Blick, wie hypnotisiert mußte ich ihn fortwährend anstarren und hielt meine Vorlesung eigentlich nur für ihn, während ich beständig in einer Art von Kälte-Verblödung dachte: ‚Der muß sehr mühsam zu stricken gewesen sein!'

In der Pause erbot sich eine freundliche Schuldirektorin, nach dem Vortrag an meiner Seite zu bleiben, da es mir doch wohl unangenehm sei, allein in der Gesellschaft von Männern zu verweilen. Mein schüchterner Einwand, daß mir dies meine Jahre wohl ohne Gefährdung gestatteten, schien angesichts des Dekolletés und des Schmelzgefunkels nicht zu verfangen. Nachdem ich noch durch einen zusammenbrechenden Stuhl beinahe verunglückt wäre, hatte ich endlich die schwere Pflicht des Abends erledigt und zähneklappernd begab ich mich in die Destille mit dem fürstlichen Namen zurück, wo nun die Fidelitas beginnen sollte. Der Ofen im Herrenstübchen war auch wirklich tüchtig geheizt, ich hüllte mich in meinen Abendmantel und bestellte einen Grog — denn auf eine rätselhafte Weise durchzogen trotz der Heizung eisige Lüfte das Zimmer. Auch die verlegen-schweigsamen Vorstandsherren behielten ihre Mäntel an. Schließlich ermannte ich mich und fragte den Kellner nach der Ursache der sich stets steigernden Kälte.

„Hinter dem Vorhang ist die Fensterscheibe vor ein paar Tagen herausgefallen," erklärte er freundlich.

Ich schlug nun den Herren vor, lieber ins Wirtszimmer hinüberzugehen, aus dem zuweilen lebhaftes Stimmengewirr zu uns drang. Dort sei es gewiß warm und gemütlicher als hier.

Der Kellner machte Ausflüchte, rief schließlich den Wirt und dieser erklärte: „Ja, das geht leider nicht — dort übt die Vereinigung der Schornsteinfeger ein Drama!"

Da verzichtete ich auf weitere Geselligkeit und ich glaube, die Herren vom Vorstand, die Schuldirektorin und eine Fabrikantengattin waren herzensfroh, daß ich mich schnell von ihnen verabschiedete, um in die Regionen meines nächtlichen Nordpols emporzuklimmen.

Das Frühstück nahm ich dann lieber im Speisewagen des Kölner Schnellzugs und zu Haus angelangt, empfing mich für zwei Wochen mein warmes Bett. Eine tüchtige Halsentzündung war das Ende.

Sonderbar — so viele Orte und Vortragsabende sind mir aus dem Gedächtnis geschwunden — aber Solingen werde ich nie vergessen.

Gib mir deine Hände. Von Hugo M. Pachleitner

Nichts Frohes! Schwarze Äste
Lieblos im leeren Land;
Wie brauner, bleicher Sand
Des Schnees verlorne Reste.

Zu wenig Licht! Wie Wände
Der Berg, der tote Wald;
Wie ist's so bitter kalt.
O gib mir deine Hände!

O gib mir deine Hände
Und schau' mich lange an;
Ich würde froh daran,
Wenn ich noch Farben fände!

Neuzeitliche Körperschulung

Von Oberregierungsrat Dr. med. A. Mallwitz

Man hat den Eindruck, daß die Turn- und Sportbewegung nunmehr ihre Kinderjahre hinter sich hat. Die Zeit des Tastens und der Unvollkommenheit scheint überstanden zu sein; an ihre Stelle traten planmäßige Arbeit und Gestaltungsvermögen. Der neueren Körperschulung ist — neben vielen anderen Zielen — auch die Lösung einer bestimmten Staatsaufgabe zugefallen: Die heute so dringend erforderliche Hebung der Volksgesundheit. Ihrer Pflege hat die Volksgesamtheit und jeder Einzelne erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Auch das Reich wird auf diesem Wege dazu beitragen, der kulturellen Fortentwicklung der Menschheit ganz allgemein zu dienen.

Die den antiken Völkern vor Jahrtausenden bereits selbstverständlichen Anschauungen und Gewohnheiten in der täglichen Lebensführung, soweit sie das körperliche Training betrafen, haben wir bisher fast gänzlich vernachlässigt und von dem eigentlichen Geist jener Blütezeit Griechenlands so wenig begriffen, daß die alten Turnväter Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vorwiegend mit pädagogischen (Ordnungsübungen) oder politischen Zielen das große Ganze der Idee zu fassen glaubten. Und auch diese spärlichen Anfänge wurden durch die falsch angewandte Autokratie der Herrschenden wieder gänzlich zerstört (Turnsperre). Erst nach 1848 konnte die Bewegung — wenn auch zunächst nur sehr langsam — wieder neu aufgenommen werden. Götz (Deutsche Turnerschaft), von Schenckendorff und seine Freunde (Spielbewegung), der neuzeitliche Sport und die Übernahme planmäßiger Leibesübungen aller Volkskreise in die öffentliche Gesundheitspflege und die täglichen Lebensgewohnheiten bedeuten die Hauptpunkte der Entwicklung. Die Teilnahme Deutschlands an den olympischen Spielen der Völker 1896 in Griechenland (Athen) hat gerade in Deutschland den Gedankenkomplex ausschlaggebend gefördert. Die heutige planmäßige Pflege des Körpers durch Leibesübungen und die Bejahung der vernünftigen Ziele des Sportes sind heute eine Notwendigkeit geworden.

Für die Durchführung der großen Auf-

Tennis. Gemälde von Elli Lascaux

Rasen-Hockey. Wandbild von Albert Birkle

gabe aber ist bedingungslose Voraussetzung, die Ausartung in Sportidiotismus und dumpfen Arenageist zu vermeiden. Das gilt unter anderen insbesondere für den Raubbau an der Gesundheit der Jugend durch übermäßige Teilnahme an Wettkämpfen. Die führenden Sportverbände haben das erkannt und dringen auf eine Einschränkung derartiger Veranstaltungen.

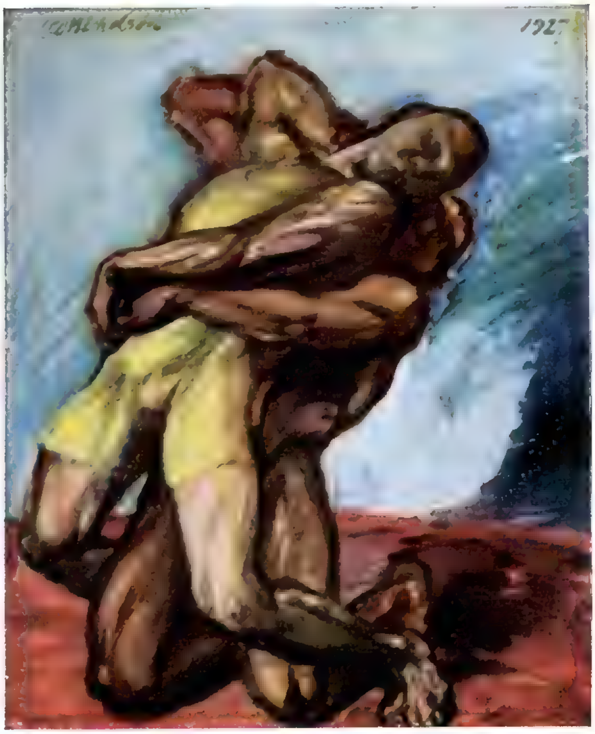
Neben den sportlichen Spitzenverbänden tragen auf anderen Wegen gehende Bestrebungen zur Milderung dieses Zustandes erfreulicherweise bei: Die Jugendpflege, die Jugendbewegung und das Wandern. Hier haben wir sehr wirksame Kräfte, die geeignet sind, der ganzen Arbeit eine volkstümliche Grundlage zu sichern. Die Jugendpflege wird von öffentlichen und privaten Körperschaften bedeutend gefördert. An der Jugendbewegung sind alle Kreise des Volkes beteiligt, vom Altwandervogel bis zu den nach dem Kriege geschaffenen Bünden und Jugendgruppen. Dabei sind alle politischen und konfessionellen Richtungen vertreten. Und das herrliche Wandern, das mit seinen Stützpunkten in 2300 Jugendherbergen in Erholungsstunden an Feiertagen und in Ferien nicht nur die Jugend in hellen Scharen, sondern auch alle Erwachsenen, die den Geist der Zeit begriffen haben, hinaus ins Freie führt: starke Volkskräfte werden hier wiedergewonnen. Körperlich und seelisch kann sich in wenigen Stunden und Tagen, wenn man es richtig macht, jeder erfrischen, um den Anforderungen des Lebens immer wieder gewachsen zu sein. Die Schädlichkeit unseres Klimas kann ausgeglichen werden durch ausgiebige Bewegung und Abhärtung, die trotz aller Eigenheiten der verschiedenen Jahreszeiten selbst im Winter am zweckmäßigsten im Freien erfolgt. Von allen Übungsarten ist das Wandern besonders geeignet; daneben die schnellen Bewegungsspiele, bei schlechtem Wetter die Hallenübungen allerart, namentlich in Städten mit ihren oft schwierigen Verkehrsverhältnissen, Erkältungskrankheiten, Tuberkulose und anderen Infektionskrankheiten.

Aus den bisherigen Ausführungen geht bereits hervor, daß wir uns mitten in einer Reform der Lebensführung befinden. Eine neue Art der täglichen Zeiteinteilung und die eigentümliche Ausnutzung der Erholungszeit haben, das darf man wohl sagen, namentlich unter der jüngeren Generation einen neuen Typ des Menschen vorbereitet oder bereits geschaffen. Die Vorteile des Badens in Licht, Luft und Wasser, der alkoholfreien Jugenderziehung und überhaupt der Beseitigung des Alkoholmißbrauches, die Einführung des heutigen Sportbetriebes sind nach gesundheitlichem Gesichtspunkte wichtige Teilerscheinungen, die dem Leben ihr Gepräge immer deutlicher geben werden. Selbst die alte Turnergarde hat sich neu einstellen müssen. Vervollständigt und in gewissem Sinne gekrönt wird das Ganze durch die jüngste und so planmäßig betriebene Einführung des Wochenendes. In dieser laufen sehr viele Fäden auch anderer auf die geistige, sittliche und körperliche Erneuerung des Volkes gerichteten Bestrebungen zusammen. Durch entsprechende Verkehrserleichterungen und Verbilligung sowie andere Maßnahmen muß dafür gesorgt werden, daß nicht nur der Begüterte, sondern auch der Unbemittelte nach harter Arbeit draußen Erholung finden kann. Nach all der Verkrampfung von Körper und Seele, die die Automatisierung der Arbeit mit sich bringt, ist die organische Entspannung und die Lösung innerer Gebundenheit das ausschlaggebende Moment. Hier harrt für die künftige Entwicklung Deutschlands, das

Handball. Wandbild von Franz Domscheit

nun auch infolge seiner Industrialisierung vor deren schweren Schäden geschützt werden muß, eine unendlich große Aufgabe ihrer Lösung.

In diesem Zusammenhange ist auch die Feststellung von kultureller Bedeutung, daß man endlich davon abgegangen ist, ausschließlich die in körperlicher, geistiger, moralischer und wirtschaftlicher Beziehung Minderwertigen durch Bereitstellung von öffentlichen und privaten Mitteln zu betreuen. Neben die *Fürsorge und Wohlfahrt* ist die Pflege der noch nicht der Fürsorge Verfallenen getreten. Jeder einigermaßen gesunde Junge, jedes tapfere Mädel, Mann und Weib weigern sich, wenn sie noch einigermaßen Halt haben, bis zum äußersten, *Almosen* anzunehmen. Man beginnt in der *Wirtschafts- und Finanzpolitik* heute die ganze Tragweite dieser erst verhältnismäßig vereinzelt anerkannten Sachlage zu erkennen, und bei der Aufstellung von Haushaltplänen in Reich, Ländern und Kommunen zu berücksichtigen. Man muß endlich begreifen, daß jeder Pfennig, der — in gewissem Gegensatz zur charitativen Wohlfahrtspflege — für Zwecke der Jugendpflege, Jugendbewegung und Leibesübungen ausgegeben wird, nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Mark künftig erspart. Die Aktivierung aller organischen Kräfte des Körpers, die Fähigkeit zu Abwehrmaßnahmen bei bakteriellen und sonstigen



Ringkampf. Gemälde von Leo Michelson

Fußball im Winter. Gemälde von Prof. Artur Kampf

Erkrankungen, die Verminderung der Krankheitstage sind wichtig. Mit halben Maßnahmen wird die Aufgabe nicht gelöst werden! Es bleibt vorläufig noch so gut

Badende. Gemälde von J. von Togores

Der Langstreckenläufer. Gemälde von Gert Wollheim

hygienikers und des Sportarztes erkennt der Finanzfachmann wenigstens theoretisch heute im Grunde genommen an. Praktisch ist fast noch alles zu leisten. Dies wird künftig im Urteil der Geschlechter als ein schwerer Fehler angesehen werden. Wenn die Reichsverwaltung z. B. doch auch nur den hundertsten Teil von dem für Sozialversicherungen allerart aufgewandten Mitteln einstellte! Das muß mit Hilfe der Volksmeinung, der Volksvertretung und der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Fachkreise (Turn-, Sport- und Jugendverbände) sehr bald anders werden, ehe es zu spät ist. Denn der Dawesplan legt uns in den kommenden Jahren so ungeheure Geldlasten auf, daß wir der physischen und psychischen Auspowerung Halt bieten und die richtige Ausnutzung der Erholungszeit veranlassen müssen.

Nach diesen so wenig erfreulichen Ausblicken in die Zukunft darf eine lichtwie alles hier zu leisten. Wer darüber Näheres erfahren will, lese über die bisherigen Anfänge das Kapitel „Leibesübungen: Verwaltung und Organisation“ des Verfassers in Band 5 des Handbuchs für soziale Hygiene 1927, Julius Springer, Berlin.

Bevölkerungspolitisch und volkswirtschaftlich gedacht, ist die heranwachsende Jugend das größte Gut des Staates. Lohnt es sich da nicht, den Nachwuchs und seine Aufzucht zum Gegenstand finanzpolitischer Überlegungen zu machen? Für Viehzucht und alles, was damit zusammenhängt, werden im preußischen Etat Dutzende von Millionen ausgegeben, für die Menschenaufzucht im ganzen etwa höchstens fünf Millionen. Sollte nicht auch der heranwachsende Mensch in den Stand gesetzt werden, wenigstens die ihm durch Vererbung überkommenen Anlagen — körperliche und geistige — auszubilden? Die Berechtigung der hiermit zusammenhängenden Forderungen des Sozial-

volle Seite der auf die Kultivierung des Sportbetriebes gerichteten Bestrebungen erörtert werden: Das ist die endlich bewirkte Erhebung der Gymnastik zu einem Lehr- und Forschungsfach an den deutschen Hochschulen. Nur durch Erweiterung des erkenntnis-theoretischen Wissens und dadurch bedingte Vertiefung der Arbeitsweise in der Praxis an Schule und Hochschule können wir weiter kommen. Die Gymnastik hat nicht nur Unterrichtsgegenstand zu sein; man muß darüber hinaus bemüht sein, die Unzahl von Grenz- und Streitfragen allerart zu lösen, und zwar neben der Verbreitung des sicheren Besitzstandes in theoretischen Vorlesungen auch durch ständige Experimentalforschung. Mit der uns Deutschen eigenen Gründlichkeit und mit Überwindung aller vorhandenen Schwierigkeiten ist die Aufgabe angegriffen worden, die Unterrichtsverwaltungen der Länder helfen und, soweit das Ärztliche in Frage kommt, der Deutsche Ärztebund zur Förderung der

Eislauf. Wandbild von Erich Waske

Leibesübungen ebenfalls. Es haben sich Berührungspunkte mit fast allen Wissensgebieten ergeben; die Ausgestaltung der hier vorhandenen Ziele rein kultureller Art ermöglicht erst tatsächlich die Lösung der ganzen Aufgaben. Die nach langjährigen vergeblichen Bemühungen im Frühjahr 1920 ins Leben gerufene Deutsche Hochschule für Leibesübungen ist vorbildlich geworden auch für die gymnastischen Institute der deutschen Universitäten und Hochschulen. Die an ihr abgehaltenen Lehrgänge zur Fortbildung von Lehrern, Geistlichen, Ärzten, Verwaltungsbeamten und Juristen, Pressevertretern, Organisatoren und namentlich der Angehörigen aller Frauenberufe — schließlich der ausübenden Jugend selbst — haben weiterhin auch zur Einrichtung von Volks-

Die Turnhalle. Gemälde von Emil Büttner

hochschul-Kursen in vielen deutschen Städten geführt. Man sieht, der Weg führt aufwärts. Der Wissenschaft steht die Kunst zur Seite, die bei dem kulturellen Ausbau der Turn- und Sportbewegung unbedingt mitarbeiten muß. Die Beziehungen zwischen planmäßiger Körperbildung und Gymnastik mit der Kunst sind Jahrtausende alt. Und trotzdem wagte Viktor von Podbielski es, bei Eröffnung des Deutschen Stadions 1913 nicht, eine Modellschule für Künstler von Anfang an mit ihm zu verbinden. Hoffentlich bietet die Prachtanlage des neuen Sportforums die Möglichkeit. In den vergangenen eineinhalb Jahrzehnten blieben die Künstler, die oft genug und immer wieder zur Mitarbeit angeregt worden sind, dem Deutschen Stadion, den Übungsplätzen und in den Hallen anderer Gemeinden und der Turn- und Sportvereine fern. Nur vereinzelt hat man sie gesehen und dann um so freudiger aufgenommen. Und dabei wollen die Plastiker vom Kopieren der Antike loskommen, dabei sorgen sich die Maler und Graphiker, denen der alte Stamm kaufkräftiger Gönner verloren gegangen ist, materiell mit Recht um ihre Zukunft. Warum stehen so viele einem für die Kunst aller Richtungen so ergiebigen Arbeitsfeld wie diesem fast teilnahmlos,

Eislauf. Gemälde von L. Mallwitz

Radfahrer. Gemälde von Magnus Zeller

Boxkampf. Wandbild von Prof. Willy Jaeckel

Läufer. Gemälde von R. Delaunay

oft genug ablehnend gegenüber? Die im April dieses Jahres unter dem Motto „Sport“ abgehaltene, vom Verfasser organisatorisch betreute Frühjahrs-Sezession Berlin hat dies auch bewiesen. Von älteren abgesehen hielten sich die für die Ausstellung gearbeiteten Werke vielfach mit dekorativ wirkenden Vorwürfen auf. Der professionelle Boxkampf, Radrennen, Milieustudien standen im Vordergrund. Die Abbildungen zu diesen Ausführungen zeigen trotz allem, daß auch hier Positives bereits geleistet ist. Den Herausgebern der Hefte muß man Dank wissen, daß sie in rechter Erkenntnis der Sachlage diese Publikation aus sich heraus geschaffen haben. Wenn es gelingt, einen wertvollen Kern der Frühjahrs-Sezession — ergänzt durch gute Werke aller, auch anderer Richtungen — als Abteilung „Kunst“ des Museums für Leibesübungen mit Hilfe von Reich, Ländern und Gemeinden zu erhalten und vielleicht bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam zu zeigen, dann wäre wohl schon mehr als ein Anfang damit gemacht, den Künstler in den Kreis der an der Jugend Arbeitenden einzubeziehen. Neben Lehrer und Geistlichkeit, neben Arzt und alle Erziehungsberechtigten hat künftig im Sport auch der Künstler zu treten!

Am Ziel. Bildwerk von Alexander Oppler

Das Museum für Leibesübungen, ebenfalls eine Schöpfung jüngster Zeit, soll neben dem Studium der Veranschaulichung von Material dienen: Völkerkunde, Geschichte, Sportarztwesen (Muster einer sportärztlichen

Stafettenläufer. Wandbild von Josef Bato

Beratungsstelle) und Sporthygiene, Biologie, Architektonik (Übungsstättenbau), Kunst, Gerätekunde, Fabrikate der Turn- und Sportindustrie bilden in großen Zügen umrissen vorläufig den Inhalt des Vorhandenen. Das mit dem Museum verbundene Deutsche Archiv für Leibesübungen enthält die Abteilungen Bücherei, Filmarchiv, Lichtbildsammlung, Plaketten- und Plakatsammlung, Statistik (Vereins-, Übungsstätten-, Leistungs-Statistik). Man sieht, daß sich auch hier beachtenswerte Zeichen einer kulturellen Umwertung aus dem Technisch-Handwerksmäßigen des Turn- und Sportbetriebes zeigen.

Bei Beachtung der hier gewiesenen und anderer in den vorstehenden Ausführungen nicht berührten Wege besteht keine Gefahr, daß wir über der Pflege unsers Körpers die des Geistes versäumen. Anderseits haben wir in der Pflege planmäßiger Körperschulung nach neuzeitlichen Gesichtspunkten einen zwar langsamen, aber sicheren Weg zum Wiederaufstieg des deutschen Volkes.

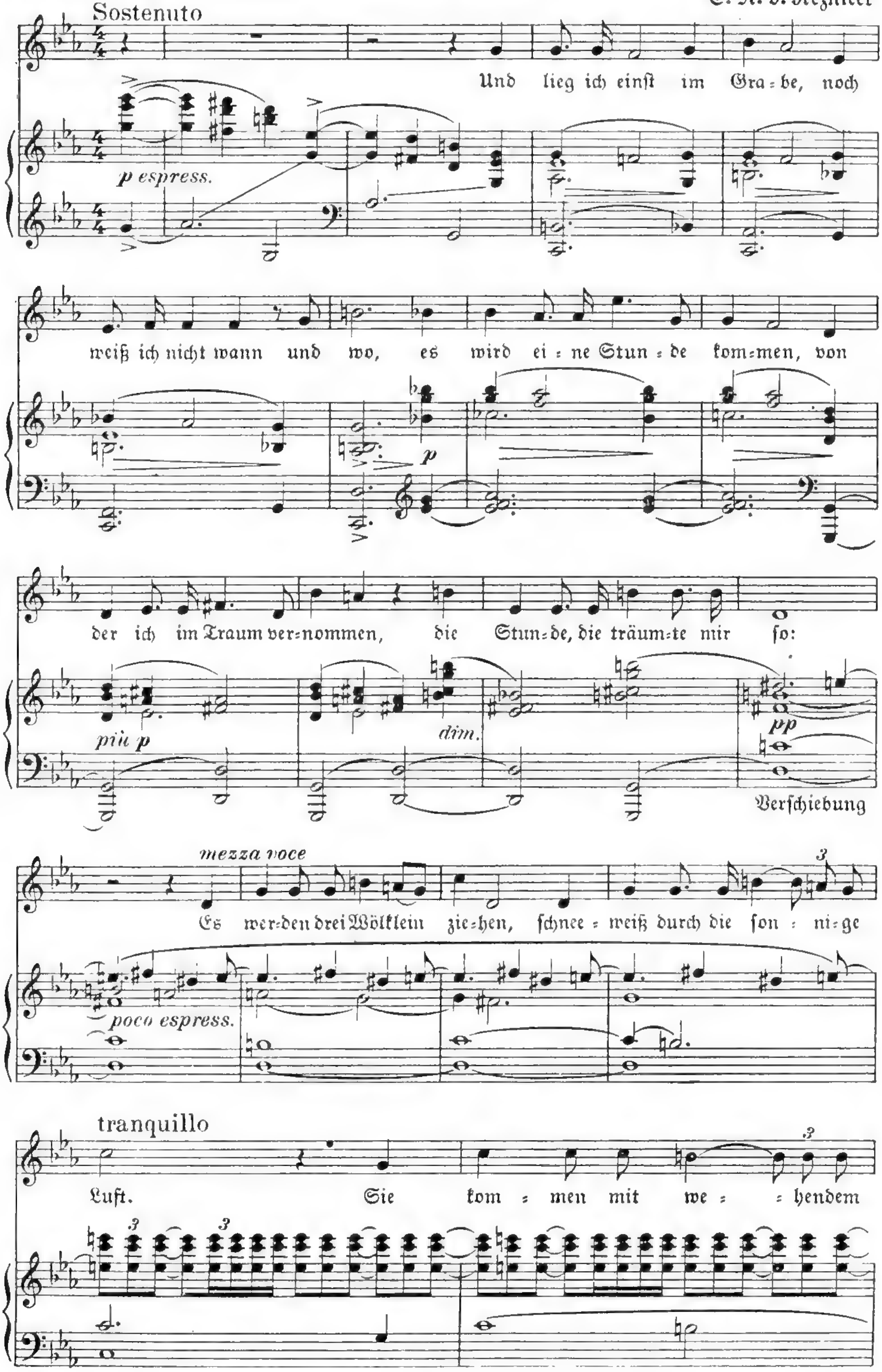
Sportstilleben. Gemälde von Eugen Spiero

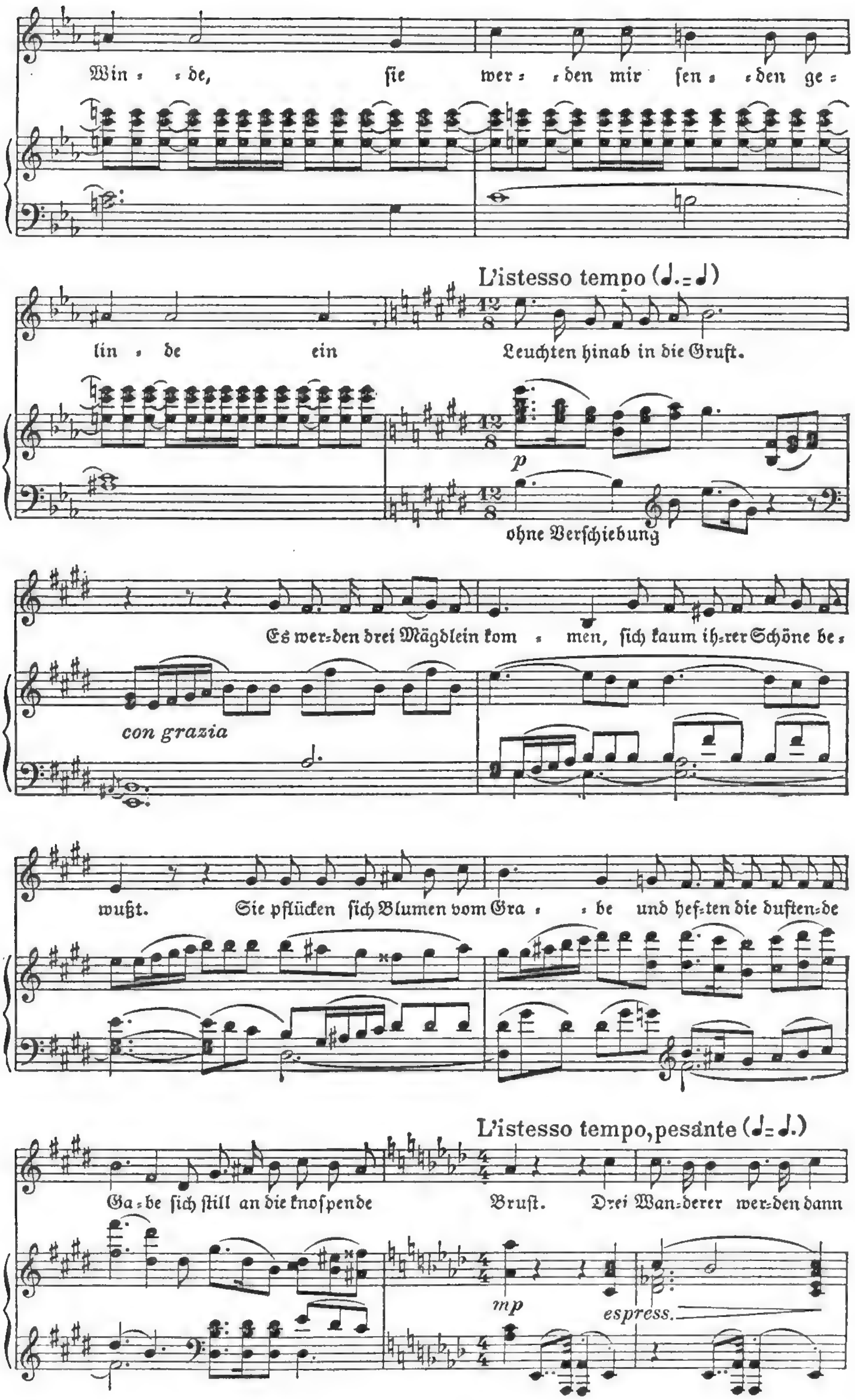
Das Pochen der tanzenden Füße

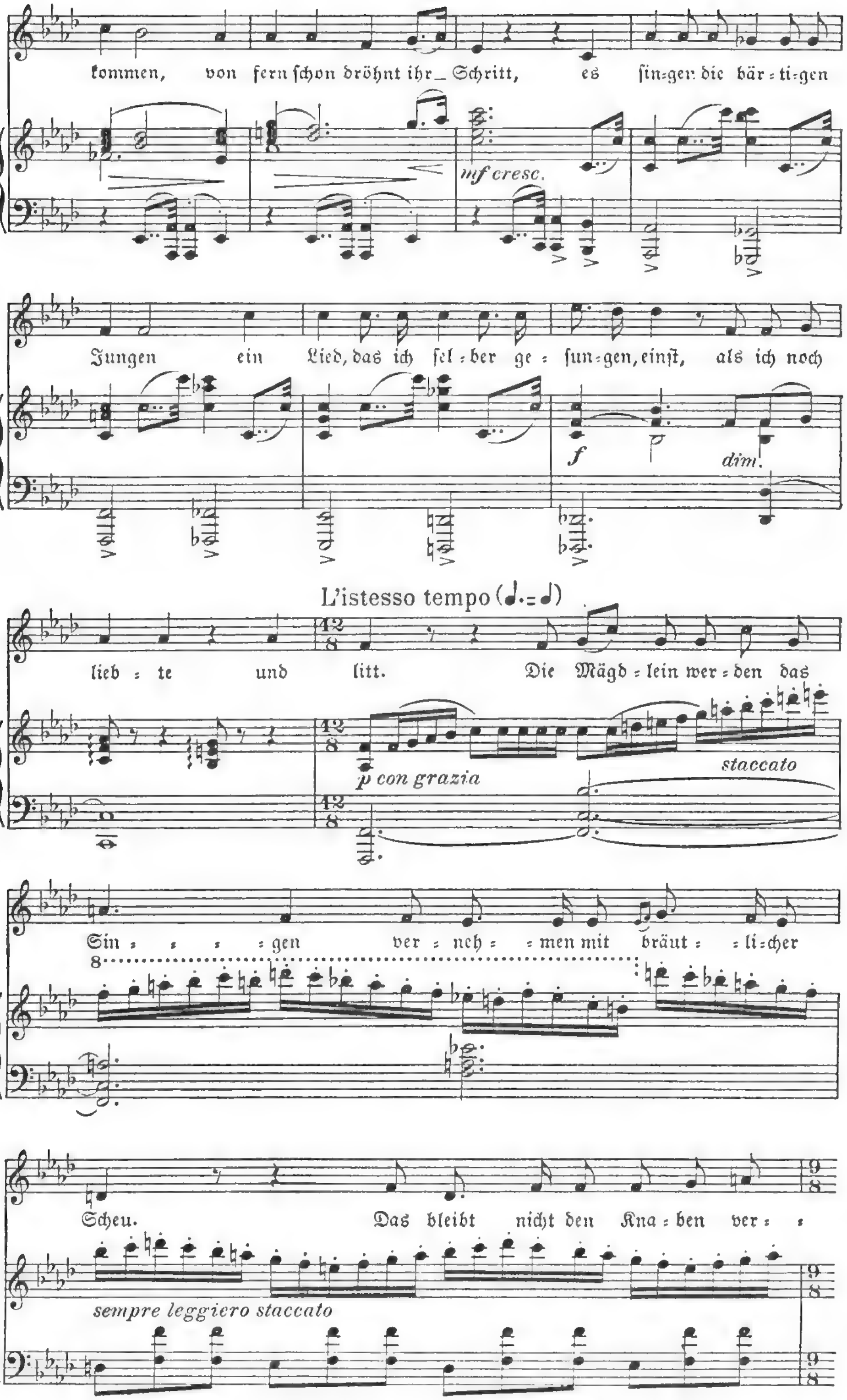
Aufführungsrecht vorbehalten

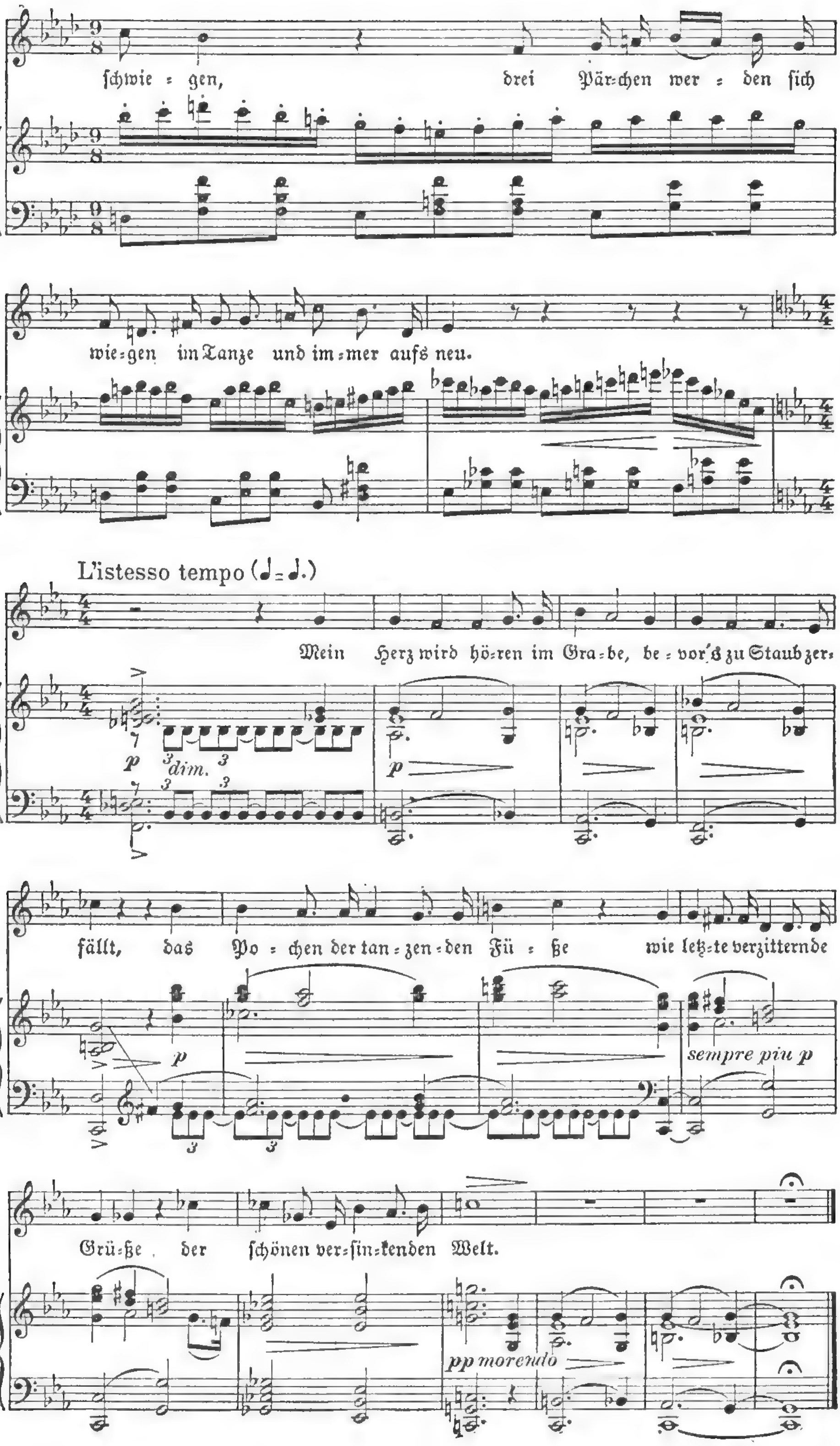
Franz Karl Ginzkey

E. N. v. Reznicek




Win - - de, sie wer - - den mir sen - - den ge -
lin - de ein
L'istesso tempo (♩. = ♩)
Leuchten hinab in die Gruft.
p
ohne Verschiebung
Es wer-den drei Mägdlein kom - men, sich kaum ih-rer Schöne be -
con grazia
wußt. Sie pflücken sich Blumen vom Gra - - be und hef-ten die duften-de
L'istesso tempo, pesante (♩ = ♩.)
Ga - be sich still an die knospende Brust. Drei Wan-derer wer-den dann
mp
espress.


kommen, von fern schon dröhnt ihr_Schritt, es sin-gen die bär-ti-gen
mf cresc.
Jungen ein Lied, das ich sel-ber ge-sun-gen, einst, als ich noch
f
dim.
L'istesso tempo (♩. = ♩)
lieb-te und litt. Die Mägd-lein wer-den das
p con grazia
staccato
Sin-gen ver-neh-men mit bräut-li-cher
8
Scheu. Das bleibt nicht den Kna-ben ver-
sempre leggiero staccato



schwie-gen, drei Pär-chen wer-den sich
wie-gen im Tanze und im-mer aufs neu.
L'istesso tempo (♩ = ♩.)
Mein Herz wird hö-ren im Gra-be, be-vor's zu Staub zer-
fällt, das Po-chen der tan-zen-den Fü-ße wie letz-te verzitternde
Grü-ße der schönen ver-sin-kenden Welt.
p
dim.
sempre piu p
pp morendo

Der Vater / Novelle von Ernst Zahn

In die große, helle Schulstube von Alpbach blickte der silberflirrende Schnee herein. Das Licht, das von ihm ausging, war so grell, daß einzelne der zweiundzwanzig Schulkinder in den Bänken unruhig geblendet hin und her rutschten. Die Lehrschwester Scholastika merkte das nicht. Sie ging in ihrer schwarzen Nonnentracht auf und ab. Ihr bleiches, hageres, kluges Gesicht war unter der Haube halb versteckt, und gerade so tagverborgen waren ihre Gedanken. Sie hatte eine dichtende Seele, ohne es zu wissen, und sie frönte dem Hang derselben, indem sie in dem Hochgebirgsdorf dicht unter den Firnen den im Begreifen und Bewegen gleich langsamen Bauernkindern manchmal Aufsatzthemata gab, die weit über ihr Verständnis hinausgingen. Der Schulinspektor hatte das wiederholt getadelt, weshalb die scheue Frau heute die Aufgabe, die sie den Kindern zugedacht, mit etwelcher Angst und zitternder Hand an die Wandtafel geschrieben hatte. „Mein Vater," war da in einer prachtvoll klaren Handschrift zu lesen, und die Schwester stand im Begriff, den Schülern zu erklären, was sie von ihnen erwartete. Jedes sollte seinen eigenen Vater schildern, nach seinem Äußern oder in seinen Charaktereigenschaften, seiner Fürsorge für Haus und Familie und in seinem Beruf. Ihre Beklemmung löste sich, während sie sprach. Ei, dachte sie, des Hirschenwirts rotköpfiger Bub, der Töni, würde von seinem Vater schreiben, er zahle die meisten Steuern in der Gemeinde, und des Bergführers Sohn, der Joseph Gamma, von den Gipfelsiegen und Lebensrettungen seines wackeren Alten berichten, die Zumbrunnen-Anni aber mit dem Sommersprossengesicht, deren Eltern ein Geschäft mit Reiseandenken unten am Bahnhof betrieben, erzählen, ihr Erzeuger mache in diesem Regenjahr schlechte Geschäfte. Alle würden harmlose Schilderungen liefern, wie sie dem Inspektor gefielen. Vielleicht würden sogar ein paar ungewollte Witzlein mit unterlaufen, wie etwa „Mein Vater hat nicht nur wenn er trinkt, sondern auch sonst Durst," oder „Mein Vater hat krumme Beine, aber er kann nichts dafür." Das Eigentliche freilich, was sie, die Lehrerin, gern hören würde, würde keines sagen. Um das Seelische, etwa, warum ein Kind seinen Vater besonders liebte oder weshalb einem Manne es im Leben nicht nach Wunsch gegangen, darum kümmerten sich die denkfaulen Alpbacher Kinder nicht. Sie waren noch nicht wach, nicht reif dazu, und sie, Schwester Scholastika, wartete umsonst auf das Aufdämmern ihrer Seele. Nur die vierzehnjährige Vita Imfeld würde vielleicht in die Tiefe gehen! Von dem seltsamen Kinde war immer etwas Besonderes zu erwarten.

Die schönen, schüchternen Augen der Schwester streiften über die Gestalten ihrer Schüler hinweg, bis in die hinterste Sitzreihe, wo in einer Ecke ein schwarzhaariger, wohlgeformter Mädchenkopf sich scharf von der hellen Wand abhob. Dann erschrak sie ein wenig; die junge Vita kam ihr heute merkwürdig bleich vor. Sie schritt die Bänke entlang, immer weiter erklärend und sich dann und wann zu einem Kinde beugend: „Hast du verstanden, was ich meine?" oder „Weißt du auch, was du jetzt schreiben mußt?"

So erreichte sie Vita Imfelds Bank. „Gefällt dir die Aufgabe?" fragte sie auch sie. Ihre Stimme bebte leise. Sie fühlte sich immer unsicher, wenn sie zu diesem Kinde sprach. Es war anders als alle andern, nicht laut, nicht lustig, nicht dumm und nicht faul, nicht frech und nicht liebenswürdig. Keines der Durchschnittsmaße paßte auf Vita. Aber wie sie eigentlich war, vermochte Schwester Scholastika auch nicht zu sagen; denn sie konnte nicht an den Grund ihres Wesens sehen, fühlte sich nur immer wie befangen in ihrer Nähe, als sei die lebenskundige Jugend der andern ihrer klosterengen Weisheit überlegen.

Vita erwiderte den Blick der Lehrerin. Ihre Augen waren von derselben nachthaften Farbe wie ihr krauses, in zwei Zöpfen über den Rücken fallendes Haar, und sie standen jetzt weit offen. „Ja, Schwester," antwortete sie mit zuckenden Lippen und in kaum hörbarem Ton.

‚Was hatte sie?' dachte die Nonne, und in ihr ängstliches Gemüt fiel eine neue Unruhe. Lag ihr Aufsatzthema dem Kinde nicht? Sein „Ja, Schwester," hatte so merkwürdig geklungen. Aber nein, beschwichtigte sie sich selbst, gerade die Vita würde sicher besonders gern von ihrem Vater erzählen. Imfelds Einvernehmen mit seinem Kinde war ein im Dorfe sprichwörtlich gutes. Und er war ein besonders wackerer, angesehener Mann, seines Zeichens Bauunternehmer. Seit die große Weltbahn durch die Berge gelegt und der Tunnel

durch die Alpenscheide gebohrt war, hatte er sich von dem Hungerverdienst, den sein eigenes kleines Bauerngut gebracht, losgemacht, war Erdarbeiter geworden und hatte sich in wenigen Jahren zum kleinen Unternehmer aufgeschwungen, der selbst Hilfskräfte anwarb. Nun lebte er mit Frau und Kind in angenehmem Wohlstand. Bahnverwaltung und Gemeinde schätzten seine Dienste und hatten immer Aufträge für ihn. Sein Kind jedoch hing mit schwärmerischer Liebe an ihm. Oft und oft konnte man sie an seinen Arm gehängt neben ihm schreiten sehen, wenn er am Morgen zur Arbeit ging oder nach Feierabend sich wieder nach seinem kleinen Hause begab, das neben der Brücke über dem tosenden Dorfbach inmitten der Ortschaft stand. Am Sonntag zog sie auch so mit ihm zur Kirche, während die zarte, früh verblühte Mutter fast immer zu Hause herumwerkte, da sie einen fast krankhaften Reinlichkeitseifer in sich hatte, oder mit einer Nachbarin schwatzte, da ihre Mitteilungssucht so groß wie ihr Hang zum Fegen war.

Bei diesen Überlegungen beruhigte sich die Nonne wieder und begab sich an ihren Platz zurück. Hier sprach sie noch über den Unterricht des nächsten Tages. Dann hieß sie den rotköpfigen Hirschen-Töni das Gebet sprechen.

Gleich darauf brach die Schülerschar mit dem bei solchem Anlaß üblichen Lärm aus den Bänken.

Auch Vita Imfeld war aufgestanden. Langsam, mit Überlegung, wie sie das immer tat. Sie war keine der ersten, aber auch nicht die letzte, die die Schulstube verließ. Ihre Knie wankten ein wenig. Sie sah die Lehrerin nicht mehr an. Sie achtete auch auf die übrigen Kinder nicht. Da sie mit keinem derselben besonders befreundet war und fast immer allein ging, so fiel das nicht weiter auf. Aber Vita war es, als schauten ihr viele nach, als folgte auch die Schwester ihr noch immer mit den verwunderten Augen. Sie, die Lehrerin, hatte ja auch in so merkwürdigem Ton gefragt, ob ihr die Aufgabe gefalle. Die Aufgabe! Mein Gott, und gerade heute! Wo — wo sie ohnehin nicht wußte, was sie denken sollte? Noch — noch letzte Woche würde sie sich mit heißem Eifer an die Arbeit gemacht haben. Sie fühlte es, wie sie gerühmt haben würde: Es gibt keinen Mann wie den Vater! So würde sicher der Aufsatz begonnen haben. Aber dieser ungeschriebene und doch so feststehende Satz brannte sie jetzt wie eine offene, salzbestreute Wunde. Warum? Sie konnte nicht klar denken. Selbst die Augen schienen ihr zu versagen. Sie wußte nicht, wie sie aus dem Schulgebäude heraus und in die Dorfstraße gelangte.

Hoch lag der Schnee in dieser Straße. Da es Mittagszeit war, hatte die heiße, königliche Sonne ihn trotz des beißenden Frosts ein wenig erweicht. Er schimmerte oben von Silberperlen; aber unter den Schuhen knirschte er, denn, wo er getreten wurde, war er hart und zäh.

Vita blinzelte. Der Himmel hoch über den Schneedächern von Alpbach war so brennend blau, so sonnedurchflammt, daß es schmerzte, hineinzusehen. Aber sie setzte zögernd und unentschlossen ihren Weg fort. Sie fürchtete sich vor dem Heimkommen. Sie fürchtete sich vor den Menschen. Vor Vater und Mutter am meisten! Sie mußten ihr alle ansehen, daß sie — diese Zweifel in sich hatte. Geradesogut wie die Schwester es gespürt haben mußte!

Den ganzen Morgen hatte sie in der Schule nicht zur Sammlung kommen können. Immer hatte sie an den Zwist denken müssen, der vor ihrem Weggang zu Hause zwischen Vater und Mutter stattgefunden. So gehe es nicht weiter, hatte die kleine, scharfe Mutter erklärt. So bleibe sie nicht im Hause.

Das war gewesen, als habe ein Blitz plötzlich in ein tiefes Dunkel gezündet und Vita Dinge gezeigt, die sie bisher weder geahnt noch verstanden hatte. Und nun hatte sie unablässig darüber grübeln müssen. Gottlob hatte die Lehrschwester gerade heute sie nichts gefragt. Sie hätte sicher keine einzige Antwort gewußt. Immer hatte sie die Mutter vor sich gesehen, bleich bis an die Lippen, zitternd am ganzen Leibe. Sie war sonst innerlich mit der Mutter nicht immer zufrieden gewesen. Sie war so empfindlich, vertrug dem Vater nichts, zankte viel und kannte auf der Welt nichts als ihren Haushalt, als Scheuern und Sparen. Sie hatte ein spitzes, kleines Gesicht, die Mutter, wie eine Maus, aber der Vater sagte, daß sie früher hübsch gewesen sei. Der Vater hatte auch einmal scherzend gesagt, die Spitzheit der Züge käme vom vielen Rechnen, Geizen und Nachspüren, und ein andermal, als er mit ihr, Vita, ganz allein gewesen und sie auf ernste Dinge zu reden gekommen waren, hatte er geäußert: „Siehst du, es tötet nichts die Liebe so als kleine Nörgelsucht und Enge des Herzens.“ Sie hatte damals wohl geahnt, daß er bei diesen Worten an die Mutter gedacht hatte. Jetzt aber wußte sie es. Und jetzt — seltsam — brachten diese Worte sie nicht gegen

die Mutter auf wie damals. Jetzt tat ihr die abgesorgte, abgerackerte Frau auf einmal leid. Seit heute morgen! Und seit sie immer an die schöne Therese, die Hirschenkellnerin, denken mußte! Wie das nur kam? Ihren, Thereses, Namen hatte die Mutter in schrillem, keifendem Tone herausgestoßen, als sie, Vita, noch während des Streites der Eltern die Stube verlassen und den Schulweg angetreten hatte.

Die Therese war im Dorf ein Aufsehen. Soviel Anmut und Bravheit finde man weit und breit nicht, hieß es von ihr. Sie war eine Verwandte des Hirschenwirtes und erst seit einigen Monaten im Hause. Blond, hochgewachsen, schlank, trug sie das Haar kurzgeschnitten, wie es jetzt Mode war. Dazu hatte sie schwarze Augen. Man kam gar nicht los von ihrem klaren, ruhigen Gesicht.

Der Vater kannte sie gut. Er ging seit einiger Zeit an Sonntagen und auch abends häufig in den Hirschen. Einmal, als sie, Vita, in den Beeren im Wald gewesen, hatte sie den Vater mit Therese zusammen angetroffen. Sie meinte jetzt zu wissen, sie hätten sich bei der Hand gehalten und sich plötzlich losgelassen, als sie sie erblickt. Damals hatte sie kaum darauf geachtet. Erst jetzt erinnerte sie sich daran, auch daran, wie freundlich beide zu ihr gewesen und wie sie sie gleich mitgehen geheißen hatten. Erst jetzt fiel ihr so manches auf: der Vater hatte den Arm um sie gelegt und sie im Weiterschreiten fest an sich gepreßt, sich zu ihr niedergebeugt und immer gesprochen, obschon er sonst gar nicht redselig war. Dabei hatten seine Augen in den ihren gesucht, als ob er ihre Gedanken erraten wollte, und es war ihr jetzt, daß etwas wie Angst in seinem Blick gelegen hätte. Viel Mühe hatte er sich mit ihr gegeben. Und Therese war fast vernachlässigt nebenhergeschritten. Warum kam ihr aber das alles erst heute so scharf zu Bewußtsein? Warum brachte sie die Gedanken nicht los davon? Warum durfte sie gar nicht an die Aufgabe denken, die die Lehrerin gestellt hatte? Und — und warum hatte sie solche Angst vor dem Nachhausekommen?

Plötzlich sah sie drüben in ihrem kleinen Laden die Krämerin auf der Schwelle stehen und wie erstaunt herüberschauen. Da fiel ihr erst ein, daß die andern Kinder sich längst verlaufen hatten und daß sie allein noch auf der Straße säumte. Ihr Herz tat einen Sprung. Es war ja auch bald Essenszeit! Ganz erschreckt eilte sie vorwärts.

Bald erblickte sie das kleine, hübsche, weißgetünchte Haus mit den grünen Läden dicht an der hohen Brücke, wo sie wohnte. Und jetzt kehrten die Hemmungen von vorhin mit doppelter Heftigkeit zurück. Sie meinte, wieder anhalten und Atem schöpfen zu müssen. Aber sie biß die Lippen zusammen und legte die letzten Schritte fast laufend zurück. Auch vor der Haustür machte sie nicht mehr halt, sondern stieß sie auf, trotzdem ihre Hand zitterte, als sie sie zur Klinke erhob.

Erst im Flur hielt sie um eines Gedankens Länge inne und lauschte. Wo waren die andern? Der Vater konnte noch kaum von der Arbeit zurück sein. Aber die Mutter? Vielleicht in der Küche?

Die Küche lag nach hinten. Gleich zur Rechten aber führte eine Tür in die Wohnstube.

Vita öffnete diese. Sie wußte nicht, daß sie das tat, um nicht gleich mit der Mutter zusammenzutreffen. Aber auf der Schwelle stutzte sie jäher. Es war etwas nicht wie sonst! Der Tisch noch nicht gedeckt! Auch der Küchenduft, der ihr sonst immer verriet, was es zu Mittag gab, fehlte. Es war, als spürte sie förmlich, daß der Herd draußen kalt war. Aber drüben am grauen, schweren Gültsteinofen stand der Vater, aufrecht, die Hände nach rückwärts an den Stein gelegt. Stattlich stand er da, braun von Gesicht, Haar und Bart kurz und kraus und tiefschwarz. Ein schöner Mann war er, dachte sie unwillkürlich. Im Dorf hieß es, sie sei ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Nur ihre Haut war weißer. Bleichschnabel, sagte der Vater.

Fritz Imfeld richtete sich auf. Er hatte auf die Rückkehr seines Kindes gewartet. Jetzt blickte er sie wieder an wie damals im Walde, dachte Vita, so als ob er ein wenig Angst habe. Imfeld fühlte, wie ihm an Hals und Wangen heiß wurde. Er suchte trotzig die Unsicherheit, die ihn befiel, niederzukämpfen. Es gelang ihm auch, aber es machte ihm Mühe.

„Guten Tag, Vater," grüßte Vita. Es trieb sie, die Schulmappe, die sie in der Hand hielt, eilig auf den Tisch zu legen und auf den Vater zuzuspringen. Aber sie war wie an den Boden genagelt.

„Guten Tag, Vita," antwortete Imfeld.

„Wo ist die Mutter?" fragte zaghaft das Kind, noch immer die Mappe im Arm.

„Die Mutter ist fort," entgegnete Imfeld ernst und ruhig.

Jetzt legte das Mädchen das Schulzeug beiseite. Wie eine Lawine stürzte es über sie. Der Streit von heute morgen — und was früher geschehen! Und — und jetzt — die — die Aufgabe der Lehrschwester! — Es

brauste ihr im Kopf. Die Gedanken verwirrten sich ihr. Hilflos und heiß begann sie zu weinen.

Imfeld biß die Zähne zusammen. Er hatte den Augenblick gefürchtet. Jetzt mußte er durchgefochten sein. Er streckte die Arme nach Vita aus, ließ sie aber sogleich wieder sinken. Vielleicht würde sie sich ihm entziehen, dachte er. Dann begann er zu sprechen, ruhig und überlegt, wie er es sich ausgedacht und wie es dem reifen Verständnis des Kindes entsprach. „Die Mutter und ich verstehen einander nicht mehr. Ich bin wohl viel selbst schuld. Aber ich ertrage das tägliche Nörgeln, das enge Wesen nicht länger. So haben wir beschlossen, uns zu trennen. Ich habe die Mutter gebeten, dich mir zu lassen. Du weißt, wie lieb du mir bist. Die Mutter ist aber fortgegangen, ohne mir Antwort zu geben. Zu ihrem Vater ins Tal nach Immenbrücke."

Er hielt inne. Es gab noch etwas zu sagen, und wenn er Hoffnung hatte, daß Vita das bis jetzt Erzählte verstehen werde, so war er nicht gleich gewiß, wie sie das letzte aufnehmen werde, das ihm mitzuteilen blieb. Er fürchtete sich nicht. Er wußte genau, was er wollte; aber er spürte jetzt in jeder feinsten Faser seiner eigenen, was in der kindlichen, erwachenden, vielleicht durch ihn erst geweckten Seele seines Mädchens schwang.

Vita stand am Tisch, halb vom Vater abgewendet. Sie hielt ihr von Tränen gebadetes Taschentuch in den Händen und knüllte es gedankenlos zusammen, bis es wie eine kleine Kugel geworden war. Was würde jetzt noch kommen? fragte sie sich. Würde er jetzt von Therese sprechen?

In diesem Augenblick ging die Haustür und wurden im Flur Schritte laut.

Imfeld hob den Kopf. Er wußte, wer jetzt kam. Er hatte die andere gebeten, nachher herüber zu kommen. Sie und das Kind sollten gleich einander gegenübertreten können. Sie traf nur noch — zu früh ein! Der Atem ging ihm nicht frei.

Auch Vita lauschte. ‚War es möglich,' dachte sie.

Da klopfte es und auf Imfelds „Herein!" trat Therese über die Schwelle, blond, sauber, heiter, in schwarzem Kleid mit weißer Schürze, in jedem Zoll ein Mensch, an dem man Freude haben mußte.

Vita schaute sie an. Ihre Tränen versiegten. Aber sie konnte die Eintretende nicht grüßen. Sie zürnte ihr nicht. Sie verstand nur nicht, warum sie da sein mußte. Vielleicht würde der Vater es erklären. Aber — aber — sie wußte doch nicht, was sie von allem denken und zu allem sagen sollte. Es war soviel auf einmal. Und sie hatte solche Angst. Und sie brachte ihren Kopf nicht dazu, die Dinge zu unterscheiden: Das mit der Mutter! Und das mit Therese! Und das von der Aufgabe der Lehrschwester und was noch!

Therese Sulzer war in der Nähe der Tür stehen geblieben. Sie war mit Imfeld einig, war es nicht ohne innere Kämpfe geworden, hatte lange sich gegen ihn und ihre eigene Neigung zu ihm gewehrt und die Frau nicht verdrängen wollen. Erst, als sie sah, daß der Mann wirklich keinen Frieden mehr in der Ehe fand, und als heute die Frau von ihm gegangen, hatte sie zugestimmt, in Ehren, wenn erst einmal alles geordnet sein werde, zu ihm zu kommen. Sie fühlte aber, in wie merkwürdiger Stellung sie sich in diesem Augenblick und vor dem Kinde befand; sie schaute Imfeld etwas hilflos an und erwartete, daß er spreche.

Er war auch bereit dazu. Er wollte eben sagen, daß er Vita bitte, Therese lieb zu haben an der Mutter Statt. Er fühlte die Zumutung, die in diesen Worten liegen würde, und er suchte noch nach der rechten Form.

Da gewahrte Vita, daß die Tür frei war, und im nächsten Augenblick lief sie hinaus. Sie wußte nicht, ob es das Rechte war. Sie hielt es nur nicht länger aus. Wie sie vor einer halben Stunde mit dem Heimgehen gezögert, weil sie das, was auf sie eindrang, nicht zu verarbeiten vermochte, so lief sie jetzt davon, weil sie nicht aus noch ein wußte, weil sie niemand hatte, den sie fragen konnte, und weil sie meinte, allein sein zu müssen, um denken zu können.

Imfeld machte ein paar Schritte ihr nach. Es wurde ihm schwerer und schwerer zumute. In der Auseinandersetzung mit seiner Frau hatte ihn sein Gewissen nicht gestochen. Da waren ihm die Rechtfertigungen nur so in die Augen und auf die Zunge gesprungen. Aber jetzt vor dem ernsten, klugen Kinde, das er liebte, hatte er immer mehr seine Sicherheit verloren.

Therese stand betroffen da. Der Ausdruck von Unruhe in ihrem klaren, blonden Gesicht verschärfte sich. „Sie will nichts von mir wissen," sagte sie.

Imfeld wandte sich ihr zu. Er war kein Schöntuer. Er machte keinerlei Versuche, sie durch Zärtlichkeit zu beruhigen. Er überwand die Enttäuschung, die ihm Vita bereitete, wenigstens äußerlich. „Man muß ihr Zeit lassen," antwortete er. „Sie wird schon wiederkommen. Dann will ich allein mit ihr sprechen."

Das Mädchen senkte den Kopf. Der Widerstand des Kindes kam ihr nicht unerwartet, und sie empfand die Schuld schwerer, als die sie ihr Eindringen in die Ehe Imfelds von Anfang an gefühlt. „Ich will niemand weh tun,“ sagte sie mit zerpreßter Stimme.

Imfeld bot ihr die Hand. „Laß mich machen. Es wird alles in gute Ordnung kommen.“

„Soll ich wieder gehen?“ fragte Therese verwirrt.

„Bis nachher! Bis ich mit Vita geredet habe.“

Therese wendete sich der Tür zu. Sie wollte ohne Gruß das Zimmer wieder verlassen. Aber Imfeld hielt sie zurück und bot ihr die Lippen. Sie küßte ihn ernst und ein wenig traurig. Dann ging sie.

Imfeld lauschte, wie ihre Schritte verklangen. Mehr noch lauschte er, ob nicht die Vitas sich wieder näherten. Das Herz tat ihm weh. Er hatte auf die Anhänglichkeit Vitas vertraut. Es hatte ihm immer geschienen, daß er ihr mehr als die Mutter gelte. Und er hatte erwartet, daß sie sich in dieser Sache ganz auf seine Seite schlagen werde. Hatte er sich getäuscht? Nicht doch, beschwichtigte er sich selbst, das Kind würde wohl bald zurückkommen. Es würde nur seines Zuspruchs bedürfen, um — —

Er wartete eine Weile. ‚Wo — wo mochte sie hingelaufen sein?‘ überlegte er. Sicher nur eben vor die Tür. Und wenn sie sah, daß Therese fort war, kam sie zurück.

Er wartete weiter.

Die Magd, die inzwischen spät gekocht hatte, kam herein und deckte den Tisch; alles das hatte sonst die Hausfrau besorgt.

Imfeld ging in seine Schreibstube hinüber, um seine Mappe bereitzulegen, die er nachmittags für eine kurze Reise brauchte. Er besorgte mit Überlegung und jede Besorgnis niederzwingend, was ihm beruflich oblag. Er zwang sich auch, nicht mehr nach Vita auszulauschen, und tat es unbewußt doch.

Und Vita kam nicht.

*

Vita hatte das Haus verlassen. Am Kleiderhaken hatte ihr Wolltuch gehangen. Das hatte sie sich umgeschlagen. So war sie in die Dorfstraße hinausgetreten. Sie schaute nicht rechts, noch links. Der Gedanke, daß jemand sie ansprechen oder aufhalten könnte, war ihr schrecklich. Ganz im Anfang dachte sie, der Vater könnte sie zurückrufen. Und seinem Ruf würde sie gefolgt sein. Vielleicht gerne sogar. Aber als nichts dergleichen geschah, schritt sie rascher aus und verließ das Dorf in der ihrem Schulweg entgegengesetzten Richtung.

Sie war niemand begegnet, die Leute saßen um diese Zeit über ihren Schüsseln. Nur hinterm Dorf mußte sie dem graubärtigen Z'graggen-Peter ausweichen, der auf seinem Hornschlitten Holz abwald führte. „Wohin willst?“ fragte er sie. Aber sie gab ihm keine Antwort. Sie nahm das Tuch vor der Brust enger zusammen und eilte das schmale Sträßlein, an dem der aufgeschaufelte Schnee auf beiden Seiten Wände bildete, hinan. Ein weites Wegstück hielt die Angst vor einem Anruf sie noch ab, über das nachzudenken, was geschehen war. Dann wurde es stiller und stiller um sie. Da fiel ihr zuerst die Aufgabe der Lehrschwester wieder ein. Das war das Quälendste. Niemals konnte sie diesen Aufsatz schreiben! Sie — sie mußte es der Schwester sagen, daß sie es nicht könne, aus irgendeinem Grunde nicht. Der Wunsch, sich von dieser Pflicht zu befreien, war so stark in ihr, daß sie stehen blieb und überlegte, ob sie nicht gleich umkehren und sich zur Lehrerin begeben sollte. Aber ebenso rasch befiel sie eine Ermattung. Mit dem Wegfall der Aufgabe war noch nicht geholfen! Da war noch soviel anderes!

Sie setzte sich wieder in Bewegung.

Ein Steg führte über den Wildbach, der vom Schyngletscher herab dem Dorf zustürzte. Auch er war halbmeterhoch von Schnee bedeckt. Sie überschritt ihn und gelangte über eine breite Graslehne in einen Holzerweg, der durch einen aus den Trümmern eines Bergsturzes herausgewachsenen Tannen- und Föhrenwald steil bergan führte. Hier ging niemand mehr. Selbst das Rauschen des Baches drang nicht herüber. Nur die heiße Mittagssonne war da und legte goldene Lichter auf verschneite Felsblöcke, auf den schneeschweren Ast eines Baumes oder sogar manchmal ihr vor die mit Pulverschnee verbrämten Schuhe.

Sie hielt abermals inne. Jetzt — jetzt konnte sie sich besinnen! Die Sonne war gütig. Sie spürte sie warm auf ihrem dunklen Scheitel. Daß ihre krausen, langen, schwarzen Zöpfe ganz von Gold durchflochten waren, konnte sie freilich nicht sehen, auch nicht, wie blaß ihr Gesicht war und wie an Lidern, Brauen und Lippen ein Zucken ging. Sie empfand nur eine so tiefe Unruhe und Beklemmung. Das Weinen war ihr nahe und kam doch nicht; die Angst in ihr wollte sich nicht lösen. ‚Wie war doch alles?‘ fragte sie sich. Wie war es, daß sie solange nichts geahnt hatte und doch jetzt alles begriff? Die Mutter war fortge-

Herbst. Gemälde von Prof. Ludwig Bartning

gangen, sagte der Vater, und kam nicht wieder! Dafür war — die Therese. Die Mutter hatte den Vater lieb gehabt. Sie wußte das bestimmt. Trotzdem jene manchmal unwirsch gewesen und diesem ungerechte Vorwürfe gemacht, trotzdem ihr, Vita, der Vater manchmal leid getan. Sie erinnerte sich, daß die Mutter einmal — der Vater war eben aus der Stube gegangen — gesagt hatte: „Ein tüchtigerer Mann als dein Vater lebt nicht, Vita.“ So mußte sie doch gewußt haben, was sie an ihrem Mann hatte! Jetzt aber war sie fort, allein, würde künftig immer allein sein; denn da war — die Therese. Zwischen allen aber stand sie, Vita, ungewiß, zu wem sie halten, wem sie recht geben sollte! Sie liebte den Vater. An dem Brennen ihres Herzens fühlte sie jetzt, wie groß diese Liebe war. Das Furchtbare aber war, daß sie jetzt das Empfinden hatte, den Vater nicht mehr küssen zu können. Gerade so wenig, wie sie jetzt nach der Lehrerin Willen über ihn zu schreiben vermöchte! Warum nur? Sie — sie hatte doch kein Recht, über ihn zu urteilen. Sie vermochte auch nicht, all das Geschehene zu entwirren. Es würgte sie nur so. Sie konnte sich nicht denken, daß sie nach Hause ginge, die Therese dort fände, ihr die Hand geben müßte. Und doch war die Therese ein achtenswertes Mädchen, das sagten alle. Und der Vater war ein braver Mann, ein angesehener Mann. Alle Leute achteten auch ihn. Das hatte sie immer gefühlt, wenn sie an seiner Seite gegangen war. Sie konnte sich aber auch nicht vorstellen, daß sie jetzt zum Beispiel ins Tal liefe zur Mutter; denn das Heimweh nach Alpbach, nach dem Vater würde sie quälen. Wo war der Ausweg? Warum war sie auf einmal vor all diese Entscheidungen gestellt?

Das Kind stolperte. Der Kopf war ihm so gedankenschwer, daß es nicht auf die Füße geachtet hatte und nicht darauf, daß sie weiterzusteigen begonnen hatte. Sie setzte aber den Weg fort, bald langsam, bald schneller, stockend jetzt und jetzt wieder vorwärts taumelnd. Der Pfad war steil. Die Sonne drang nur noch an wenigen Stellen bis zum Weg hinunter. Sonst schien sie fern und kühl wie in einer andern Welt.

Vita gelangte höher und höher. Dann fragte sie sich, wohin sie eigentlich wolle. In den Himel hinaufsteigen konnte sie doch nicht! Und einmal — einmal mußte sie doch wieder zurück. Heim! Heim? Gott, o Gott!

Plötzlich fühlte sie sich sehr müde. Sie blickte um sich. Am Wegrand zu Füßen einer schlanken Tanne lag ein Felsblock. Er war mit einer Schneekruste überzogen, nur an einer Stelle schien sein schwarzer Steinkörper hervor. Das mußte ein kaltes Polster sein, dachte Vita. Aber sie konnte dem Gelüsten nicht widerstehen, sich ein wenig niederzulassen. Weiter ging es nicht mehr! Und — zurück? Das dauerte noch lange, bis sie sich entschließen konnte, zurückzukehren.

Sie trat zu dem Stein, sah stumpf auf ihn nieder und setzte sich. Der Schnee war so hart gefroren, daß sie ihn kaum eindrückte. Nur ein paar pulvrige Körner stoben zu Boden.

Vita zog das Tuch enger um sich. Denkmüde blickte sie sich um. Kein Wind ging, kein Mensch kam vorbei. Kein Tier schlüpfte durch das Unterholz. Nicht einmal, daß ein Vogel irgendwo durchs Geäst schwirrte. Die Bäume standen hoch und steif und doch wie erschlafft unter der Schneelast, die sie zu tragen hatten.

Vita nickte ein wenig. Der Kopf war ihr schwer. Aber dann befiel sie ein plötzliches Heimweh. Warum kam der Vater nicht? Nie zuvor hatte sie ihn so geliebt. Sie dachte daran, wie sie ihn immer abgeholt, wie sie an seinem Arm gegangen, wie er sie manchmal geneckt und nachts vor dem Schlafengehen sie immer so ernsthaft angesehen und geküßt hatte. Hm! Und wenn er nicht zu ihr kam, warum ging sie nicht heim? Aber der Gedanke tat ihr weh. Das war es ja! Da wußte sie nicht weiter! Sie faßte sich nach dem Kopf. Ihre kleinen, hageren Hände zitterten ein wenig. Und das Denken fiel ihr immer schwerer. Es schläferte sie. Ein paarmal schwankte sie leise auf ihrem Sitz. Auch löste sich etwas in ihr. Sie hätte jetzt weinen können, aber sie fühlte das, was sie quälte, nicht mehr so scharf. Es war doch wohl alles nur ein Traum, die Mutter noch da und — der — Vater — freilich — freilich — den Aufsatz — da wollte sie wohl schreiben, welch ein braver Mann — der Vater —

Sie schlief nun wirklich ein wenig ein.

Als sie nach einigen Minuten noch einmal erwachte, war ihr kalt. Ihre Hände waren blau vor Frost und von ihrem Sitz aus durchschauerte es sie merkwürdig, als gefriere ihr das Blut in den Adern. Nun mußte sie heim, dachte sie. Sie war nur so müde. Sie konnte sich gar nicht entschließen aufzustehen. Aber nachher — bald — wollte sie —

Vitas kleiner, dunkler Krauskopf schwankte stärker. Die Zöpfe fielen ihr vornüber auf die Brust. Beinahe wäre sie vom Stein ge-

glitten. Da dachte sie so zwischen Wachen und Schlafen, es sei unbequem so zu sitzen, wie sie saß. Sie meinte aufzustehen, aber sie rutschte im unbewußten Drang nach Bequemlichkeit vom Stein herab in den Weg, so daß sie mit dem Rücken an den vorherigen Sitz zu lehnen kam. ‚Auch gut,' dachte sie, wickelte die klammen Hände besser in das Tuch und schlief tiefer ein.

Die Nacht fiel langsam in die Kronen der Bäume, hinab in die Mulden, zwischen die Stämme. Aber auch ihre Macht dauerte nicht. Hinter einem Berge tauchte eine runde Scheibe auf wie ein weißglühendes Stück Metall. Der Mond kam. Vita träumte vielleicht noch. Daß es kalt sei! Daß der Vater — —

Der Mond zog höher. Jetzt stand er senkrecht über der Stelle, wo Vita schlief, und warf all sein Licht in die Waldlücke. Auf den Baumästen blitzte und flirrte es. Über den Boden rann es wie silbernes, langsam weiter schwellendes Wasser. Auch Vitas zusammengesunkene, zartjunge Gestalt war von diesem feuchtfeinen Schein umspielt, besonders scharf das eine ein wenig vorgeschobene Bein im schwarzen Strumpf und das Gesicht. Leise flogen noch die feinen Nüstern. Auf den atmenden Lippen lag es wie Hauch, den die Kälte sichtbar macht. Allmählig verging beides, Bewegung der Nüstern und Atemhauch. Wann das war, wäre kaum zu sagen gewesen. So unmerkbar erlosch es.

Eine lange Weile später erst rauschte endlich ein Nachtvogel durch die unendliche, glänzende, taghelle Stille. Über dem Sitz der Vita streifte er eine Tanne. Ein wenig Schneestaub rieselte dem Mädchen ins braune Haar und auf das Schultertuch. Aber es weckte sie nicht.

*

Imfeld war nachmittags nicht nach seinen Baustellen gegangen. Er hatte allein sein Mittagsmahl begonnen, aber es hatte ihm nicht geschmeckt und, ohne fertig zu sein, hatte er sein Besteck wieder hingelegt. Wo nur das Kind blieb? Er saß vor seinem Teller und grübelte. Er schenkte sich nichts. Er war auch klug genug, alles so zu sehen, wie es war. Es war Vitas Mutter, die er von sich gestoßen! Und er konnte nicht wissen, wie tief des Kindes Liebe war, wie stark etwa das Mißtrauen gegen die andere, die Angst vor dem Reden der Leute! Wer konnte überhaupt sagen, was alles in dem jungen Gemüt vorging! Reif war das Mädchen und ernst. Er hatte nicht umsonst manchmal über das kluge, junge Ding staunen müssen!

Nach einer Weile litt es ihn nicht länger. Er trat in die Straße hinaus und hielt Umschau. Es war ihm, als müßte Vita aus irgendeiner Richtung ihm entgegenkommen. Dann fiel ihm die Schule ein. Vita war gut Freund mit der Lehrschwester! Vielleicht war sie zu ihr gegangen! Er lief nach dem Schulhause, um sich zu überzeugen.

Schwester Scholastika wußte von nichts. Sie machte nur ganz erschreckte Augen. „Das Kind ist mir heute im Unterricht so verändert erschienen," sagte sie, fast mehr zu sich selber als zu Imfeld. Sie ahnte dunkle Zusammenhänge, doch sie fand sie nicht. Aber die sichtliche Unruhe Imfelds steckte auch sie an. Sie sagte, sie werde gleich nach Vita suchen, vielleicht sei sie zur Arbeitslehrerin gegangen.

Imfeld wartete ihren Bericht nicht ab. Ihm fiel plötzlich ein, Vita müsse sich zu Maria, ihrer Mutter, ins Tal hinabbegeben haben. Zwar vermochte er sich nicht zu erklären, wie sie es angestellt, da sie seines Wissens kein Geld hatte. Aber er eilte und telephonierte. Die Antwort lautete, daß dort von Vita nichts bekannt sei.

Er durchsuchte das Dorf. Bald erkundigte sich Frau Maria in großer Erregung, ob das Kind inzwischen gefunden worden sei. Er mußte mit Nein antworten.

Aber das ganze Dorf war in Aufruhr. Vita war bei allen Leuten beliebt, die plötzliche Abreise der Frau Imfeld jedoch, ebenso wie die Beziehungen, die sich zwischen Imfeld und Therese angesponnen, nicht unbemerkt geblieben. So legte man von Anfang an dem Verschwinden des Mädchens eine ernstere Bedeutung bei.

Eine Menge Leute begannen die Umgebung abzusuchen. Es dauerte den ganzen Tag. Imfeld selbst stieg unermüdlich, die Zähne zusammengepreßt und sein Herz in hartem Zwange haltend, an den Lehnen und im Gefels herum.

Noch vor Nacht traf Frau Maria wieder im Dorfe ein, was neues Aufsehen erregte. Ihr Gesicht war noch ein wenig kleiner, blasser und spitzer als sonst. Da sie ihren Mann nicht daheim traf, holte sie sich bei der Krämerin in der Nachbarschaft, mit der sie schon immer auf emsigem Schwatzfuß gestanden, Auskunft über alles Vorgefallene. Sie tat vor allem sehr beleidigt und machte ein lautes Wesen, aber es war auch viel wirkliches Leid und große Angst um ihr Kind in ihrem Jammern.

Im „Hirschen" war Hochbetrieb. Jeder Mensch wollte sehen und hören, was die Therese zu den Ereignissen sage. Diese

wäre am liebsten aus den Wirtschaftsräumen entlaufen. Ihre Lippen waren zusammengepreßt, und in ihrem Gesicht kam und ging das Blut. Aber sie ging tapfer ihren Geschäften nach und vermied es, den Neugierigen Rede zu stehen. Nur wenn sie einen Augenblick allein war, drückte sie die Hände vor die Brust, in der ein Sturm widersprechender Empfindungen tobte. Sie wußte, daß Vita noch immer fehlte. Sie hörte, daß Imfelds Frau zurück, er aber noch immer auf der Suche sei. Es wurde Nacht, und immer kam noch keine Nachricht von dem verlorenen Mädchen. —

Therese Sulzer schlief in dieser Nacht ebensowenig wie die Schwester Scholastika, die inzwischen von dem Unfrieden des Imfeldschen Haushaltes erfahren und sich langsam zu Erkenntnissen durchsann.

Auch Frau Maria im Haus an der Brücke legte sich nicht zu Bett. Sie saß und horchte und weinte ein Gesätzlein dazwischen. Als die Magd ihr „Gute Nacht" wünschte, empörte sich ihre kleine Seele und konnte sie sich nicht enthalten zu sagen: „Ist das nicht sträflich, was der Mann alles anstellt?"

Die Magd wußte darauf keine Antwort, sondern zog still die Tür hinter sich zu. Imfeld war ihr ein guter Meister gewesen. Die zänkische Frau mochte sie weniger leiden. Aber ein Urteil schien ihr nicht leicht. —

Es ging gegen Mittag des andern Tages, als Imfeld mit einigen Holzern ins Dorf zurückkehrte. Sie hatten Vita unter Bergtannen erfroren aufgefunden.

Imfeld trug sein Kind auf den Armen. Er schritt gerade aus. Sein braunes Gesicht war fahl.

Die Nachricht von seiner Rückkehr ging wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Als Therese sie hörte, ertrug sie es nicht länger. Sie lief hinüber und drang mit andern Neugierigen in das Haus, in das der Vater mit seiner Last soeben eingetreten war.

Imfeld, als er seine Frau erblickte, stutzte. Er hatte nicht um ihre Rückkehr gewußt. Aber als sie die Arme nach der Toten ausstreckte, hob er diese höher empor, wie um sie ihr zu verwehren, und trug sie an ihr vorüber in die Kammer neben der Stube, wo Vitas Bett stand. Hinter ihm schob sich die Schar der Dörfler herein. Auch Frau Maria war ihm gefolgt, und Schwester Scholastika stand mit Therese unter den Vordersten am Bett. Ebenso war der Ortsgeistliche gekommen, seines Amtes zu walten.

Imfeld wendete sich um, als er Vita in die Kissen gelegt hatte. Was wollten sie alle? Er hatte es auf der Zunge zu rufen: ‚Macht euch fort. Ich will allein sein.'

Alle die Stunden des Suchens hindurch hatte ihn eine wahnsinnige Angst gepeitscht. Und je länger er durch die mondhelle Nacht geirrt war, um so gewisser war er geworden, daß er Vita nicht lebend finden werde. Dann hatte er das Kind von den Holzern empfangen, die sie zuerst entdeckt hatten. Da machten die widerstreitenden Empfindungen, die in ihm waren, die Gedanken an die zwei Frauen, die in seinem Leben standen, die Erinnerung an den Augenblick, da Vita aus dem Hause gelaufen war, und die andere, wie anhänglich sie ihm immer gewesen, einem Gefühl von Kälte Platz. Es war, als teile sich der Frost, in dem des Kindes Körper starr geworden, seiner Seele mit. Er konnte nicht denken. Er trug die Tote heimzu mit der einzigen Frage in sich, wieso dies alles möglich sei.

Als er nun aber alle die Leute sah, empörte sich zuerst sein Herz wider sie darum, daß sie sich in sein Geschick drängten.

Dann erkannte er Frau Maria und Therese. Schon hob er die Hand, um sie fortzuwinken: ‚Nicht jetzt! Das, was euch betrifft, ist mir ganz fern.' Aber ein Blick in das Gesicht der Schwester Scholastika ließ ihn innehalten.

Die Nonne war so erregt, daß sich ihre Haube verschoben hatte und ihr feines, asketisches Gesicht in all seiner zitternden Bekümmertheit deutlich sichtbar wurde. „Ich muß es euch sagen," stotterte sie aus der Verwirrung ihres Herzens heraus, „schon gestern fiel mir des Kindes Wesen auf. Ich gab den Schülern die Aufgabe, daß jedes von seinem Vater erzählen solle. Vita schien davor zu erschrecken."

Frau Maria schaute sich um. Die Trauer um die Tochter kam bei ihr jetzt nicht recht zum Durchbruch. Sie war immer ein wenig eifersüchtig auf Vita gewesen, weil sie so am Vater hing, und im Augenblick überwand der Groll über das Unrecht, das ihr selbst geschehen war, sogar ihren Schmerz und ihre Mutterliebe. „Das glaube ich wohl," fügte sie mit bestätigender Entrüstung den Worten der Schwester an und fragte die Umstehenden mit den Blicken, ob sie nicht eine bedauernswerte Frau sei.

Therese war totenblaß und hielt die weiten Augen auf die Tote gerichtet. Sie verstand, was den Mann drüben bewegen mußte; sie hatte gewußt, wie er an seinem Kinde hing. Es zog sie, zu ihm zu treten und ihm die Hand zu geben. Aber sie

wußte, daß sie jetzt kein Recht hatte. Sie neigte den Kopf ein wenig. Dann ging sie hinaus. Sie war entschlossen, nicht nur die Stube zu verlassen. Sie wollte nicht im Wege sein, hatte es nie gewollt.

Imfeld hatte sich selbst wiedergefunden. „Später, Hochwürden," sprach er zum Geistlichen, der ans Bett treten wollte; und er stand so steil und fast drohend vor der Leiche, daß die andern unwillkürlich zurückwichen.

Der Pfarrer, ein vernünftiger Mann, gab das Zeichen zum Gehen. Er schob ein paar Leute vor sich her. Das Zimmer leerte sich. Nur Frau Maria blieb zurück.

Imfeld hatte sich auf den Stuhl ans Bett gesetzt. „Laß mich allein mit ihr," bat er die Frau.

Sie wollte zornig entgegnen. Aber er unterbrach sie. „Von uns zu reden ist nicht die Zeit."

Da ging sie willig in die Wohnstube hinüber.

Nun war alles still. Der Vater sah auf sein Mädchen nieder. Die erstarrten Züge hatten sich verändert und waren milde geworden. Das schmale, schöne Gesicht war von den dunklen Zöpfen umrahmt. Imfeld fühlte, wie die Gedanken hinter der geraden Stirn gearbeitet hatten. Er sah das Kind neben sich schreiten, den Arm in den seinen gehängt, die Augen zu ihm erhoben. Liebe und Stolz hatten in dem Blick gelegen. Und Liebe und Stolz hatte das Schicksal verschüttet, wie Steinschlag grüne Fluren begräbt. Er fühlte alles so deutlich, als hieße man jetzt ihn selbst sein eigenes Bild beschreiben, wie Vita es hätte zeichnen sollen. Einmal strich er leise über ihren Scheitel. Er hätte ihr vieles zu sagen und zu erklären gehabt. Aber er wußte, daß sie noch zu jung gewesen, um die Querwege des Lebens zu verstehen. Er liebte sie mit einer starken, bitteren Liebe. Es gab für ihn keinen Weg zu der Frau, die draußen in der Wohnstube saß, aber auch die andere, von der er ahnte, daß er sie morgen nicht mehr finden werde, ließ er jetzt und vielleicht für lange wie in eine nebeldunkle Ferne gehen. Seine Seele war einzig von ihr voll, die jene Schulaufgabe bekommen hatte. Gegen das, was sie gequält hatte, versank alles andere. Er neigte sich über sie und küßte sie voll eines brennenden Mitleids und eines ohnmächtigen Verlangens, zu ändern, was geschehen war und vorbei.

Der Eschenhof. Von Joseph Georg Oberkofler

Die ihr über den Wiesen und Wäldern ruht,
Höfe, Schiffe der Landschaft,
Tief verankert, in eurem Gezimmer
Und gewaltigem Mauerwerk rollt
Ein großes Leben sich ab.

Eure dunklen Tore kenn' ich,
Gaden und geräumigen Kammern.
Furchtsam als Knabe oft
Stand ich unter den steinernen Gewölben,
Froh wenn des Großvaters Schritt,
Oder eines Dirnleins hastige Eile
Endlich erklang.

Dich lieb' ich vor allen, Eschenhof,
Wenn der Mond nie wieder aufstiege über
den Gföllberg,
Ich vergäße seinen Glanz nicht in deinen
Fenstern,
Und käme kein Frühling mehr,
Ich trüge jenen ewig in meiner Brust,
Den ich mit Leidlieb anbrausen fühlte
In den Stürmen des April,
Dem Mond erster Liebe.

Auch den Sommer mißt' ich nicht
Und den flammenden Herbst,
Denn immer noch duften Leidliebs Arme
Von Arnikablumen und Klee, und ihr
Blondhaar
Schimmert sanft wie goldene Weizenähren,
Wie damals, da der erste Sommer
Mit vielen Schwalben durch unsere Liebe
flog
Und der erste Herbst mit schallenden Hörnern,
Peitschenknall, Geläute der Jagdhunde,
Wirbelnden Blättern, ein Sturmgeselle,
Über das Traumland unserer Liebe sich
tummelte,
Fern und gedämpft,
Die wir schliefen,
So tief, so tief
Ineinander verträumt.

O Eschenhof, König unter den Brüdern,
Dein vergess' ich nicht. Unter deinem
Dache ist
Aufgerichtet eine Ruhestatt
Dem müden Leib und der Seele
Eine liebliche Heimat.

Höfe meines Tales ringsum,
Hoch fliegt die Kunde von First zu First:
Leidlieb ist meine Liebe.
Am rauschenden Rade des Jahres,
An dem auch ihr, goldene Eimer, hängt,
Schöpfend aus ewigem Strome,
Hebst du, Eschenhof,
Alles Lebens Fülle empor:
Leidlieb.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hermann Hesse: Der Steppenwolf (Berlin 1927, S. Fischer) — Friedrich Wolf: Kreatur (Hannover 1927, Ad. Sponholz) — Walter von Hollander: Auf der Suche (Berlin 1927, Ullstein) — Franz Werfel: Der Tod des Kleinbürgers (Wien 1927, Paul Zsolnay) — Zoege von Manteuffel: Tagebuch einer Egoistin (Stuttgart 1927, Fleischhauer & Spohn) — Fritz Müller-Partenkirchen: Kaum genügend (Leipzig 1927, L. Staackmann)

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag hat Hermann Hesse einen Roman veröffentlicht, aus dem man, nicht ohne Erschütterung, sein inneres Erleben während der letzten drei Lustren herausliest. Es ist ein Bekenntnis und eine Beichte, wie sein herrlicher Peter Camenzind, nur mit anderen Vorzeichen. Inzwischen nämlich hat das aufwühlendste Ereignis seines Lebens, der Weltkrieg, wie ein furchtbares Unwetter dies sanft dahinfließende Bächlein, das des Himmels Blau und die Uferblumen in seltener Reinheit spiegelte, in einen tosenden Wildbach verwandelt, dessen aufgestörte und trübe gewordene Wasser noch immer nicht zur Ruhe kommen. Aus dem stillen Träumer ist ein Tiefverwundeter, ein Klagender, Anklagender geworden, er erkennt eine zweite, verwilderte Seele auch in sich und Der Steppenwolf schreibt er daher mit entschlossener Hand über sein neues Buch. Zwar sucht er, umständlicher noch als in jenem Jugendroman, wo er als ein Schweizer Bauernsohn auftritt, seine Person zu maskieren, aber bald wird ihm diese Maske lästig, und er reißt sie ab, um freier reden, lauter aufschreien, seinen Spott und Widerwillen deutlicher zeigen zu können. Denn das Ganze ist im Grunde die vernichtende Kritik eines Pessimisten an seiner Zeit.

Auch wer Hesses Ansichten nicht oder doch nicht immer teilt, wird diesem Dichter ergriffen zuhören, denn aus diesem Roman erst erkennt man, wie tief er gelitten hat. Um zu überwinden, hatte Hermann Hesse kein Mittel unversucht gelassen, nach tätigem Liebeswerk sahen wir ihn neue Ufer in der deutschen Jugendbewegung (Demian), neuen Tag in der indischen Philosophie (Siddharta) suchen. Wer dies Ringen des Dichters verfolgt hat, kann jetzt nicht ohne Überraschung in dem „Traktat" des Steppenwolfs lesen: „Auf diese Weise anerkannte und bejahte er stets mit der einen Hälfte seines Wesens und Tuns das, was er mit der anderen bekämpfte und verneinte" oder gar: „Vom Wolf aus gesehen, wurde dann jede menschliche Handlung schauerlich komisch und verlegen, dumm und eitel."

Wer fühlte hier nicht schon die ganze Schwermut und Trostlosigkeit dieses Romans? „Der Blick des Steppenwolfes durchdrang unsre ganze Zeit: Schau', solche Affen sind wir! Schau', so ist der Mensch, und alle Berühmtheit, alle Gescheitheit, alle Errungenschaften des Geistes, alle Anläufe zur Erhabenheit, Größe und Dauer im Menschlichen fielen zusammen und waren ein Affenspiel."

Diese Einstellung nennt Hesse die „Krankheit der Zeit selbst, die Neurose der Generation", von der besonders die starken, geistigsten, begabtesten Individuen befallen seien. Gerade die erleben „jene argen Tage der inneren Leere und Verzweiflung, an denen uns, inmitten der zerstörten und von Aktiengesellschaften ausgesogenen Erde, die Menschenwelt und sogenannte Kultur in ihrem verlogenen und gemeinen blechernen Jahrmarktsglanz auf Schritt und Tritt wie ein Brechmittel entgegengrinst". Noch knapper und vernichtender wird diese Zeitkritik so geformt: „Wer statt Gedudel Musik, statt Vergnügen Freude, statt Geld Seele, statt Betrieb echte Arbeit, statt Spielerei echte Leidenschaft verlangt, für den ist diese hübsche Welt keine Heimat . . ." Schließlich ist der poeta mißvergnügt mit allem Neuen — und entwertet dadurch seine Kritik ein wenig — nicht nur die Zeitungen und Parteien bekommen ihr Fett, auch die Automobile (diese „großen hustenden, böse knurrenden, teuflisch schnurrenden Maschinen"), das Kino und der Rundfunk werden verurteilt.

Wenn zur Begründung oder Erläuterung dieser überschärften Kritik der Dichter sich nun wiederholt in Erörterungen verliert und seine Meinungen, etwa über Musik, über Goethe, über Wissenschaft oder über Zeit und Ewigkeit ausführt, so wird man sich nicht wundern dürfen, daß der Fluß der Erzählung dadurch arg ins Stocken gerät. Der Steppenwolf, Harry Haller seines Namens, wird als ein ungewöhnlich begabter, geistig wie seelisch hervorragender Mann geschildert. Er hat jede Hoffnung fahren lassen, nun wir mit ihm den Gang durch sein Inferno beginnen. Er nimmt nach einem letzten bürgerlichen Konflikt mißtrauisch Abschied von der zivilisierten Mitwelt und sieht nur noch einen Ausweg aus seinem Leiden, den Freitod. Aber der Zwiespalt seines Wesens läßt ihn den Tod zugleich ersehnen und fürchten. So wird er im letzten Augenblick noch abgelenkt und

ins Leben zurückgeführt durch zwei Mädchen, die, aus wesentlich anderem Grunde als er, außerhalb der Gesellschaftsordnung stehen. Sie führen ihn ins Leben ein. Trotz seiner achtundvierzig Jahre lernt er noch tanzen und lieben, beides sogar sehr gründlich und durchaus anders, als er es einst in seiner Jugend gekannt und gekonnt hat ... So ist er dem Leben wiedergewonnen, aber er weiß nichts so recht damit anzufangen, der Steppenwolf-Hesse, weder als Romanheld noch als Dichter. Denn nach einer kurzen Zeit sinnlicher Genüsse und Ausschweifungen endet das Ganze mit einem großen Maskenball und der Vision eines „magischen Theaters", in dem er die Welt zu spiegeln sucht, wie er sie sieht. Dieser Schluß ist nicht gelungen; und wie aufgeklebt mutet am Ende ein langes Zwiegespräch mit Mozart an, in welchem Hesse seine Ansichten über die großen Tondichter weitläufig zum besten gibt und zu dem matten Trost gelangt, die scheußlichste Radioverstümmelung könne einen Händel oder Bach nicht ganz umbringen, man müsse das Leben hinnehmen, wie es nun einmal sei — einmal würde er das Figurenspiel besser spielen, einmal würde er das Lachen lernen.

Vorläufig hat er es noch nicht gelernt. Die Maske eines Steppenwolfs ist ja auch wohl nicht die geeignetste hierzu. Ärgerlich über das im letzten Drittel unverkennbare Versagen künstlerischen Vermögens legt man das Buch beiseite. Und um das einst geliebte Bild des Camenzind-Dichters nicht ganz unter dieser Wolke der Verstimmung entschwinden zu lassen, blättert man noch einmal zurück und liest, von Seite 259 an, eine Stelle, wo die franziskanische Seele Hesses in ihrer alten Jugendschönheit wie das Tal seiner Heimat unter hellem Märzhimmel liegt und leiser Veilchenduft aus jungem Grase steigt.

★

Mit den Nöten und Sorgen unserer Zeit beschäftigt sich ernsthaft auch ein neuer Erzähler, Friedrich Wolf, der seinen ersten Roman Kreatur vorlegt. Kein Steppenwolf und doch — merkwürdig ist Friedrich Wolfs Übereinstimmung in der Beurteilung heutiger Scheinkultur mit der in Hesses Roman. So meint einer seiner Wortführer: wenn Christus heute noch einmal auf die Welt käme, würde er sagen: „Schaffet nit soviel; ihr schafft mir das Leben noch tot mit eurem Wettrennen, eurem Akkord (Stücklohn), mit eurem den andern an die Wand drücken . . . schaffet nit so viel."

Wolf ist, dem Literaturkalender zufolge, Arzt in einer süddeutschen Kleinstadt, der schon einige (mir unbekannte) Bühnenstücke verfaßt hat. In seinem Roman behandelt er die sozialen Gegensätze und Schicksale, wie sie sich in seiner Heimatgegend abspielen. Die unsre Zeit kennzeichnende Sucht nach äußerlichem Prunk ist das Verhängnis auch der dort ansässigen Familie Nädele. Mann und Frau sind Stepper in einer nahen Schuhfabrik. Sie haben sich ein kleines Häuschen fast ohne fremde Hilfe mit ihrer Hände Arbeit gebaut, und jetzt ist ihr ganzes Sinnen und Trachten auf den Erwerb eines — Vertikos gerichtet. Der Zierschrank erst wird ihrem Heim den rechten Schmuck und die rechte Würde geben. Darum schuften die beiden Tag und Nacht, der Mann fährt nach Fabrikschluß, müde wie er von der Tagesarbeit ist, noch in die nahe Stadt „kellnern", und die Frau schafft noch in Feld und Garten. Bald bricht der Mann krank zusammen, und die Frau Marie entschließt sich, gegen seinen Willen, dem Ansinnen des Medizinalrats zu folgen und zur Transfusion in die Adern der Fabrikantengattin ihr Blut herzugeben. Bis hierher folgt man einer guten, geläufigen Erzählung mit innerem Anteil. Nun aber beginnt es nach Theater zu riechen. „Handlung! Handlung!" scheint dem Verfasser ein heimlicher Dramaturg zuzuraunen, und er liefert sie sogleich in kräftigen Dosen. Zunächst läßt sich der inzwischen genesene Nädele, um das durch seine Krankheit verlorene Spargeld einzubringen, zu einem Diebstahl bei seinem Fabrikherrn verleiten, er wird ertappt und auf der Flucht erschossen. Währenddessen ist seine Frau im Fabrikantenschloß und läßt ihr Blut in den Körper der kranken Herrin übertragen, wird mit Geschenken und Wohltaten überhäuft. Als sie nachher von dem Unglück ihres Mannes erfährt, verweigert sie die weitere Bluthergabe, und die Frau des Fabrikanten stirbt. Als Marie die Nacht bei der Leiche ihres Mannes in ihrem Häuschen zubringt, wird dies auf rätselhafte Weise in Brand gesteckt, und vier Menschen verbrennen: das Ehepaar nebst Kind und eine unbekannte Person, die gänzlich verkohlt ist, wahrscheinlich ein italienischer Arbeiter, der sich zu Frau Marie hat schleichen wollen. An heißen Umarmungen fehlt es nämlich zwischen allem Mord und Totschlag keineswegs. Ein Student der Volkswirtschaft, der in den Ferien das Geld für das kommende Semester durch Handarbeit verdient, wird der Beihilfe an dem Diebstahl verdächtigt. Er will sein Alibi nicht nachweisen, weil er in jener Nacht bei der jüngeren Schwester der Marie war, die jener schon einmal aus Eifersucht Gift in den Kaffee getan hat. Jetzt befreit sie den Geliebten durch das Geständnis der Wahrheit, und die beiden werden ein Paar.

Bei einem Erstlingsroman darf man keinen allzustrengen Maßstab anlegen, und so sei über die vielen theatermäßigen Effekte und Überraschungen des zweiten Teils, die unglaubhafte Schilderung von Vorgängen und Personen der oberen Klasse, die psychologisch oft unbegründeten Entschlüsse der Handelnden hinweggesehen und dafür anerkannt, daß der Verfasser mit eigenen

Augen sieht, nicht nach der Schablone arbeitet und in ernstem Ringen um die wichtigsten Zeitfragen nach Klärung sucht. Die Gestalten der unteren Klasse, so die des Vaters Ruoff, des italienischen Arbeiters, des „Hoppfuß“, auch der Marie und ihres Mannes sind vortrefflich umrissen und einzelne Kapitel, wie „Blutschwestern“, berechtigen zu der Hoffnung, daß Wolf als Erzähler bald die Anerkennung finden wird, die ihm auf anderem Gebiet versagt blieb.

⋆

In der Villenkolonie Grunewald liegt eine Besitzung, die sich durch Größe und Vornehmheit auszeichnet und gerade jetzt im September den Blick Vorüberkommender durch die Pracht ihrer Gartenanlagen fesselt. Die Rosen stehen noch in voller Blüte; in einem Dahlienbeet, das die Mitte eines Rasenplatzes bildet, drängen sich die bunten Blüten, und des Springbrunnens flüssige Säule auf dem anderen Rasenplatz verrät, daß die Besitzer zu Hause sind. Weiter hinten, dort, wo, durch eine Weißdornhecke abgegrenzt, der Gemüsegarten beginnt, glühen Tausende rubinroter Tomaten, dehnen sich Spargel- und andere Gemüsebeete um das große Treibhaus.

In seinem kühlen Arbeitszimmer sitzt der Bankdirektor Leo Lewandowski und erledigt noch ein paar Unterschriften, während seine Frau Stefanie, verwitwete Frau von Strassow, geborene Komtesse Wangen, in einem Liegestuhl gähnt. Die Ehe der beiden ist bis vor einem Jahr allen Prophezeiungen zum Trotz glücklich verlaufen. Aber da „haben jene Spannungen eingesetzt, die aus Unbekanntem auftauchten und die beiden Mißtrauischen sehr erschreckt haben. Es wird zu Ende sein, denken sie zuweilen, und manchmal sagen sie es auch mit jener ruhigen Höflichkeit, die alle ihre Beziehungen vor den Beziehungen anderer auszeichnet. Stefanies Sommerreise, die sie allein gemacht hat, ist eines der Experimente, mit denen die Lewandowskis die Wahrheit herauskochen möchten, und die Blicke, mit denen die beiden Gatten nach ihrer Rückkehr einander abtasten, versuchen herauszubekommen, welche Ergebnisse dieser Versuch hatte.“

So ist die Lage der Dinge zu Beginn des Romans Auf der Suche von Walter von Hollander und am Schluß des 348 Seiten starken Buches ist sie äußerlich nicht viel anders. Sie sind beide in diesen ersten Jahren ihrer Ehe auf der Suche, der sechsunddreißigjährige Leo, der aus einer wohlhabenden jüdischen Familie stammt, und die Tochter altadliger Geschlechter, aber sie finden endlich — sich. Inzwischen freilich begibt sich allerhand. Wir lernen eine Reihe gutgezeichneter Menschen kennen, die in ihrer Gesamtheit ein fesselndes Bild der gegenwärtigen Gesellschaft geben, wir erleben das wechselnde Ver- und Mißtrauen der beiden Gatten an immer neuen Beispielen. Eine Gefahr droht ihrer Ehe von einem früheren Verhältnis Leos, einer berühmten Schauspielerin. Aber die inneren Beziehungen zu ihr lockern sich allmählich und auch jene berüchtigten Atelierfeste, die sie veranstaltet und von denen die Schneiderzunft keinen praktischen Nutzen hat, vermögen ihn nicht zu fesseln. Immerhin tasten beide noch, sind auf der Suche nach Bestätigungen ihres Argwohns, daß ihre Ehe irgendwo einen geheimen Sprung hat. Vielleicht ist es ein instinktives Rassegefühl, aus dem sich dann auch eine Reise Stefanies in ihre Heimat, auf das gräfliche Gut in Mecklenburg, erklären läßt, wo sie durch ihre Heirat eine Fremde geworden ist. Enttäuscht kehrt sie zurück. Dort ist alles noch beim alten, was auch auf ihren Vater zu deuten wäre, einen vergrämten Greis, elegant aber unfreundlich. Stefanie läßt einen bezechten Vetter, dem sie früher ihre Gunst nicht versagt hat, vergebens an ihrer Schlafstubentür rütteln und fährt am Tage darauf nach dem nahegelegenen Neustrelitz, wo sie planlos im Hotel übernachtet. Sie hat vergessen, ihrem Mann von ihrer Reise Mitteilung zu machen, gibt ihm dann ein kurzes Telegramm und ist freudig überrascht, als der Bankdirektor, von Sehnsucht zu ihr getrieben, am späten Abend noch in ihr Zimmer tritt. Die Suche ist beendet.

Walter von Hollander, ein Sohn des Harzes, aber wohl Adoptivsohn von Berlin W.W., ist noch sehr jung für einen Romanschriftsteller. Man merkt es an einer gewissen Einseitigkeit seiner Stellungnahme, aber sonst nicht. Überraschend ist in einem solchen Lebensalter die Kenntnis des menschlichen Herzkämmerleins; auch die verhaltene und doch von lebendiger Beobachtung zeugende Art seiner Zeit- und Sittenschilderung stellt ihn über seine Jahre. Ob das für seine Entwicklung günstig oder ungünstig ist, muß die Zukunft lehren.

Mit der Sorgfalt einer beinahe naturalistischen Kleinmalerei formt Franz Werfel in seiner Erzählung Der Tod des Kleinbürgers die auf eine einzige Linie gebrachten Lebensnöte und letzten Sorgen des Bürgers Fiala. Er hat Mitte der Sechzig nur noch einen Gedanken: seine Lebensversicherung. Sie ist das einzige, was er aus dem allgemeinen Schiffbruch der Inflationszeit gerettet hat. Nach beendetem fünfundsechzigsten Lebensjahr soll sie ihm ausgezahlt werden. Zu seinem Entsetzen wird er schon Monate vor diesem Termin ernstlich krank. Seine letzte Hoffnung droht zusammenzubrechen. Was soll dann aus seinem arbeitsunfähigen, epileptischen Sohn, dem Franzl, werden, was aus seiner Frau und aus seinem guten Namen? Und nun beginnt ein furchtbares Ringen mit dem Tode. Er will nicht vor dem fünften Januar, seinem Geburtstag, sterben. Die Ärzte des Spitals, in dem er liegt, haben ihn längst aufgegeben. Sie begreifen nicht, welche geheimnisvolle Macht ihn noch am

Leben hält. Es ist die Macht des Gedankens, des Willens, die dieser Mumie eine so beispiellose Zähigkeit gibt. Und in dem furchtbaren Ringen mit dem Tode bleibt er Sieger. Zwei Tage nach seinem fünfundsechzigsten Geburtstage richtet er sich mit letzter Kraftanstrengung noch einmal auf und bricht dann zusammen wie ein Knochenhaufen.

Es ist eine eigene Kunst, die sich in dieser Erzählung entwickelt. Aus einer Reihe gutgeschauter Nebenpersonen, Zu- und Umstände, die trotz ihrer sorgfältigen Zeichnung durchaus als unwesentlich gekennzeichnet sind, hebt sich, kräftig herausgearbeitet, der eine Wesenszug des nicht Gewöhnlichen und Unerklärlichen — glaubhaft dargestellt. Das ist viel.

In polarem Gegensatz zu dieser Erzählung steht das Tagebuch einer Egoistin von Peter Zoege von Manteuffel, sowohl was Inhalt und persönliche Einstellung als die Form betrifft. Eine junge und sehr schöne Dame von Welt erzählt ihre Erlebnisse in leicht-plätscherndem Plauderton. Sie will hoch hinaus. Das hat sie sich fest vorgenommen: sie wird ihr Glück machen. Was der kleine Baron sich einbildet, der ihr heute auf einer Schlittenfahrt eine Liebeserklärung machte! Niemals wird sie das beschränkte linkische Herrchen, das wie ein Affe aussieht, heiraten, sie kann nur über ihn lachen. Da war Raoul schon ein anderer Kerl, der reiche und schöne Pariser, ein geübter Alpinist, mit dem sie vor drei Jahren viele einsame Bergwanderungen gemacht hat. Er wollte sich ihr zuliebe von seiner Frau, einer kleinen Null, scheiden lassen, aber die willigte nicht ein, und so nahmen die Liebenden Abschied voneinander, er kehrte nach Paris, sie an den Belt zurück. Sie wirft ihr Auge auf einen berühmten Maler, der, nach trüben Erfahrungen in seiner Ehe, ein Einsiedler und Weiberfeind geworden ist. Mit allen Mitteln einer raffinierten Eroberungskunst ködert sie ihn und reicht ihm, ohne ihn wirklich zu lieben, die Hand zur Verlobung. Schon stehen sie kurz vor der Hochzeit, als Elsa aus Paris einen Brief von Raoul erhält. Seine Frau ist gestorben, und er fragt an, ob sie noch frei ist. Nach einigem Zögern telephoniert sie ihm zurück: „venez", nur dies eine Wort. Und nun bricht sie rücksichtslos mit dem Künstler, sie erklärt ihm, daß sie ihn nicht liebe; die Verlobung wird aufgelöst. Aber inzwischen hat das Unglück ihre Mutter heimgesucht. Durch einen Zusammenbruch ihrer Bank hat sie ihr ganzes Vermögen verloren, und in wenigen Wochen werden Mutter und Tochter vor dem Nichts stehen. Was tut's? sagt sich Elsa. Raoul ist unermeßlich reich, und so wird es ihr leichter werden, den Widerstand ihrer Mutter zu besiegen, deren rechtliches Gefühl sich lebhaft gegen die selbstsüchtig-brutale Handlungsweise ihrer Tochter sträubt. Raoul kommt. Freudig-herzliches Wiedersehen der beiden! Aber als am Tage vor ihrer öffentlichen Verlobung der gewissenhafte Raoul ziffernmäßig ihre Vermögensverhältnisse feststellen will und erfährt, daß seine Braut völlig mittellos ist, da — bedauert er. „Je reicher ich bin, um so mehr Ansprüche muß ich an den Reichtum meiner Frau stellen dürfen. Ich will keine mittellose Frau." Als Geliebte wolle er sie gern mit nach Paris nehmen und ihr eine große Rente aussetzen.

Tagelang, wochenlang denkt Elsa über die empfehlenswerteste Art des Selbstmords nach, da — — taucht wieder der kleine Baron auf. Ob sie sich vielleicht jetzt entschließen könne? Und sie entschließt sich.

Man gönnt es dieser „Egoistin" auch nach der blasierten und oberflächlichen Art, in der sie ihr Tagebuch geschrieben hat. Wollte Manteuffel sie absichtlich so zeichnen? Aber dann hätte dieser geschickte und sichere, wenn auch leichte Erzähler doch die Briefe des Künstlers etwas über das Niveau der „Egoistin" heben können. Freilich ist es noch nicht so schlimm, wenn er sich mit Vorliebe „Dein großer Junge" unterschreibt, als wenn Elsa tiefsinnig bemerkt: „Es ist eine hübsche Sitte, abreisenden Damen Blumen mitzugeben." Sonst liest sich die Erzählung gut.

Auf ein leichtes, heiteres Büchlein macht man sich gefaßt, wenn man des humorvollen Zeitgenossen Fritz Müller-Partenkirchen Schulgeschichten Kaum genügend in die Hand nimmt. Und man wird auch nicht enttäuscht: es sind zwerchfellerschütternde Skizzen darin — dennoch wiegt das Buch schwerer als die vielen Sammlungen heiterer Buben- und Klassengeschichten, an denen die deutsche Literatur keinen Mangel hat — wir Älteren erinnern uns noch an Ernst Eckſteins „Besuch im Karzer". Müller-Partenkirchen hat auch das Tragikomische und Tragische im Lehrerberuf tief empfunden, hat es selber erlebt, und öfter, als er sich über die „Pauker" lustig macht, fühlt er mit ihnen die Dornen ihres Berufs. Ergreifend sind Erzählungen wie „Die Lücke", welche schmerzliche Erinnerungen an die vielen blutjungen Todesopfer des Krieges weckt, und wieder ungemein lustig die Verulkung des bekannten „Plötz" mit seinen tiefsinnigen Sätzen wie: „Die tapferen Generale halten die blitzenden Schwerter in der Hand," oder „Das Huhn des Kapitäns ist in Genua gestorben." Eine außerordentlich feine und niemals einseitige Beobachtung der Schüler- wie der Lehrerseele gibt dem Buch, das alle artistischen Vorzüge seines Verfassers in sich vereint, einen höheren Wert, als ihn sonstige Erzählungen dieser Art haben. Und nur durch eine Legierung von Herzensgüte und Heiterkeit wie hier entsteht das Edelmetall, der „goldene" Humor.

Bildnis. Gemälde von C. Boulet

Illustrierte Rundschau

Ein neuer Jahrgang — es ist, als ob man seine Freunde zu einer festlichen Geburtstagsfeier laden darf, um sie bei frohem Mahl mit hochgehobenem Kelch zu begrüßen. Man drückt viele Hände, man sagt Dank für Glückwünsche, steckt manch neckenden kleinen Tadel, der mit leichtem Augenblinzeln da und dort aufsprang, als verständiger Jubilar lächelnd ein und gelobt Besserung, man freut sich der lobenden Zurufe. Und wenn das Fest geendet hat, wenn die Lichter erloschen und die Blumen verwelkt sind, geht es mit neuem Lebensmut in die Arbeit eines neuen Lebensjahrs. Wie der Mensch immer derselbe bleibt, das Blut der Ahnen nie verleugnen wird und doch von Tag zu Tag sich entwickelt, so soll auch die Zeitschrift ihrem Grundcharakter treu bleiben, aber doch von Jahrgang zu Jahrgang, von Monat zu Monat immer erfrischend neu wirken. Sie soll gewiß nicht jeder flüchtigen Moderichtung nachflattern — aber sie darf erst recht nicht schmollend in der Ecke sitzen und auf „dieses neue junge nichtsnutzige Geschlecht" schelten. Wenn eine Zeitschrift wie die Monatshefte in der Mitte eines zweiten Menschenalters steht, dann hat sie den Gegensatz zwischen Jung und Alt schon zweimal mitgemacht, und sie weiß, daß diese Feindschaft keine gar so lange Lebensdauer

Geflügelhändlerin. Ein unbekanntes Gemälde Rembrandts. In der Sammlung J. J. M. Chabot, Paris (Zur Zeit als Leihgabe im Reichsmuseum zu Amsterdam)

hat. Sind nicht die Impressionisten, als sie in den neunziger Jahren in die Ausstellungen und in die künstlerisch gerichteten Zeitschriften einzogen, mit Steinwürfen empfangen worden? Hat man nicht die Liebermann und Corinth, als sie neu auftauchten, Schmierfinken geheißen? Wie war es doch? Hat man sich nicht in der Sezession vor Slevogts Triptychon „Der verlorene Sohn“ Ohrfeigen angeboten, weil man sich über ewige Kunst- und Schönheitsgesetze nicht einigen konnte? Ach, und die Alten, die zäh an ihren Rechten festhalten wollten, hatten knapp zwei Jahrzehnte zuvor selbst so temperamentvolle Verteidigungsreden geschwungen: damals, als sie mit ihrem jungen Schützling Uhde vor die Schranken zogen, dem man in seinen sanften, schlichten Bildern gar Gotteslästerung vorwerfen wollte. Wer denkt heut noch daran? Der Festredner, der an diese Kämpfe erinnert, erntet ein behaglich schmunzelndes Lächeln: „Wie wir's doch endlich so herrlich weit gebracht —!“

Neue Arbeiten der „Wiener Porzellan-Fabrik“ nach alten Modellen der ehemaligen „Wiener Porzellanmanufaktur“

Den vielen neuen Gästen, die heute am festlich geschmückten Geburtstagstisch Platz genommen haben, sei mit dem Willkommensgruß darum auch gleich die Bitte dargebracht: sie möchten die Feste feiern, wie sie fallen, sie möchten der Jugend, wenn sie sich da und dort auch ein bissel wild gebärdet, nicht gleich den Mund verbieten wollen, sie möchten sich wenigstens ehrlich bestreben, die jungen Neuen zu verstehen, die man ab und zu mit zu Gaste lädt, sie möchten sich nicht allzu trotzig auf ihren heutigen Standpunkt festlegen, — denn in zwanzig Jahren würden sie dafür doch keine Gefolgschaft mehr finden. Alles fließt — alles entwickelt sich — und aus Unverstandenem, Unerwünschtem entpuppt sich schließlich doch immer wieder einiges Gute und Beständige. Wer klug ist, paßt auf das Neue auf, das im Verlauf der vier Jahreszeiten an ihm vorbeispaziert. „Da kann ich nicht mit!“ poltert wohl einmal unser lieber Vetter, der Oberförster. Aber in zwanzig Jahren will er's ganz gewiß nicht gewesen sein, der jetzt ein Verdammungsurteil sprach: in zwanzig Jahren wird er sich längst mit der neuen Jugend befreundet

haben, — die dann ihrerseits schon wieder in neuem Kampf mit einer neuen Jugend steht.

Ein fröhlicher, festlicher Kampf ohne blutige Köpfe ist es. Man kann dazu sogar mit einem rheinweingefüllten Pokal willkommen heißen!

Die Illustrierte Rundschau dieses Heftes eröffnet ein bisher unbekanntes Gemälde von Rembrandt. Der Rembrandtkenner entsinnt sich bei diesem mehr als Stilleben denn als Genrebild anzusprechenden Gemälde des Jägers mit Rohrdommel, der in der Dresdener Galerie hängt. Auch hier dieselben wunderbaren Zusammenklänge der gelben und grauen, rot- und schwarzbraunen Farben, dieselbe getreue Zeichnung der Bänder und Flecken des Gefieders. An der Echtheit des Bildes ist nicht mehr zu zweifeln. Die Rembrandt-Forschung ist, besonders den amerikanischen „Funden" gegenüber, mit rücksichtsloser Strenge vorgegangen. Immerhin spricht es für den Fleiß und den Spürsinn der Kunstgelehrten, Sammler und Händler, daß im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte nicht weniger als hundert echte Werke des großen Meisters aus dem Dunkel der Verborgenheit oder Vergessenheit ans Tageslicht gezogen werden konnten: hundert unbekannte Werke wurden den bisher bekannten sechshundert noch hinzugefügt!

Neue Arbeiten der „Wiener Porzellan-Fabrik" nach alten Modellen der ehemaligen „Wiener Porzellanmanufaktur"

★

Die altberühmte Wiener Porzellanmanufaktur, die bereits vor mehr als hundert Jahren ihren Betrieb eingestellt hatte, ist in veränderter Gestalt zu neuem Leben erwacht und im Begriffe, der in aller Welt geschätzten Bienenkorb-Marke auch in der ein wenig abgewandelten Form der neuen Zeit Geltung zu verschaffen. Durch die freigebige Hand einer Anzahl kunstsinniger Industrieller ist im alten Augarten - Schloß die „Wiener Porzellanfabrik" geschaffen worden, die es sich zur Aufgabe gemacht

hat, einerseits die herrlichen Stücke Alt-Wiener Porzellans, an denen sie in privaten und öffentlichen Sammlungen eine Fülle erlesener Vorbilder besitzt, wiedererstehen zu lassen, anderseits der modernen Künstlerschaft Österreichs Gelegenheit zu schaffender Betätigung auf dem Gebiete der Porzellanfabrikation zu geben. Es werden sowohl Luxuswaren als auch einfaches Gebrauchsgeschirr erzeugt, beides in geschmackvollen Formen und hübschen Farbenzusammenstellungen.

Clara Ratzka, die Verfasserin unseres neuen Romans: „Im Zeichen der Jungfrauen"
Aufnahme Steffi Brandl, Berlin

Das junge Unternehmen, das die Besten unter Österreichs Plastikern und Kunstgewerblern zu seinen Mitarbeitern zählt, konnte sich auf der Pariser Ausstellung bereits die goldene Medaille erobern.

★

Auf dieser Seite zeigen wir die neueste Aufnahme unserer verehrten Romandichterin Clara Ratzka. Das Bild ist ähnlich, gewiß. Aber, offengestanden, mir erscheint es viel zu ernst für die Gestalterin des bunten Münsterischen Liebesspiels „Im Zeichen der

Stengelloser Enzian und Frühlingsenzian. (Aufnahmen Renke & Ostermaier, Dresden)
Bildprobe aus Velhagen & Klasings Volksbuch: Prof. Dr. Scharfetter, Alpenpflanzen

Jungfrauen". So blickt eher die Dichterin des finnischen Dramas „Das Bekenntnis" drein. Aber in dem klugen Gesicht und in den schönen, sprechenden Augen ist wohl ebensoviel Wandlung möglich wie in der reichen Phantasie, die hinter dieser bedeutenden Stirn arbeitet!

★

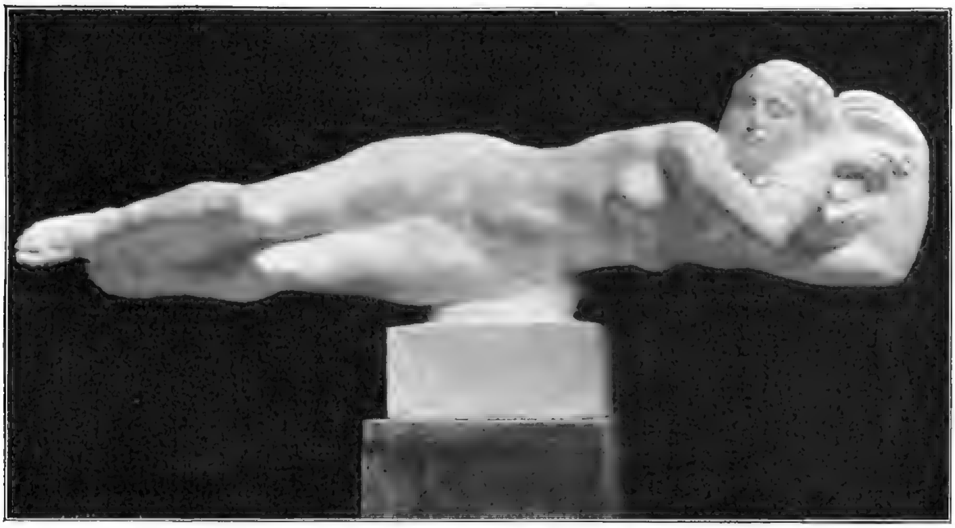
Ein paar Proben aus dem neuen Volksbuch unseres Verlags „Alpenpflanzen" mögen folgen. Sie legen Zeugnis ab von der Gewissenhaftigkeit der Illustrierung. Das Buch enthält 52 Abbildungen, darunter 11 in Vierfarbendruck, und fünf farbige Kärtchen. Verfasser ist Dr. Rudolf Scharfetter, unsern Lesern vertraut als kundiger Führer auf botanischem Boden durch den Aufsatz im Juniheft des vorigen Jahrgangs: „Gesellschaftliches Leben im Pflanzenreich." Hier schildert er in volkstümlich anschaulicher Art die alpinen Pflanzengesellschaften auf dem Strauchgürtel, auf den Alpenmatten, den Schuttfluren und Felsfluren; er geht dem Leben der Alpenpflanzen nach, verfolgt es bis unter die Schneedecke, und seine ganze Liebe gehört der Felsaurikel, dem Enzian, den Alpenrosen, dem Edelweiß. Ein Buch, so recht geschaffen für den Alpenwanderer!

Glänzendes Fingerkraut (Aufnahme von Renke & Ostermaier, Dresden). Aus dem Volksbuch: Prof. Dr. Scharfetter, Alpenpflanzen. Im Verlage von Velhagen & Klasing, Bielefeld

Arbeiten der Glasmanufaktur Hosch, Haida, auf der Ausstellung „Europäisches Kunstgewerbe 1927" in Leipzig

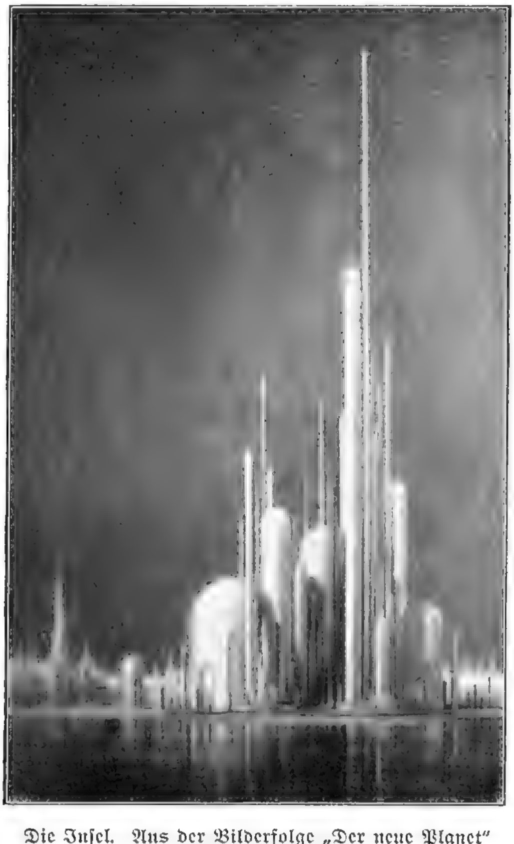
★

Den köstlichen Prunkgläsern aus der Haidaschen Glasmanufaktur Hosch folgt



Die Schwebende. (Das große Leid.) Bildwerk von Prof. Anton Hanak, Wien

ein Bildwerk ganz eigener Art: „Die Schwebende“ von Prof. Anton Hanak. Der Wiener Meister, heute ein Fünfziger, ging als Bub bei einem Holzbildhauer in die Lehre und zog dann fünf Jahre lang auf die Wanderschaft, bis er sich endlich von der Wiener Akademie einfangen ließ (er bekam ein Reisestipendium für Italien) und unter Hellmer das richtige Studium aufnahm. Monumentale Schöpfungen von ihm stehen heute in vielen Großstädten. Hanak zählt zu den bedeutendsten Bildhauern nicht nur Österreichs. Mit Vorliebe schlägt er seine Gestalten, ohne ein Tonmodell zu bearbeiten, unmittelbar aus dem Stein. Das Handwerkliche betont er stets, das Materialechte. Und so reizte ihn wohl auch hier die gewaltige Aufgabe, aus der Tiefe des Steins diese „Schwebende“ zu lösen, neue Gesetze zu finden für die Tragfähigkeit des kleinen Sockels, die Gestalt in all ihrer Erdenschwere frei im Raum schweben zu lassen. — Einer gleich anregungsreichen Phantasie dürfen wir bei Hans Rottmayers „Insel“ folgen. Die Gebilde, die dieses Blatt zeigt — so äußert sich der Künstler — sollen keine Architekturen sein, sondern eine Art von Natur, eine sich selbst nach bestimmten inneren Gestaltungsgesetzen formende Natur. Der menschliche Kunstwille, der das Kunstwerk erschafft, ist hier in die Natur hineinverlegt, so daß diese selbst zum Kunstwerk wird. Der Gedanke hat etwas zunächst Überwältigendes. Jedenfalls ist es das erstemal, daß sich ein Künstler an eine solche Aufgabe heranwagt.



Die Insel. Aus der Bilderfolge „Der neue Planet“ von Hans Rottmayer

Ein Künstler der „Neuen Sachlichkeit“ erhält dann das Wort. „Der Fabrikant“ ist eine der gereiftesten Arbeiten von Otto Dix. Hier ist keine Herausforderung mehr spürbar, nur der ehrliche Wille, wahrhaft zu sein, die Wirklichkeit, wie sie das menschliche Auge sieht, rücksichtslos, auch unbarmherzig, wenn es sein muß, mit den einfachsten Kunstmitteln wiederzugeben.

*

Unser Titelbild bringt zur Abwechslung wieder einmal einen farbigen Offsetdruck. Gerade für das mit breiten Farbflächen arbeitende Aquarell „Fischerboot“ von Artur Nikodem ist diese Technik besonders gut geeignet. Dem Künstler selbst sind unsere Freunde schon in dem Aufsatz über „Tiroler Kunst“ begegnet. Nikodem ist Innsbrucker. Der Mentor der großen Tiroler Ausstellung, die Westfalen und das Rheinland mit starkem Erfolg bereiste, der Innsbrucker Heinrich Hammer, sagt mit Recht: Etwas abseits von den Kunstzentren gelegen, blieb Tirol von einem Einbruch überhasteter, nachimpressionistischer Experimente frei; in langsamer, ruhiger Umbildung von innen heraus suchen fast alle die Jüngeren den Weg in das Neuland des Stils: darin liegt vielleicht ein Stück guten, echt gebirgsländisch konservativen Sinnes.

Der Fabrikant. Gemälde von Otto Dix. (Aus der Ausstellung der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin)

Ein paar Sätze Hans Adolf Bühlers, des Karlsruher Meisters, den wir zur Wiedergabe seines Gemäldes „Deutsche Seele“ darum ansprachen: „Im allgemeinen sollte der Künstler nicht neben seinen Bildern stehen und einen Vortrag darüber halten. Dadurch erzieht er den Beschauer noch mehr dazu, die Bilder mit den Ohren statt mit den Augen zu betrachten. Man hat verlernt, vor einem Bild still zu werden und zu warten, bis es zu reden beginnt. Wahrscheinlich hat man es auch deshalb verlernt, weil man vor den meisten heutigen Bildern lange warten kann, bis sie zu reden anfangen. Der rechte Gestalter aber kann sich nichts Besseres wünschen, als daß der Beschauer jene Sprache des Gestalteten wieder verstehen lerne. Es ist ja keine Fremdsprache, es ist die Urmuttersprache. Die Sprache des Gestalteten versteht das Kind vor der Lautsprache. Die großen Augen zeigen, mit welcher ungeteilten Teilnahme es dabei ist, die Dinge der Welt reden zu lassen. Die Sprache des Gestalteten ist

eindringlicher als die Lautsprache — eindeutiger, klarer. Jeder Mensch kennt ein paar tausend Gesichter, Gesichter, die doch fast immer die gleichen sind. Wir unterscheiden die unmeßbaren feinsten Abwandlungen mit einer Sicherheit, die unbegreiflich ist. Die Sprache des Gestalteten ist auch unendlich viel reicher als die Lautsprache. In der Lautsprache folgen sich die Lautzeichen in der Zeit — wie auf einer Schnur aufgereiht, also in einer Ausdehnung. In der Sprache des Gestalteten liegen die Zeichen im Raum ausgebreitet in den drei Ausdehnungen Länge, Breite und Tiefe als reine Form. Zu den Zeichen der reinen Form gesellt sich noch das Wunder der Farbe, mit den unendlichen Abstufungsmöglichkeiten und den unendlichen gefühlsmäßigen Werten des farbigen Sinnbilds.

Diese Sprache spricht das Bildwerk. — Und es spricht so herrlich überlegen zu jedem Beschauer nach seinem Fassungsvermögen, daß es ein großes Glück wäre, wenn die Sprache wieder mehr zu Ehren käme und ihr recht viele andächtig lauschen wollten. — Die Seele, wenn sie zu sprechen anfängt, wird sagen: „Ich bin ein hübsches, dummes und deshalb ein wenig hochmütiges Frauenzimmer — — —" Wer dann noch weiter lauschen will, dem wird sie dann allerdings noch andere Dinge sagen."

Komtesse de Lavienville
Miniaturgemälde von A. Dervail

Die übrigen Kunstbeilagen sind in diesem ersten Heft mit Vorbedacht so ausgewählt, daß sie auch unsern zahlreichen neuen Freunden keine Rätsel aufgeben. Das Groebersche Gruppenbild findet schon durch die Zusammensetzung des erlesenen Kreises deutscher Männer aus wichtigsten Schaffensgebieten und die sprechende Porträtähnlichkeit die allgemeine Beachtung. Bartning, der „Porträtist der Blume", ist unsern Freunden längst vertraut. Heise ist ein Künstler von einer besonderen dichterischen Beschaulichkeit und sinniger Erfindung; seine Szene der „Rakete" hat dabei einen ganz aparten malerischen Glanz. Emil Jensens, des Hamburger Bildhauers, ergreifend schöne „Sterbende Amazone" bedarf wohl auch keines erläuternden Wortes; ebensowenig das anmutige Damenbildnis von C. Boulet. Aber einen kurzen Hinweis verlangt noch das Gemälde von Alexander Jackowlew „Im Theater". Der Künstler hat uns die äußerst wirkungsvollen farbigen Zeichnungen zu dem Aufsatz „Im Sudan" von de Haas überlassen. Wir wollten ihn in demselben Heft aber doch auch als Maler zur Geltung kommen lassen. Denn noch weit über den Dienst des Berichterstatters hinaus ragt die Befähigung dieses Künstlers. Man rechnet ihn wohl nicht mit Unrecht unter die bedeutendsten zeitgenössischen Maler Rußlands. Das Schicksal hat ihn viel auf dem Erdball umhergetrieben. Nie schwieg seine Kunst — denn immer blieben Augen und Sinne lebendig im Erfassen der neuen Umwelt.

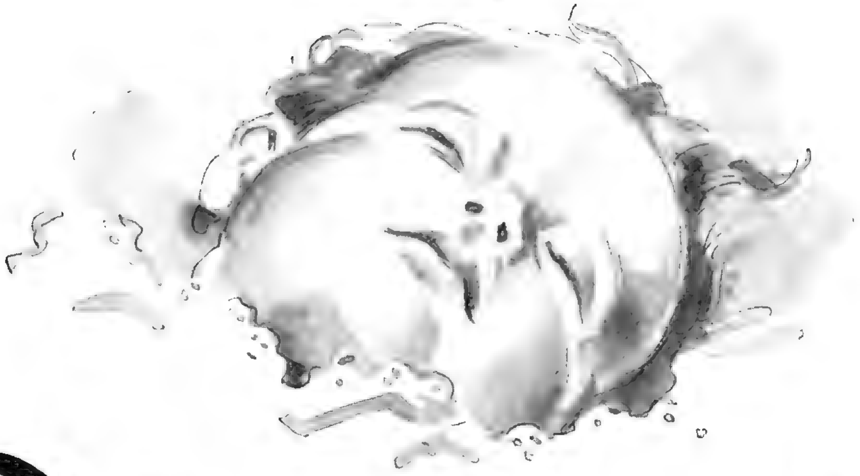
★

Wenn die hübsche Komtesse de Lavienville hierher, an den Schluß dieser ersten Rundschau im neuen Jahrgang, gesetzt ist, so geschieht es, weil man sich so freundlicher Bundesgenossinnen immer gern bedient. Eine gutgemachte Miniatur, ohne Frage nicht viel mehr. Aber nicht wahr, die hübschen Augen sprechen mit und bitten um gut Wetter für das bevorstehende Jahr?!

H.

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I, Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Gesunder Schlaf
durch



Vasenol-
Wund- u. Kinder-
Puder und Paste

Beim Einkauf achte man auf den Namen Vasenol

DEUTSCHE WOHNUNGSKUNST

Mustergültig in Form u. Arbeit — DEUTSCHE WK MÖBEL — *Nach Entwürfen anerkannter Künstler*

WOHLFEILE KÜNSTLER-MÖBEL
FÜR MIETWOHNUNG UND EIGENHEIM

WK 20 Herrenzimmer Mk. 985,–

MUSTERSCHAU DEUTSCHER WK-MÖBEL UND VERKAUFSSTELLEN:

BERLIN S 42 ORANIENSTR. 144.
DRESDEN-A. WALLSTRASSE 14
DÜSSELDORF KÖNIGS-ALLEE 60
ESSEN A.R. KETTWIGER-STR 32
FRANKFURT A.M. KAISERSTR. 28
FREIBURG i.Br. KAISERSTR. 147/149
HALLE A.S. ALTER MARKT 1/2
HAMBURG HÜTTEN 85/92
KÖLN A.RH. HOHENZOLLERNRING 62/64
KÖNIGSBERG FRANZOSISCHESTR. 12/13a.
MAGDEBURG BREITEWEG 3a.
MANNHEIM M. I. 4. G. 2/22.
MÜNCHEN BRIENNERSTR. 52
NÜRNBERG KÖNIGSTR. MAUTHALLE
SAARBRÜCKEN HOHENZOLLERNSTR. 9
STETTIN KANTSTR. 3

DIE PREISE DEUTSCHER WK-MÖBEL SIND IN ALLEN VERKAUFSSTELLEN GLEICH
Besichtigung ohne Kaufzwang. Prospekte kostenlos in den Verkaufsstellen.

NIVEA-CREME

Gepflegtes Aussehen.

Möchten Sie Ihre Haut so sammetweich, gesund und frisch erhalten, wie wir sie bei der Jugend so gern bewundern? Dann nehmen Sie zur Hautpflege Nivea-Creme! Am besten reiben Sie allabendlich Gesicht und Hände gründlich ein, damit das in der Creme enthaltene Eucerit über Nacht gut auf die Haut einwirken kann.

Seien Sie auch beim Einkauf Ihrer Seife wählerisch! Nehmen Sie nur Nivea-Seife, die wegen ihrer Reinheit und Milde von den Ärzten selbst Kindern und Personen mit besonders empfindlicher Haut immer wieder empfohlen wird.

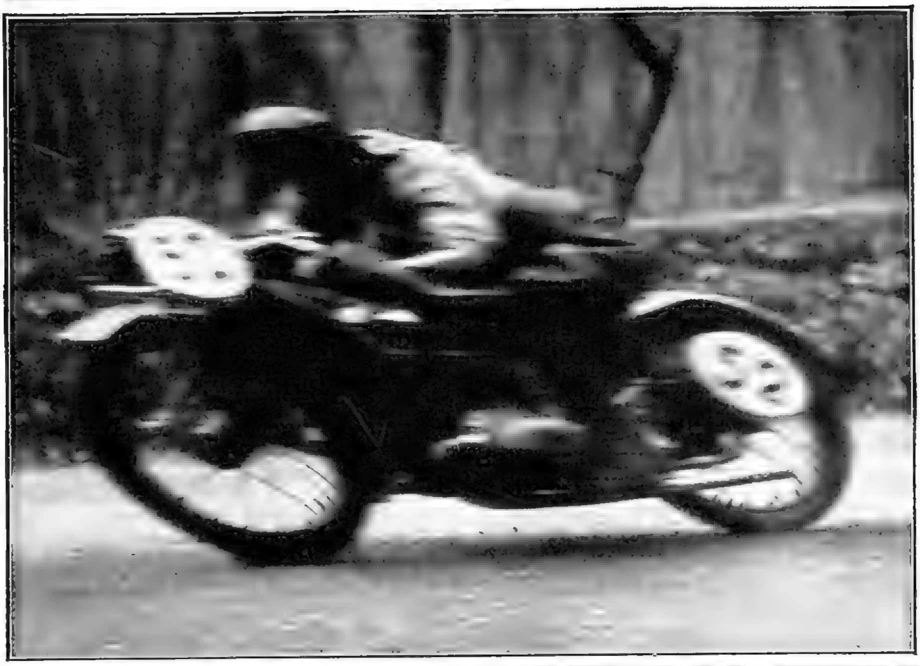
Nivea-Creme in Dosen: M o.20, o.30, o.60 und 1.20
in Tuben: M o.55 und o.90
in Glasdosen: M 1.20 und 2.75
Nivea-Seife 1 Stück M o.70, 1 Karton m. 3 Stück M 2.–
Nivea-Badeseife 1 Stück M o.75
1 Karton mit 3 Stück M 2.10

Die Mutter dieses Kindes weiß, daß eine Zahnpasta den Mund nicht nur parfümieren, sondern die Zähne rein und gesund erhalten soll. Sie gewöhnt ihr Kind daher, seinem Geschmack entsprechend, rechtzeitig an **„Pebeco-Mild“.** Diese Zahnpasta besitzt alle Vorzüge von Pebeco, die besonders in dem Gehalt an wirksamen Salzen liegen. Der Geschmack ist wundervoll aromatisiert, so daß vor allem Damen und Kinder ihn gern haben.

Pebeco M o.60 u. 1.– / Pebeco-Mild M 1.–

ZAHNPASTA
PEBECO

BMW



VORAUS

1927 bis 1. Juli **86 I. Preise**

BAYERISCHE MOTOREN WERKE

AKTIENGESELLSCHAFT MÜNCHEN 46

Der Beobachter

Von der „Gugali"

Die Deutsche Gartenbau- und Schlesische Gewerbe-Ausstellung in Liegnitz war kein provinzielles Ereignis. Sie bedeutet eine starke Kulturtat — ein Ehrenmal für den ganzen deutschen Osten. Seit der Jahrhundertfeier, die Schlesiens Hauptstadt Breslau im Jahr vor dem Kriegsausbruch beging, ist zum erstenmal wieder im Osten des Reichs ein Werk geschaffen worden, daß einen Begriff gibt von dem Schöpferwillen, dem Gewerbefleiß und der nationalen Energie unserer Brüder auf der Wacht an der ewig bedrohten Grenze. Das durch den Gewaltfrieden von Versailles zerschlagene, schwer beraubte Schlesien ist auf drei Seiten von Nachbarn umgeben, die sich auch heute als unsere Feinde zeigen. Mit der Waffe in der Hand je wieder eine geschichtlich, völkisch, sprachlich und wirtschaftlich gerechtere Grenze sich zu erkämpfen, darauf werden die Schlesier und ihre Brüder im übrigen Reich wohl dauernd verzichten müssen. Aber geistige Waffen sind uns gegeben, um auf wirtschaftlichem, gewerblichem, künstlerischem Boden deutsche Selbständigkeit, deutsche Überlegenheit darzutun. Welche Mittelstadt jenseits unserer heutigen Ostgrenze würde sich auch nur je an den Gedanken heranwagen, eine Ausstellung von dem räumlichen Ausmaß und der kulturellen Bedeutung der Liegnitzer Garten- und Gewerbe-Ausstellung ins Leben zu rufen? Die tapfere schlesische Stadt hat das Wagnis unternommen, weil sie fühlte, daß nicht nur dem Ausland, nein auch dem Norden, Süden und Westen der eigenen Heimat endlich einmal vor Augen geführt werden mußte: über welche ethischen Schätze, welche fleißigen Gewerbebetriebe, welche starken kulturellen Kräfte eine kleine Mittelstadt hier in der deutschen Grenzmark verfügt.

Ist es nicht so, daß der östlichste Punkt von Deutschland, den z. B. der amerikanische Durchschnittsreisende erreicht, das Schlütersche Kurfürstendenkmal hinter dem Berliner Schlosse bildet? Dahinter hört Deutschland auf. Aber ist das — leider! — nicht auch der östliche Grenzpunkt für die Reiseroute unserer lieben Landsleute aus Deutschlands Westen? Die Schlesier, die über eine wundervolle alte Hauptstadt verfügen, die in Liegnitz, Görlitz und anderen Provinzstädten park- und gartenreiche Gemeinwesen haben, in denen alte Kultur sich mit moderner Neugestaltung verbindet, die Schlesier, die im Riesengebirge für Sommer wie für Winter ein Kletter-, Sport- und Erholungsgebiet köstlichster Art besitzen, die Schlesier kommen nicht nur nach Berlin und weit westlich über das Schlüterdenkmal hinaus, bis zum Rhein, sondern es treibt sie immer wieder, Feriengeld und Urlaubszeit darauf zu verwenden, um Hamburg und Bremen, Dresden, Leipzig und München kennen zu lernen, Städte und Gebirge, Küsten, Flüsse und Seen in der ganzen deutschen Heimat. Warum erwidern so wenig Rheinländer, Bayern und Hanseaten den Besuch? Ist es nicht beschämend: über die Naturschätze und Kulturgüter Schlesiens, über Land und Leute im Osten Deutschlands weiß der Westdeutsche aus eigener Erfahrung, aus eigenem Augenschein nichts.

Spannkraft der Nerven

bildet den Grundstock körperlichen und seelischen Wohlbehagens. Sie steigert die Schaffensfreude u. Ausdauer u. ebnet die Wege zum Erfolg im Leben. Solche Spannkraft gibt Jhnen als tägliches Morgengetränk der wohlschmeckende, blutbildende und vitaminhaltige

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt in blauen Schachteln zu 1 M. nie lose!

Da hat nun das großzügige Unternehmen der Stadt Liegnitz den Westen endlich gezwungen, die Fahrt anzutreten und eine ihm neue Welt kennen zu lernen. Über tausend Ehrengäste aus dem ganzen Reich waren zur Eröffnung der „Gugali" geladen — und alle, alle kamen. Viele mögen zunächst nur der Höflichkeitspflicht gefolgt sein. Viele aber auch zwang ein Name, der mit der Gestaltung der Liegnitzer Ausstellung innig verquickt war, der Name Gustav Allinger. Der Gestalter der Dresdner Gartenbau-Ausstellung 1926 ist durch jenes Werk mit einem Schlage in der ganzen Welt berühmt geworden. Die Gartenarchitekten, Züchter, Gartenkünstler, Blumenfreunde und Gartengelehrten, die die großzügige, einheitliche Dresdner Schau sahen, trugen Allingers Ruhm nicht nur in die Fachkreise des Auslands, sondern auch in die bürgerlichen Kreise der Gartenliebhaber. Wenn Liegnitz sich die Kraft des ersten unter den lebenden jüngeren Gartenarchitekten für den Entwurf, die Anlage und die Durchführung des Ausstellungsplans gesichert hatte, dann bedeutete schon dieser Umstand die Gewähr: daß eine Reise nach Liegnitz lohnte!

Der Oberbürgermeister Charbonnier hat in den Stadträten Dr. Elsner und Gubitsch, dem kaufmännischen Direktor Dr. Hoffmann, dem Parkdirektor Stämmler und vielen anderen tüchtigen Kräften des Verwaltungsrats der „Gugali" eine aufopferungsvolle und arbeitsfreudige Unterstützung für die große Liegnitzer Schöpfung gefunden. Selbstverständlich wäre das Millionenopfer trotzdem umsonst gebracht gewesen, wenn nicht alle gewerblichen Kreise Schlesiens und die Gartenbaufirmen von fast ganz Deutschland freudig dem Aufruf zur Beteiligung gefolgt wären. Eine Ruhmestat dabei: daß die „Gugali" darauf verzichtete, durch lärmende Jahrmarktsveranstaltungen eine schaulustige, bloß vergnügungssüchtige Menge anzulocken. Alle Gaststätten des Riesenplatzes, zumeist auch nach Allingers Entwürfen, zeigen vornehmen Geschmack und erdrücken weder den Ernst der wirklich sehr gediegenen und sehenswerten Gewerbeabteilung noch die Schönheit der Gartenbau-Ausstellung.

Ganz neue Gedanken hat Allinger in der „Gugali" in die Tat umgesetzt. Unsere Leser, die im vorigen Jahr die Freude hatten, den Meister selbst über die Durchführung seiner ersten großen Aufgabe sprechen zu hören — eine Reihe farbiger Aufnahmen aus der Dresdner Gartenschau illustrierte seine Darstellung —, wissen, daß Allinger ein Neugestalter ist, der voller Pietät das kulturgeschichtlich Gewordene, sofern es gesund und schön ist, zu pflegen weiß. So lockte ihn denn der Liegnitzer Auftrag ganz besonders, weil für die Ausstellung ein alter Park mit herrlichem Baumbestand zur Verfügung stand. Dieser Park, für den seit Kriegsausbruch nicht mehr viel Aufwendungen hatten gemacht werden können, wurde zunächst einmal Gruppe für Gruppe bearbeitet. Was krank war, wurde geopfert, was bedrückt war, wurde freigelegt, es galt für Atem und für malerische Durchblicke zu sorgen. Nun trat erst die Schönheit einzelner Patriarchen im Revier voll zutage. An der Stelle minderwertigen Gestrüpps grünte bald der Parkrasen. Der Mühlenbach wurde sauber eingefangen, seine Ufer erhielten Wiesenblumenschmuck, Brücken verbanden die Parkteile. Östlich vom alten Park bekam die Schlesische Gewerbe-Ausstellung ihre großen Hallen, um schöne Schmuckplätze gelagert, im Westen

öffnete sich das eigentliche Gartenbaugebiet auf den Bergerwiesen, die ihren Abschluß erhielten durch schöngegliederte Hallen für die verschiedenen Sonderausstellungen künstlerischen und wissenschaftlichen Charakters: Blumenschmuck- und Raumkunstschau, Rosenschau, Obst- und Gemüseschau, Katteen-, Dahlien-, Chrysanthemum-Schau.

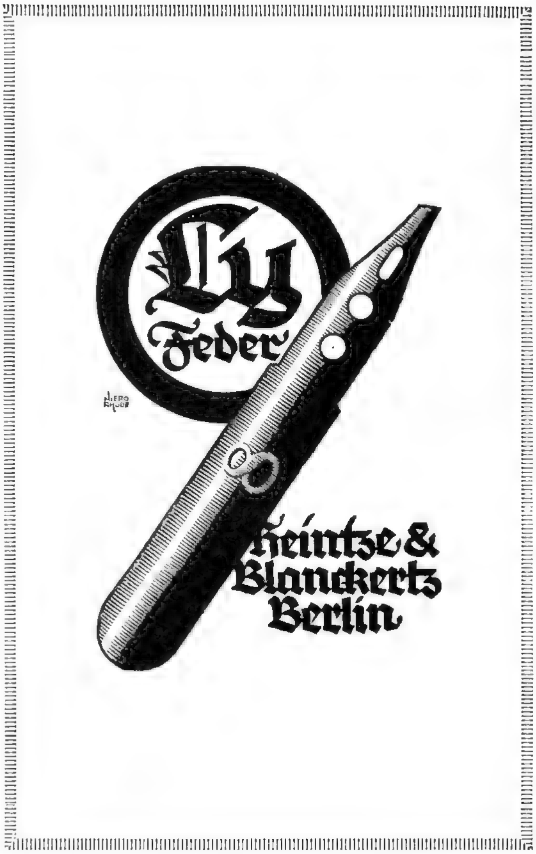
Alle drei Teile der großen Ausstellung sind wieder reich gegliedert, aber übersichtlich, organisch miteinander verbunden. Und es ist ein schwelgerisches Wandern für den Naturfreund — und für den Kenner und den Wißbegierigen ein unausgesetzt lockendes und dankbares Studium. Im Park ist der berühmte geheizte Teich erhalten geblieben, in dem die Wasserflora unserer Warmhäuser im Freien gedeiht. Angegliedert ist der Palmenhain, in dem die Welt der subtropischen Gewächse in harmonischem Übergang vom deutschen Wald erreicht wird. Überall öffnen sich hier die Aussichten auf die unzähligen Sondergärten der deutschen Blumen-, Stauden- und Edelobstzüchter. Plastiken unserer stärksten Künstler bilden Mittelpunkte der Anlagen. Bronze, Stein, Kunststein und Keramik hat für die Bildwerke, Gruppen und Vasen Verwendung gefunden.

Einzigartig ist die große Roseninsel im See auf den Bergerwiesen. Ein langgestrecktes Becken, von Kanälen begleitet, die mit Wasserrosen bepflanzt sind, umgibt die Insel. Eine Riesenfontäne beherrscht das Bild. Sechzig kleinere Sprudel beleben die Wasserfläche. Mit einbrechender Dunkelheit werden die Beckenränder, die liegenden Kanten der Hallen und Stackete mit unzähligen Lichtern illuminiert. Da bricht sich nun das Licht in den ewig bewegten Wassern, und die Stille der weiten Rosenfelder, der üppigen Dahlienbeete, gewinnt eine ganz geheimnisvolle Schönheit. Die Blumenfreunde, die architektonischen Anregungen folgen, sehen hier einmal den Gedanken der ganz auf Farbwirkung gepflanzten Rosen- und Dahlienbeete verwirklicht.

Eine Gartenbau-Ausstellung ist ein lebendes Wesen. Als gesundes Kind ist die „Gugali“ im Juni in die Welt gesetzt worden. Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, hat die Julihitze zwischen den Gewitterkatastrophen, die das Riesen- und das Erzgebirge so grauenvoll heimsuchten, den ganzen Rosenflor auf der Insel — dreißigtausend Rosen! — aufs herrlichste zur Entfaltung gebracht in jungfräulicher Blüte! Im Monat August kommt die stolze Sommerreife von Edelobst und Einjahrsblumen. Wenn dieses Heft zur Ausgabe gelangt, beginnen wohl eben die Chrysanthemen den Schönheitswettbewerb mit den Dahlien aufzunehmen, diesen interessantesten und weitestvervetterten Abkömmlingen der steifen, alten Georgine. Die „Gugali“ hat dann ihre Edelreife erreicht. Sie wird sein — wie eine schöne Frau, die ihre kleinen Abc-Schützen sorgsam zur Schule begleitet. Und es wird gerade dann die Kenner und Schätzer vollentwickelter Schönheit locken, sie in der behaglichen Gartenstadt aufzusuchen, in ihre Sommererlebnisse hineinzuschauen und ihr ein bißchen den Hof zu machen. **H.**

Berliner Bühnen

Wir waren wohl diesen Sommer sehr leichtsinnig in Berlin. Dem Spielplan nach, den die Pächter der Hundstage für die Theaterbesucher aufgeboten hatten, konnte uns ja nichts anderes



im Bann halten, als die Frage, wie Madame Fifi es anstellen wird, ihr Verhältnis mit dem schönen Edmond vor ihrem garstigen Gatten geheimzuhalten, der übrigens augenblicklich mit der von dem schönen Edmond schnöde verlassenen Ballettratte Lu in einer ihn bald sehr kompromittierenden Weise anzubandeln versucht ... Aber der Schein trügt. Die Pächter der Hundstage halten in ihrer Einfalt die Berliner Theaterbesucher doch für bedeutend einfältiger, als sie glücklicherweise sind. Den meisten Leuten im Parkett nämlich sind Fifi, Edmond, Lu und das andere Pariser Geschmeiß einfach Wurst. Nein, man darf schon sagen: Wurst mit Hautgout. Der Berliner Sommerspielplan ist also durchaus nicht bezeichnend für die geistige und sittliche Verfassung der Theaterbesucher — er ist nur ein Dokument für den Tiefstand der Theaterpächter. Weil sie selbst bloß in den Kabaretts, den Lunapark=Sensationen, den Tanzdielen und den Nachtbars des Kurfürstendamms das Publikum studieren, glauben sie, „die Berliner Psyche“ richtig zu beurteilen, indem sie lediglich der Werbekraft der alten Pariser Amüsier=Tricks und der grobschlächtigen Hauskonfektion vertrauen. Sie haben ja keine Ahnung, diese verehrten Herrschaften, von den unzähligen Berlinern — und von den auf der Durchreise Berlin besuchenden Fremden —, die es bis zum Hals herauf ekelt vor ihren plumpen, eindeutigen, zotenreichen Schwänken und mit Jazz durchsetzten Schwankoperetten, die nach den uralten Residenztheater=Rezepten zurechtgezimmert sind. Sie verstehen auch nicht einmal ihr Geschäft. Ein graziöses Lustspielchen, meisterhaft gespielt wie Molnars „Spiel im Schloß“, konnte noch im Sommer Jubiläen feiern in lange vorher ausverkauften Häusern. Für die anrüchigen Gummiartikel der französischen Alkovenkunst und deren Berliner Imitations=G. m. b. H.'s müssen aber ganze Stöße von Bons in den Zigarrenläden und Frisiersalons von Groß=Berlin traurige und oft völlig erfolglose Propaganda machen. Die Portiers der besseren Häuser weigern sich ja schon lange, Freibilletts für diese Kunststätten anzunehmen.

Vorläufig haben es die Hundstagspächter fertig gebracht, das Vertrauen in das künstlerische Leistungsvermögen der Berliner Sommerbühnen aufs tiefste zu erschüttern. Aber vielleicht findet sich im nächsten Jahr einmal ein geschmackvoller Mensch, der es wagt, mit einem erlesenen Ensemble, einem vorzüglichen Orchester, einem berühmten Dirigenten und besten Solisten ein paar Musteroperchen, Musiklustspiele oder Musteroperetten herauszubringen. Viele kunstfreudige und kultivierte Leute, denen es jetzt nicht die Mühe lohnt, einen schönen Sommerabend im Theater zu verbringen und sich über „diese Berliner“ zu ärgern, wären dann doch wohl wiederzugewinnen. Auch zum Vorteil der Theaterkasse!

Ist es nicht traurig, daß ein prächtiger Künstler wie Eugen Klöpfer sich da im Lessing=Theater mit einem minderwertigen Ensemble seßhaft gemacht hat, um uns einen so blöden Schmarren wie die Komödie „Abgemacht — Kuß!“ vorzuführen? Solange er selbst auf der Bühne steht, geht's noch. Er ist in seiner Wandlungsfähigkeit so reich, daß man szenenweise das gelinde Grauen über seine Geschmacksverirrung vergessen kann. Aber seine Umwelt, die tiefste Provinz darstellt, fordert immer wieder zum Protest heraus. Glaubt Eugen Klöpfer denn, daß der Berliner in den Sommermonaten um so viel dümmer ist als im Winter?

Maria Mindzenti Kiesel

Moderner Herbsthut aus Krefelder Kunstseidensamt

In langer Liste die Autoren, die Titel, die Bühnen aufzuzählen, die sich heuer sonst noch blamiert haben, ist überflüssig.

Im Deutschen Künstlertheater hat die jetzt bis zum Überdruß behandelte Enoch Arden-Geschichte, ins Schwankhafte heruntergehudelt („Bitte, wer war zuerst da?"), dem drollig-jovialen Johannes Riemann Gelegenheit gegeben, als Pseudo-Figaro Lachstürme zu ernten. Im Renaissance-Theater hat der Schwank „Wenn Frauen reisen" sogar ein wirklich nettes Ensemble auf die Bretter gestellt, das mit einer gewissen lebemännischen Grazie das Tausendmaldagewesene übertüncht. Hans Leibelt entwickelt sich mehr und mehr zu einem Charakterkopf. Ein Frauenterzett bringt gute Schattierungen: Hilde Wörner, Martha Maria Mewes und Gretha Ruß. Und Hans Waßmann? Nun, er ist eben der Urkomische geworden, von dem man keine Menschengestaltung mehr verlangt, was recht schade ist — für ihn und für uns.

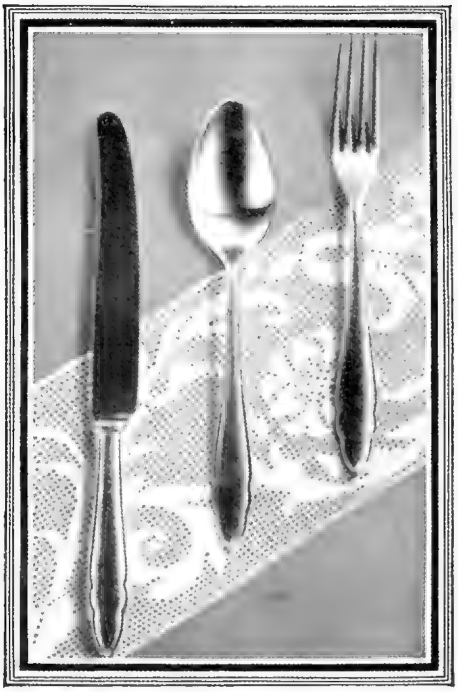
Aber man müßte sich als Berliner jetzt ehrlich schämen, wenn einen nicht zum Schluß der Spielzeit die glänzende, geistreiche, aufs feinste durchgearbeitete Aufführung von Shakespeares „Maß für Maß" im Staatlichen Schauspielhaus wieder stolz auf die Leistungsfähigkeit der reichshauptstädtischen Bühnenkunst gemacht hätte.

Jürgen Fehling hat das wenig gegebene, den meisten Theaterbesuchern unbekannte Lustspiel in Szene gesetzt. Er läßt es innerhalb des uns schon aus „Viel Lärm um nichts" bekannten Halbrundvorhangs abrollen. Rasche Szenenfolge; Musik, während die Bühne sich verdunkelt. Und da ist mitten in die Herzensnot edler Menschen und die groteske Tragik von Hinrichtungsvorbereitungen so viel Drolligkeit und Poesie getupft, daß man glaubt, dem Figurenwerk einer Beethovenschen Sinfonie zu folgen. Der Ernst stört nicht die Heiterkeit. Und umgekehrt. Es ist da eine meisterhafte Kontrapunkt-Technik benutzt.

Soll man mit ein paar Worten anlocken, das Buch wieder einmal in die Hand zu nehmen, um all die klugen Dinge nachzulesen, die der große Unbekannte, der Weltweise, da mitten in die bunten Szenen hineingestreut hat? Vincentio, der Herzog von Wien, hat für seine Abwesenheit den Statthalter Angelo eingesetzt. Strenge Gesetze sind gegen das Luderleben der leichten Gesellschaft ergangen. Der junge Edelmann Claudio und seine Geliebte Julia verfallen dem Spruch des Richters. Claudios Schwester Isabella fleht Angelos Gnade an. Der sittenheuchlerischeAngelo aber macht sie von Isabellens Hingabe abhängig. Vincentio, der wie der Kalif heimlich unter seinem Volk verblieben ist, um nicht nur dieses, sondern vor allem den Statthalter zu prüfen, hält schließlich großen Gerichtstag ab: die Tugend siegt, und das Laster wird bestraft. In diese einfachste Handlung aber hat der Meister eine solche Fülle von köstlichsten Kultur- und Sittenbildern, Charakterstudien und poetischen Lebensweisheiten gefügt, daß der Abend eine herzerhebende Bereicherung bedeutet. Und Jürgen Fehlings dramatisch zupackende Szenenführung sorgt dafür, daß man diese drei Stunden in atemloser Anteilnahme zuhört. Erstaunlich, mit welchem Takt es dieses gepflegte Spiel versteht, die Rüpelszenen der Gerichtsdiener, der Kupplerwelt, der Wüstlinge, Mörder, Scharfrichter und Bierzapfer in immer neuen Varianten in die tiefsten Herzenserschütterungen der Heldin und

Berndt-Schollmer — Fot. Becker & Maass

Pelzbesetzter Mantel aus
Krefelder Seidensamt



Modernes Bruckmann-Besteck
in echt Silber und Alpaka versilbert (sog. Chippendale)
Erhältlich in den Fachgeschäften
neben anderen guten Mustern
Gegr. 1805. Bruckmann A.-G., Heilbronn a. N.

Kaliklora

Weisse Zähne

frischer Atem

Kaliklora ist die Zahnpasta der Anspruchsvollen, wegen des billigen Preises, 80 ₰ die große, 50 ₰ die kleine Tube, und weil es nichts Besseres gibt

des Helden zu mischen, in Übergängen, die haarscharf das Erhabene vom Lächerlichen trennen. Ganz große szenische Kunst ist das. Das Staats-Theater hat damit den größten Wurf aller Berliner Bühnen in der abgelaufenen Spielzeit getan. Man muß sich dankbar erinnern, daß der nun scheidende Carl Ebert dem Herzog Vincentio edle Sprache und männliche Würde verlieh, daß Erwin Faber den leidenschaftlichen Angelo als glaubwürdigen Sinnenmenschen, nicht als hohlen Bösewicht, darstellte, und daß Gerda Müller als Isabella überzeugende Töne in Angst und Verzweiflung fand. Veit Harlan, Paul Bildt, Walter Werner, Albert Florath, Elsa Wagner usw., ein gutes Dutzend Meisterspieler, die diesem überragenden Werk die überragende Wirkung sicherten.

Möge der tiefe Eindruck, der starke Erfolg dieses Shakespeare-Abends den Berliner Theaterleitern Mut machen, den neuen Bühnenwinter endlich wieder auf ein höheres Niveau emporzuführen. **P. O. H.**

110 Stockwerke

Von John Fuhlberg-Horst

Auf einem Platz, dessen Fläche rund 4500 Quadratmeter mißt, soll aus 8 Millionen Ziegeln und so viel Stahl, wie sich in einen Güterzug von 35 Kilometer Länge verladen läßt, ein 110 Stockwerke hoher Wolkenkratzer errichtet werden, der für 40 000 Menschen als Arbeitsraum dienen wird. In stufenweiser Verjüngung sticht die Spitze dieses 360 Meter über das Straßengewimmel erhebenden babylonischen Turmes in das Himmelsblau über Manhattan — wenn er dereinst, festgegründet und sichergefügt, dastehen mag. Noch ist dieses höchste aller Hochhäuser, nach seinem Architekten Larkin-Tower genannt, nur Zeichnung und wohlausgetüftelter Plan, ebenso wie der 80 Stockwerke zählende Book-Tower in Detroit und das Dutzend anderer Projekte in Cleveland, Chicago und sonstigen Geschäftszentren der nordamerikanischen Union. Daß aber das weltbekannte Woolworth-Gebäude mit seinen 51 Stockwerken und 235 Metern Höhe nicht mehr lange den Rekord halten wird, ist sicher. Trotz des Streites für und wider die Wolkenkratzer, der zur Zeit die beteiligten Kreise und damit die breite Öffentlichkeit ergriffen hat.

Auf der einen Seite erschallen Warnungen, auf der anderen Seite bemüht man sich, die Warnungen durch rechnerische Darlegungen und durch Erfahrungstatsachen überflüssig zu machen. In der Führung derer, die der senkrechten Ausdehnung der Geschäftsviertel Einhalt tun möchten, steht der 80jährige Edison. Und was er sagt, pflegt Hand und Fuß zu haben.

Eine Menschenmenge, die der Bevölkerungszahl einer Mittelstadt gleicht, soll vor Beginn der Arbeitsstunden durch die Tore des Hauses eingehen können und in Fahrstühlen hinaufbefördert werden. Nach getaner Arbeit strömt dieselbe Menge wieder heraus und will mit den nächstgelegenen Beförderungsmöglichkeiten heimwärts. Nicht die technischen Schwierigkeiten, die vielleicht überwindbar sind, dürften der „Höherentwicklung" des Häuserbaues eine Grenze vorschreiben, sondern die Aufnahmefähigkeit der Straße und der Verkehrsmittel.

Eine andere Frage, die ins Technische schlägt, ist die der Fahrstühle. Für den Larkin-Tower sind deren 60 vorgesehen, die insgesamt 80 Kilo-

meter Stahlkabel nötig machen. Einige dieser Kabel werden eine Länge von mehr als 2 Kilometer haben. Je länger das Kabel, desto größer aber sein Eigengewicht, und bei Überschreitung einer gewissen Länge wird das Kabel reißen. Nun kann man sich ja durch Unterteilung der Fahrstuhlstrecken helfen, so daß man, um beispielsweise bis zu einem der höchsten Stockwerke zu gelangen, dreimal oder noch häufiger umsteigen muß. Eine derartige Erschwerung, ans Ziel zu kommen, drückt aber den Mietwert der obersten Räumlichkeiten, und es fragt sich, ob diese Geschosse sich dann überhaupt noch lohnen würden.

Daß es möglich ist, Häuser noch höher als den Larkin-Tower zu bauen, ist technisch gesichert. Die neuzeitlichen Stahlkonstruktionen vermögen das ungeheure Gewicht solcher Bauwerke zu tragen und halten auch dem Winddrucke stand, selbst wenn Orkane durch die Stadt fegen. Die Erdbeben in San Franzisko und in Japan, der Wirbelsturm, der im vorigen Herbst in Florida so große (wenn auch in den Zeitungen stark übertriebene) Verwüstungen anrichtete, haben gezeigt, daß Häuser vom Wolkenkratzer-Typus besser federn als Gebäude anderer Bauart. Auch die Gefahr fürchterlicher Feuersbrünste besteht nicht. Denn im Woolworth-Gebäude vergeht kaum eine Woche, daß nicht hier oder da in einem seiner Stockwerke Feuer ausbricht, das aber stets auf höchstens zwei Räume beschränkt bleibt.

Nein, sagen die Anhänger der Höchsthäuser, dereinst wird das Leben der Großstadtmenschen sicherer, gesünder und glücklicher sein. Die Wolkenkratzer erst ermöglichen eine rationell durchgeführte Lebensweise, die der heute noch im Treiben und Wirbeln des wenig rationell aufgezogenen Geschäfts- und Erholungsbetriebes rasch verbrauchten städtischen Menschheit die Voraussetzungen zu einem menschenwürdigen Dasein geben wird.

Die Zukunft mag es lehren. Also warten wir's ab!

Anekdoten

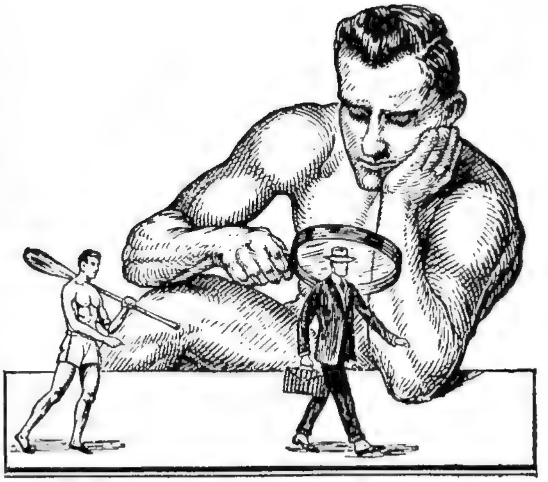
Was ein Meister ist

* Der ehemalige Botschafter Joseph Maria von Radowitz erzählt in seinen glänzend geschriebenen, menschlich wie politisch gleich aufschlußreichen „Aufzeichnungen und Erinnerungen", daß er im Salon seiner Mutter noch den alten Düsseldorfer Akademierektor und Nazarener Wilhelm von Schadow, den Sohn des Bildhauers, kennen gelernt habe. Ein Ausspruch des Künstlers ist besonders bemerkenswert. Man unterhielt sich über die Angriffe, denen Künstler von starker Individualität ausgesetzt seien, und Schadow sagte: „Ich nehme bestimmt an, daß jemand, der zehn Jahre hindurch angegriffen wird, ein Talent ist; wer zwanzig Jahre lang angegriffen wird, ein Charakter —, gegen wen es seit dreißig Jahren losgeht wie gegen mich, nun der hat eine Elefantenhaut bekommen und ist gewiß ein tüchtiger Meister geworden."

*

Der philosophische Landsturm

* Auch den berühmten Juristen Savigny hat Radowitz noch kennen gelernt und ließ sich erzählen, wie er mit Fichte zusammen auf dem Grundstück des ehemaligen Herrenhauses in der Leipziger Straße zu Berlin als Landsturmmann



Wie kann man sich verjüngen?

Nimmt man den heutigen Kulturmenschen unter die Lupe, dann findet man kaum einen Vollgesunden. Der Stempel der Lebensgifte, Berufsschäden, Nahrungs- und Genussünden und Gesundheitsstörungen drückt sich in der Form vorzeitiger Alterssymptome auf den äusseren und inneren Menschen deutlich ab.

Jungsein ist der Zustand, in dem unser Körper frei und rein ist. Altsein ist der Zustand, schon des Jugendlichen, der vorzeitig müde, dessen Körper vergiftet ist, dessen Blut verunreinigt, dessen Verdauung schwach und träge, dessen Drüsensystem belastet und daher funktionsuntüchtig ist. Die Verjüngung muss naturgemäss vorsichgehen und gleichzeitig vom Blut, von der Verdauung, vom Darm und von den Drüsen aus erfolgen. Verjüngen heisst — Reinigen!

Lukutate ist eine in Indien heimische Beerenfrucht, die wegen ihrer besonderen reinigenden, entgiftenden Verjüngungs-Eigenschaften soeben auch in Deutschland Aufsehen erregt. — Die Beere wird instinktiv von alternden Tieren der Wildnis (Elefanten, Papageien) aufgesucht und wird als ein Gottesgeschenk der Natur, als das natürliche Verjüngungsmittel für Mann und Weib gepriesen. Die Hauptwirkung der Lukutate liegt in der Befreiung, Entgiftung, Stärkung und Verjüngung der Drüsen (Schilddrüsen, Keimdrüsen, Leber, Galle, Nieren usw) und in der daraus folgenden Stärkung der Nerven- und Herztätigkeit und der Entgiftung des ganzen Organismus. Lukutate ist für die Drüsentherapie von grosser Bedeutung.

Lukutate ist Natur, keine »Kunst« und dient als einfache Vor- und Nachspeise, als Brotaufstrich oder Beerensaft usw. — Man wählt je nach Geschmack oder wechselt:

1. **Lukutate-Gelee-Früchte,** die süsse Geschmacksform . . . . Mk. 2.80
2. **Lukutate-Bouillonwürfel** für den, der »süss« nicht mag, sowie für Korpulente und Diabetiker . . . . Mk. 2.80
3. **Lukutate-Mark,** Marmelade als Brotaufstrich usw. . . . . Mk. 2.80
4. **Lukutate-Beerensaft** (mit indischem Rohrzucker) . . . . Mk. 2.60
5. **Lukutate-Mark konzentriert** (Loku-ta-te india orig. Hiller) . . . . Mk. 6.50

In allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich. Literatur durch die Fabrik kostenfrei.

WILHELM HILLER, Nahrungsmittel-Werke, **HANNOVER**
zugleich Hersteller der **Brotella-Darm-Diät** nach Prof. Dr. Gewecke

FREUDE in Jhr HEIM
bringen erlesene
TAPETEN

exerzierte. Da standen in einem Gliede zusammen der Oberhofprediger Sack als Flügelmann, dann Savigny, Fichte, die Philologen Böckh und Buttmann und als kleinster Schleiermacher. „Es war sehr kuriös. Buttmann konnte nie begreifen, was rechts und links sei, Böckh erklärte es für ein albernes Vorurteil, daß man im Takt marschieren sollte."

*

Der Deibel im Galopp

* Im Juni 1857 war es sehr heiß, und man redete viel von Weltuntergang. Papa Wrangel hielt trotzdem in Bonn Regimentsexerzieren ab und sagte zum Schluß zu den Offizieren: „Heite soll ja die Welt unterjehen. Wenn uns denn der Deibel holen soll, so soll es wenigstens im Jalopp jeschehen. Also, Regiment, Vorbeimarsch im Jalopp — marsch!"

*

Haydns Ochsenmenuett

Wie Haydns Ochsenmenuett zu seinem Namen kam, erzählt folgende Geschichte: Zu den zahlreichen Verehrern des in Wien lebenden Komponisten gehörte auch ein junger Viehhändler, und dieser erbat sich von seinem künftigen Schwiegervater als Mitgift seiner Braut nichts anderes als einen vom Meister Haydn eigens für die Hochzeit komponierten Tanz. Der Schwiegervater wandte sich an den Tondichter, und dieser erfüllte wirklich die sonderbare Bitte, für die Hochzeit des Viehaufkäufers einen Festtanz zu schaffen. Er schrieb ein Menuett. Der Tanz fand glänzenden Beifall. Die Hochzeitsgäste verlangten ihn immer von neuem, und schließlich kam man überein, dem Komponisten die Freude und den Dank der Teilnehmer in einer ganz besonderen Weise kundzutun. Die ganze Gesellschaft begab sich nach Wien und zog vor das Haus Haydns. Sie hatten den schönsten fetten Ochsen aus des Viehhändlers Stall mitgenommen, den sie mit Blumen und Bändern geschmückt und dessen Hörner sie vergoldet hatten. Die Musik spielte unaufhörlich den neuen Tanz. Der junge Ehemann trat zu Haydn ins Zimmer, hielt eine Dankansprache an den Schöpfer seines Ehrenmenuetts und bat ihn als Zeichen der herzlichen Freude, die er ihm und den Hochzeitsgästen bereitet hätte, den fetten Ochsen als Geschenk anzunehmen. Haydn sträubte sich zuerst, den Ochsen zu behalten, als er jedoch merkte, daß er den Leuten mit der Ablehnung einen großen Schmerz bereiten würde, nahm er ihn schließlich an. Dem Menuett aber gab er später zum Andenken den Namen „Ochsenmenuett".

— Ph —

*

Der ewige Schnupfen

* Der Akademiker Balzac (1594—1655) war sehr von sich eingenommen und sprach fast nur von dem, was er geleistet habe. Einst ging er nach einer überstandenen Krankheit zu dem Kardinal Richelieu, um sich für den Anteil, den er an ihm genommen, zu bedanken. „Befinden Sie sich jetzt besser?" fragte der Kardinal. Noch ehe Balzac antworten konnte, nahm Bautru das Wort und sagte: „Wie kann er sich besser befinden? Daran ist nicht zu denken. Er spricht nur von sich selbst und nimmt dabei stets den Hut ab: daher wird er den Schnupfen nie los."

— Gf —

Werden Sie Redner!

Lernen Sie frei und einflußreich reden!

Gründliche Ausbildung zum **freien Redner** durch Brechts **Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- u. Redekunst**

Nach dieser tausendfach bewährten Methode kann sich jeder unter Garantie zu einem logischen, ruhigen Denker, zum freien Redner und fesselnden, interessanten Gesellschafter ausbilden. **Redefurcht** und **Menschenscheu** werden radikal beseitigt und das nach Brechts System geschulte Gedächtnis erlangt seine höchste Leistungsfähigkeit ohne Rücksicht auf Schulbildung, Wissen und Alter.

Ob Sie als Gesellschaftsredner oder in öffentlichen Versammlungen auftreten, in Vereinen oder in Diskussionen das Wort ergreifen, ob Sie auf der Kanzel oder im Parlament stehen, als Geschäfts- oder Privatmann sich äußern, immer und überall werden Sie nach dieser Ausbildung imstande sein, über jeden Gegenstand in schöner, schmuckvoller und überzeugender Weise frei zu reden und die Hörer für Ihre Ideen zu gewinnen.

Über 100000 Studierende. — Jeder erlernt es, Mißerfolge sind ausgeschlossen. Tausende Anerkennungen aus allen Kreisen. — Über 20jähriges Bestehen.

Fordern Sie kostenlos aufklärende Broschüre.

Verlag R. Halbeck, Berlin W 35, Potsdamer Straße 105a.

Herr Professor **M.**: Ein wahrer Katechismus auch für den Berufsredner gehört Ihr Kursus jedenfalls zu den **interessantesten** und **besten Lehrwerken.** Meine ständige Empfehlung desselben möge Ihnen beweisen, welchen großen Wert ich auf die Verbreitung Ihres Werkes lege.

Herr Chefredakteur **G.** schreibt: Durch Ihren Kursus ist es mir möglich gemacht worden, selbst **stundenlange Vorträge frei zu halten** und mir dadurch eine angesehene Position in der Gesellschaft zu erringen.

Herr Fabrikbesitzer **W.**: Mit fortschreitender Durcharbeit fühlte ich ein **Wachsen meiner ganzen Persönlichkeit,** und ich bin in der Tat das geworden, was Sie versprechen: ein Mensch, der sich durch Ihr großartiges Werk bis in die letzte geistige Faser hat kennen gelernt!

Herr Handlungsgehilfe **E.**: Der praktische Erfolg meines Studiums Ihres Kursus besteht darin, **daß ich jetzt reden kann, wann und wo sich nur die Gelegenheit bietet. Ich kenne keine Befangenheit mehr.**

Hier abtrennen.

Heftrand!

Herr Apotheker **Dr. Z.**: Auch in meiner Eigenschaft als Stadtverordneter und Vorsitzender kommt mir das durch Ihren Kursus Erlernte sehr zu statten. Es ist mir jetzt **leicht, meine Gedanken zu sammeln und in wirkungsvoller Rede zum Vortrag zu bringen.**

Herr Lehrer **D.**: Gestatten Sie mir, Ihnen für die wunderbare geistige Hilfe, welche Sie mir durch Ihre einzigartigen Werke geleistet haben, herzlichen Dank zu sagen. Ihr Kursus ist tatsächlich geeignet, den Nervösen gesund, den Feigen mutig, **den Grübler zum klaren Denker** und den **zaghaften Wortestammler** zu einem **erfolgreichen Redner** zu machen. Das tägliche Studium Ihrer genialen Unterrichtswerke ist mir zur liebsten Beschäftigung geworden.

Herr Schriftsteller **M.**: ... ich habe Wunder an mir erlebt, ohne Vorbereitung spreche ich klar, frei und ohne Furcht. Ja, **das Reden vor einem recht großen Publikum ist mir jetzt direkt ein Vergnügen.**

Drucksache.

Als Drucksache frankieren!

An den

Verlag Richard Halbeck

BERLIN W 35

Potsdamer Straße 105a

Redefurcht und Menschenscheu

sind Hemmnisse, die schon so manchen Menschen im beruflichen und gesellschaftlichen Leben an der Erreichung seines Zieles dauernd behindert haben.

Wer aus Mangel an Redegewandtheit überall schweigen muß, fühlt sich unbedeutend und überflüssig. Wie aber erhebt es dagegen, wie macht es groß und erfüllt jeden mit dem reinen Gefühle seines persönlichen Wertes, der seiner Meinung durch eine schöne, schwungvolle Rede Ausdruck geben, in Unterhaltungen und Diskussionen jeden Augenblick das Wort ergreifen, schlagfertig erwidern und die Menschen für seine Ideen gewinnen kann.

Auf Grund 25jähriger reicher Erfahrung im persönlichen Unterricht in der Redner-Akademie hat deren Direktor **F. A. Brecht** einen **Fernkursus** herausgegeben, dessen fachmännische Gründlichkeit es jedem ermöglicht, sich zu einem wirklich freien Redner heranzubilden. Wissenschaftliche Autoritäten und bedeutende Berufsredner bezeichnen Brechts vollkommen neuartiges Ausbildungssystem als **den einzig richtigen Weg**, der unbedingt **zur Beherrschung der absolut freien Rede** führen muß.

Eine freie, starke, furchtlose Persönlichkeit,

ein logischer Denker, ein tüchtiger, freier Redner, ein Mensch, der sich in allen Lebenslagen hervorragend zur Geltung bringt, der ebenso gewandt und sicher im Auftreten wie im Gebrauch des freien Wortes ist,

das ist das Ziel dieser Ausbildung.

Brechts Fernkursus ist das **einzige** Ausbildungsmaterial, welches, im Gegensatz zu den vielen rein theoretischen Büchern, dem Studierenden eine lebendige, stets bewährte Praxis übermittelt. Tausende Damen und Herren haben durch diese Ausbildung nicht nur **logisch denken, frei vortragen** und **reden** gelernt, sondern auch durch die darin enthaltenen Lehren und Grundsätze der **praktischen Lebenskunst** in ihrem privaten und Berufsleben nie geahnte Vorteile erzielt.

Ausführlicher Prospekt wird auf Wunsch kostenlos zugesandt. — Bitte verlangen!

Hier abtrennen.

Wer studierte Brechts Redekunst?

21 Konsuln,
32 Minister, Botschaft., Landräte,
71 Kommerzienräte,
78 Polizeioffiziere,
85 Postdirektoren,
95 Sekretäre,
112 Forstbeamte,
124 Reichs- u. Landtagsabgeordnete,
128 Gerichtsräte etc.,
136 Professoren,
144 Redakteure,
156 Künstler,
281 Hotelbesitzer etc.,
305 Rechtsanwälte,
314 Bürgermeister,
355 Privatiers,
415 Inspektoren,
422 Apotheker,
496 Militärs, Marine
562 Gutsbesitzer,
634 Geistliche,
671 Offiziere,
761 Damen,
864 Assessoren u. Referendare,
1234 Direktoren,
1449 Ärzte,
1571 Fabrikbesitzer,
1678 Studenten,
2367 Schuldirektoren und Lehrer,
5782 Baumeister u. Ingenieure,
10244 Handwerker, Gehilfen u. Gewerbetreibend.
12964 Beamte,
18792 Kaufleute

und Tausende andere.

Senden Sie mir ohne weitere Verpflichtung vollständig **kostenlos** ausführliche Broschüre über

Brechts Ausbildungskursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und REDEKUNST.

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

Wohnung: ....

Adresse bitte deutlich schreiben.

Heftrand!

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co., BARMEN

Dann bleibt jedes Erlebnis, jede Erinnerung und Freude für immer lebendig. — Der Ideal-Apparat, der

Federwerk-Kinamo

erübrigt das lästige Stativ. Filmen ist nicht schwerer und nicht teurer als Photographieren. — Druckschriften gern kostenlos durch

Zeiss Ikon A.G. Dresden

Filme selbst mit Zeiss Ikon-Kinamo

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.